Zwei Jahre

in

Petersburg.

Ein Roman

aus den

Papieren eines alten Diplomaten.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Es ist ein ewiger Cyklus gegeben zwischen der Kunst, zu beobachten, und der Kunst, die Beobachtungen zu erklären. Dieser Cyklus lebt als Gesez in uns, und wir können das Eine so wenig lassen als das Andere: es ist die Axe, auf der der forschende Geist sich fortbewegt; ihre Scheitelpunkte sind Erfahrung und Idee.

Zwei Jahre in Petersburg.

Vorwort.

Es drängt von Außen ſich in jeder Richtung
Ein Strom von Bildern in des Menſchen Sinne,
Der ſtrebt, daß er ihm Wahrheit abgewinne;
Umſonſt, die Wirklichkeit iſt nur Erdichtung.

Er zittert ob des theuern Scheins Vernichtung,
Bekümmert, daß ihm alles Sein zerrinne.
Da zeigt ſich ihm zu ſchönerem Gewinne
Die Welt der Wahrheit in der Welt der Dichtung.

So ſchwinden in ihr Nichts die Truggeſtalten
Der Nacht, wenn durch des Aethers weite Räume
Die Sonne ſich ergießt im ew'gen Lichte.

Beglückt, wem mitten in dem Land der Träume
Der Dichtung Sonnenblicke ſich entfalten,
Daß ſich ſein Leben ſchmücke zum Gedichte.

Den Honig irdiſcher Weisheit ſammeln wir nicht aus Blumen ein, ſondern aus Dornen.

Bulwer.

Nein, meine theure geliebte Großmutter, rief Klara, indem ſie ſich weinend in die Arme der Frau von Burg warf, fürchte für mich nicht die Gefahren dieſer großen fremden Welt. Der geliebte Freund, dem Du mich anvertraueſt, fuhr ſie fort, indem ſie ihrem Gatten, dem Grafen Nordeck die Hand reichte, wird mir ein ſicherer Führer ſein. Und trage ich nicht Dein Bild im Herzen? wird mir nicht ewig jede Erinnerung an Dich zur Mahnung werden, Deiner werth zu bleiben? Kann Dein Kind aufhören Dich zu lieben?

Nordeck zog ſeine Gemahlin ſanft aus den ſie umſchlingenden Armen der ehrwürdigen Großmutter, von der ſie ſeit ihrem vierten Jahre, wo der Tod ihrer Eltern ſie zur Waiſe machte, erzogen war. Sorgen Sie nicht für Klara's Geſchick, bat er;

ein reines Herz ist auch ein starkes Herz, und welche Gefahr kann sie bedrohen, wenn die Liebe sie beschützt?

Ach, antwortete Frau von Burg, bis jetzt ist sie in ihren süßen Jugendträumen von Menschenwerth und Menschenglück so ungestört geblieben, daß ich bei ihrem Eintritt in die Welt vor dem unausbleiblichen Erwachen aus demselben wol bangen muß. Unschuld, Liebe und Vertrauen waren die Schutzengel ihrer kindlichen Unbefangenheit, und sie hat bis heute, unbekümmert um die Folgen ihrer Handlungen, die Bedeutung ihrer Worte, nur den Eingebungen ihres Herzens gehorcht. Alle Sitten, Gebräuche und Meinungen der großen Welt sind ihr durchaus fremd. Seit vierzig Jahren aus den Stürmen des Lebens in diese stille, ländliche Abgeschiedenheit gerettet, bin ich selbst mit der jetzigen Welt so unbekannt, daß ich Klara aus meiner Vergangenheit, die wie ein halb vergessener Jugendtraum hinter mir liegt, keine für die Gegenwart brauchbare Lebensregeln mitzutheilen wußte. Für den Unerfahrenen sind diese überdem doch nur ein leeres Kapitel; nur der Erfahrne prüft sie mit dem Interesse, mit dem der Weltumsegler eine Reisebeschreibung liest, die ihm die bekannten Klippen und Untiefen und seine bei ihrer Umschiffung bestandenen Gefahren zurückruft. Klara steht jetzt an einem Wendepunkte ihres Geschickes, der für ihr Glück und ihren Werth entschei-

vende Folgen herbeiführen muß; ich lege die Leitung desselben mit meinem besten Segen vertrauensvoll in Ihre Hände, lieber Sohn. Bringen Sie sie mir gut und unverdorben zurück, wie ich sie Ihnen jetzt übergebe, und sein und bleiben Sie ihr in allen Lagen ein weiser, zärtlicher und nachsichtiger Freund.

Nordeck drückte die Hand der ehrwürdigen Frau an seine Lippen, und die Thräne, die sein Auge füllte, wiederholte das Gelübde, das er am Morgen dieses Tages vor dem Altar ausgesprochen hatte. Er umfaßte seine Gattin und trug sie rasch in den mit vier Postpferden bespannten Wagen, der sie dem Landgute entführen sollte, dessen Umkreis bis jetzt ihre Welt gewesen war.

Noch in der Blüte des männlichen Alters, gehörte Graf Nordeck schon zu den ausgezeichnetsten Staatsmännern unserer Zeit. Seine Jugend hatte er auf Reisen und an den größten Höfen Europas zugebracht und es schwer gefunden, die Anfoderungen der Weltklugheit mit seiner moralischen Kraft und der sittlichen Reinheit seines Willens in ein richtiges Verhältniß zu bringen. Ungefährdet und unverletzt vermochte er seine Laufbahn als Diplomat nicht zu wandeln; doch blieb ihm stets die Erkenntniß des reinen Menschenwerthes und seine Hochachtung desselben, und je heller er den Trug des Weltverkehrs und die glänzende Nichtigkeit alles Dessen, was sich in

ihm und durch ihn erstreben läßt, kennen lernte, desto lebendiger und tiefer wurde seine Sehnsucht nach einem stillen und wahren Herzensglück. Er erkannte die Gefahr, bei diesem flüchtigen Umherstreifen, bei diesem täglichen Verkehr mit Menschen, die den Menschen nur als Mittel, nur als Repräsentanten von Diesem und Jenem betrachten, sein Herz allmälig an der Fähigkeit, lieben und vertrauen zu können, verarmen zu fühlen. Fast allgemein glaubt man, der Verstand müsse durch mannichfaltige Lebenserfahrungen gewinnen und die Klugheit durch die Menschenkenntniß, die man ihnen verdankt, reifer werden; doch Nordeck empfand, daß man bei einem frischen kräftigen Herzen, wenig Zweifel und viel Glauben an das Gute sicherer auf dem Wege zur Wahrheit und zum Glücke wandele, als es an der Hand des Weltverstandes und der Lebensklugheit zu geschehen vermag. Die vornehmen jungen Männer unserer Zeit sehen gemeinhin das Familienleben nur als eine Zuflucht an, die sie erst dann aufzusuchen brauchen, wenn sie sich auf ihrer Wanderung durch die Welt stumpf und müde gelaufen haben. Nordeck dagegen glaubte, daß man, einmal zu diesem Punkt ermattender Abspannung gelangt, so wenig mehr glücklich zu sein als glücklich zu machen vermöge, und war daher entschlossen, das Glück zu ergreifen, so lange sein Herz noch die Kraft habe, es frisch

und fröhlich zu empfinden. Reich, vornehm, von edler Gestalt, wurde er von den Müttern gefeiert, von den Töchtern ausgezeichnet, fand aber kein Mädchen, das er seine Gattin zu nennen gewünscht hätte. Da erhielt er von seinem Hofe den Befehl, mit geheimen Aufträgen nach Petersburg zu gehen, wo er, ohne officiell als Gesandter aufzutreten, doch wahrscheinlich ein bis zwei Jahr bleiben mußte. Auf der Reise dorthin führte ihn eine Familienangelegenheit zu der Frau von Burg, die er, ohne sie persönlich zu kennen, als eine treffliche Frau und als die geliebteste Jugendfreundin seiner verstorbenen Mutter ehrte. Frau von Burg wohnte in einer der reizendsten Gegenden unsers deutschen Vaterlandes, und als Nordeck an einem schönen Frühlingsabend von dem Gipfel eines Berges herab das Thal erblickte, in dem ihr Gut lag, glaubte er ein Paradies vor sich zu sehen: klare, stille Seen, maigrüne Saatteppiche, Fluren und Wiesen mit blühenden Fruchtbäumen eingefaßt, schattige Gebüsche auf den Bergen, grünes Walddunkel voll Nachtigallgesang und Quellengerieſel, reinliche Dörfer, Kirchen, die wie geweihete Friedensstätten dalagen — und in diesem Paradiese fand er gute, glückliche Menschen, fand an der Seite ihrer Großmutter die kaum siebzehnjährige Klara, blühend in vollem Zauber jener reinen, süßen Anmuth, die die unvergängliche Liebenswürdigkeit einer

edeln, weiblichen Natur verbürgt. Alle seine Jünglingsträume gingen in diesem Elysium wie eine neue Morgenröthe des Daseins entzückend und verklärt in der Seele des Mannes wieder auf, und je länger er Klara sah, desto beglückter und vertrauender wurde er.

In Klara's Herzen schlummerten die tiefsten und mächtigsten Gefühle noch unter dem Rosenduft reiner Kindlichkeit; ungefesselt von irdischer Schwere schwebte diese zarte Psyche, die die Natur in das Gewand der blühendsten Jugendschönheit gehüllt hatte, über das Leben hin. Ihre tiefblauen Augen schwammen in jenem ätherklaren Krystallglanz, der dem Menschenauge nur so lange entstralt, als noch keine Leidenschaft den Frieden himmlischer Unschuld in unserer Seele getrübt hat. Lange dunkle Wimpern beschatteten den wundervollen Glanz dieser Augen, und einen ganz eigenen Zauber verlieh dieser holdseligen Erscheinung die Ahnung, daß sie sich im Lauf einiger Jahre zu noch herrlicherer Schönheit, die Knospe zur vollen Blüte sich entfalten werde. Nordeck führte durch seine Liebe für Klara den Uebergang von bewußtloser Kindlichkeit zur Jungfräulichkeit rasch herbei; sie verehrte ihn, wie sie ihren Schutzgeist verehrt haben würde, wenn er ihr sichtbar erschienen wäre, und mit tiefer Rührung und unaussprechlicher Wonne sah er in ihrem Besitz für sich das wahrste und höchste Glück erblühen. Die Zeit drängte ihn in ihren

Anfoderungen; in dem kurzen Zeitraum weniger Wochen lernte er Klara kennen, warb um sie und empfing am Altar das Gelübde ihrer Liebe und Treue.

Als Klara jetzt an seiner Seite in dem Reisewagen saß, war es, als wolle sie noch im Vorübereilen liebend von Wiesen, Fluren und Gebüschen Abschied nehmen, die der Schauplatz der Freuden ihrer Kindheit gewesen waren; sie bog sich weinend aus dem Wagenfenster und schien es ganz zu vergessen, daß sie nicht allein war; plötzlich wandte sie sich aber um und reichte ihrem Gatten die Hand mit einem Blick, der Verzeihung für ihren Schmerz zu fodern schien. Nordeck's Zärtlichkeit, der Reiz seiner Unterhaltung, die Zerstreuung der Reise — es war die erste, die Klara über die Grenze des Thals führte — besänftigten allmälig den Trennungsschmerz, den sie empfand; er unterhielt sie durch eine Beschreibung von Petersburg und entwarf ihr ein Bild der gesellschaftlichen Verhältnisse, in die sie dort eintreten sollte. Klara hörte ihm mit Vergnügen zu, doch nie vergaß sie in dem Bild von ihrer Zukunft und der Freuden, die sie erwarteten, das Wiedersehen ihrer theuersten und geliebtesten Gespielin und Freundin voranzustellen, die seit einem Jahre in Petersburg lebte.

Wie glücklich bin ich, sagte sie eines Tages zu Nordeck, daß gerade das einzige bekannte Wesen, das ich in Petersburg vorfinde, meine Herzensfreun-

din ist. Ich habe, seitdem Frau von Walden Thereſe nach Rußland mitnahm, nur selten Nachricht von ihr gehabt, und dies betrübte mich sehr, da ich bis zu unserer Trennung gewohnt war, sie täglich zu sehen.

Du kennst ja auch wol den jungen Walden, da dieser gleichfalls in Deutschland erzogen ist? fragte Nordeck.

O ja, antwortete Klara erröthend; er brachte seine Ferien immer bei der Tante meiner Thereſe in Rosenhof zu, und wir sahen uns dann täglich.

Klara's Erröthen fiel Nordeck auf; die Reinheit ihres klaren Blickes und die unbefangene Ruhe, mit der sie lächelnd zu ihm aufsah, machten dies Erröthen unverdächtig; aber er konnte es doch nicht lassen, sie neckend zu fragen, warum sie roth geworden sei?

Die Farbe ihrer Wangen wurde noch lebhafter, doch zögerte sie keinen Augenblick, ihm mit der Aufrichtigkeit eines Engels zu gestehen, sie wisse es selbst nicht; aber es sei ihr bei Nennung von Walden's Namen schon öfter begegnet, daß sie roth geworden sei. „Ich hatte Gustav sehr lieb, setzte sie hinzu, fast so lieb wie meine Thereſe, da wir Drei gewissermaßen mit einander aufgewachsen sind, und doch konnte ich meine Blödigkeit gegen ihn nie ganz überwinden. Als er das letzte Mal bei seiner Tante war, um von

uns vor seiner Rückkehr nach Rußland Abschied zu nehmen, war er sehr betrübt, obgleich er zu seiner Braut reiste, und auch ich habe viel geweint, als er schied, und konnte mich lange nicht über seine Abreise trösten.

Schweige, rief Nordeck bewegt, wecke mich nicht aus dem süßen Traume, der Gegenstand Deiner ersten Liebe, Deiner ersten Jugendneigung zu sein!

Klara sah ihn groß an. Wohl bist Du das, antwortete sie, indem sie seine Hand zärtlich an ihr Herz drückte; wie hätte ich denn Gustav lieben können? er war ja schon seit seiner Kindheit mit einer Andern verlobt und hat nie daran gedacht, mich heirathen zu wollen. Nein, lieber Nordeck, setzte sie mit dem vollen Ausdruck tief empfundener Wahrheit hinzu, ich habe gewiß nie einen andern Mann geliebt als Dich; und nun ist es ja vollends ganz unmöglich, ich bin ja Deine Frau.

Nordeck sah mit tiefer Rührung in ihr frommes, treues Auge und drückte sie fest an seine Brust. Er fand in ihrer unschuldsvollen Offenheit einen neuen Bürgen für die Ruhe seiner Zukunft, und doch blieb ein stummer Seufzer in seinem Herzen, da er sich nicht verhehlen konnte, daß sie sich seiner Liebe mehr dankbar und vertrauend hingab, als daß sie sie erwidert hätte. Ihr Herz schien sich, gleich einer Sensitive, zagend zu verschließen, sobald es von einem tiefern glühenden Gefühl berührt wurde, und die

Liebe war in allen ihren leidenschaftlichen Empfindungen für sie immer noch ein Räthsel, für das es in ihrer Brust kein lösendes Wort gab. Er fühlte aber auch, daß ihr Vertrauen zu ihm ein tief innerliches und ihre Neigung zu ihm stark genug war, es ihr zum Bedürfniß zu machen, sich in alle seine Wünsche zu fügen und in seinem Glück ihr eignes zu finden. Klara's Eintritt in die Welt und ihre neuen Verhältnisse mußten für sie manche gefährliche Prüfung herbeiführen; das konnte er sich nicht verbergen und fühlte die Schwierigkeit der Aufgabe, die sich ihr aufdringenden Ansichten und Erfahrungen so zu ordnen, daß die Harmonie ihres innern Lebens ungestört bleibe, und ihr Geist sich entfalte und bilde, ohne ihr die einfache Kraft des Herzens zu rauben, mit der ein weibliches Gemüth im Weltgewirre oft da siegend ausreicht, wo der geistesstarke Mann erliegt.

Nach einer dreiwöchentlichen Reise näherten sie sich dem Ziel derselben. Von Strelna aus ist der Weg nach Petersburg meilenweit mit reizenden Landhäusern besetzt, welche alle die Aussicht auf das Meer oder auf einen Arm der Newa haben. Von der Landstraße sind diese Wohnungen durch Gärten getrennt, deren Hauptzierden die Birken sind, welche mit ihren schneeweißen Stämmen und dem blassen Grün ihrer Blätter einen pitoresken Abstich zu den dunkeln Fichtenbäumen bilden, die, wie sie, keine

Fremdlinge in dem kalten Lande ſind. Alle dieſe Landhäuſer ſind in dem verſchiedenartigſten Styl erbaut: hier erhebt ſich in der Mitte eines großen Raſenplatzes ein zierlicher griechiſcher Tempel, dort eine chineſiſche Pagode, rundum mit ſilberhell erklingenden Glöckchen behangen; auf jener Seite ſieht man ein Schweizerhaus, das unter der einfachen Außenſeite einer Bauernwohnung alle Verfeinerungen des Luxus, alle Verzierungen fürſtlicher Pracht birgt; ihm gegenüber blickt eine italieniſche Villa aus blühenden Gebüſchen hervor und bildet einen reizenden Gegenſatz zu jenem gothiſchen Schloſſe mit den vielen geſchnörkelten Thürmchen, das in ihrer Nähe liegt. In ungeheuer großen Treibhäuſern reifen in dieſen Gärten, für die der Frühling nur ein flüchtiges Lächeln hat, die Früchte milderer Zonen und ſchmücken in verſchwenderiſcher Fülle die Tafel der ruſſiſchen Großen. Eben ſo fremdartig, eben ſo märchenhaft als dieſe nahe Zuſammenſtellung aller Style antiker und moderner Baukunſt erſcheint auch die Stadt ſelbſt in ihrer großartigen Schönheit, ihrer Regelmäßigkeit, mit ihren goldenen Kuppeln und Thürmen, ihren breiten Kanälen, ihren unabſehlichen Straßen, ihren rieſengroßen Gebäuden, von denen mehre den Umfang einer Stadt haben, und mit dem herrlichen Strom, der ſie ſo mächtig durchflutet und auf ſeinen ätherklaren tiefblauen Wogen die größten Linien-

ſchiffe, bis zu dem Palaſt der Zaaren trägt. Petersburg iſt eine Wunderſtadt, mit der durchaus auf dem ganzen Erdball nichts verglichen werden kann, und neben der Paris und London nur als unförmliche Maſſen, Rom wie eine Weltruine, Neapel wie ein Paradies erſcheint. Alles, was man in Petersburg ſieht, iſt nach einem koloſſalen Maßſtabe angelegt; Alles iſt großartig, prachtvoll, aber fremdartig und wie einem andern Welttheil angehörend. Konſtantinopel allein macht einen ähnlichen Eindruck auf den Fremdling, der es auch bei ſeinem Anblick wie bei dem Anblick von Petersburg empfindet, daß er nicht mehr in der europäiſchen Heimat iſt.

Klara glaubte ſich in eine Feenwelt verſetzt. Es war in den erſten Tagen des Juni, alſo in einer Jahreszeit, wo alle Reichen und Wohlhabenden auf ihren Gütern oder Landhäuſern wohnen. Petersburg iſt dann wie verödet, menſchenleer, ſtumm und ſtill. Die Bewohner aus den untern Volksclaſſen, die man allein noch erblickt, geben der Stadt durch ihre Nationaltracht und ihre langen Bärte einen aſiatiſchen Anſtrich. — Es war ſchon ſpät am Abend, als unſre Reiſenden ankamen. Die große Stadt war wie ausgeſtorben, und die Dämmerung einer nordiſchen Sommernacht, deren roſiger Schein ſo wenig dem Sonnenlicht als dem Mondesglanz gleicht, goß ihr magiſches Licht über Alles aus, was ſie erblickten.

Nordeck hatte im Voraus eine Wohnung für sich miethen und einrichten lassen, in der Alles aufgeboten war, um die für Klara bestimmten Zimmer mit eben so viel Zierlichkeit als Geschmack auszuschmücken. Sie war entzückt von diesem Beweis der liebevollen Aufmerksamkeit ihres Gemahls; und als am andern Morgen ihre Freundin, ihre Therese — der Nordeck, ohne ihr Wissen schon unterweges schriftlich den Tag ihrer Ankunft bestimmt hatte — der erste Gegenstand war, auf den beim Erwachen ihre Blicke fielen, fühlte sie sich vollkommen glücklich und wähnte sich in Petersburg schon einheimisch.

Thränen und einzelne Worte blieben lange die einzigen Dollmetscher der Empfindungen, mit der beide Freundinnen die schöne Stunde dieses Wiedersehens feierten, und nur als Nordeck erschien, sie in das Frühstückszimmer zu führen, wurden sie fähig, zusammenhängend zu reden. Alle Drei waren innig und traulich heiter, Nordeck vorzüglich froh, daß die Freundin seiner Klara einen höchst vortheilhaften Eindruck auf ihn machte, da er voraussah, wie bedeutend dies Verhältniß auf Klara's weitere Ausbildung und Entwickelung einwirken müsse. Therese war einige Jahre älter als Klara und ein Beweis, wie schön sich ein reichbegabtes Gemüth auch unter ungünstigen äußern Verhältnissen in kräftiger Eigenthümlichkeit zu entwickeln vermag. Ein heitrer, vor-

zugsweise auf die praktische Benutzung der Gegenwart gerichteter Sinn war der Grundzug ihres Charakters; sie gab sich dem Leben kindlich vertrauend hin, ohne besondre Ansprüche daran zu machen. Phantasie und Gefühl waren bei ihr, nach Frauenart, leicht erregbar, und doch bewährte sie sich, wo es den Ernst der Pflicht galt, muthig, treu und freudig ausdauernd. Von keinem unruhigen Hang nach äußerer Wirksamkeit getrieben, ergriff sie, selbst im Bezug auf geistige Bildung, vorzugsweise stets Das, was unmittelbar auf das Leben einzuwirken vermochte, und so suchte sie auch Alles, was sie kränkte und verletzte, durch Fleiß und vermehrte Thätigkeit zu überwältigen, ohne gegen sich und Andre viel Aufhebens davon zu machen. In Klara's Seele schlummerte so leise, daß ihn' die erste Anregung wecken mußte, der Hang, mit ihrer Phantasie beschauend über den Tiefen des Daseins zu schweben und sich, abgewendet von dem äußern Leben, in die Welt ihrer Träume und Gefühle zu versenken; Therese wußte dagegen das innere und äußere Leben als ein Ganzes aufzufassen und es mit den Stralen anspruchloser Liebe zu erleuchten.

Beide Freundinnen waren durch ihre einfache Erziehung und die stille Abgeschiedenheit, in der sie ihre Kindheit verlebt hatten, vor der Verkehrtheit bewahrt worden, mit der man heut zu Tage bei der Erzie-

hung junger Mädchen aus den sogenannten gebildeten Ständen vorzugsweise darnach strebt, ihre Aufmerksamkeit von der ersten Gestaltung ihrer Begriffe an nur auf äußere Gegenstände zu lenken und sie die Form der Dinge statt ihre innere Natur und Bestimmung kennen zu lehren. Nur mit Andern beschäftigt, nie mit sich selbst, nur in den äußern Umgebungen, nicht mehr in dem holden Blumengarten kindlicher Bewußtlosigkeit lebend, werden sie schon in den ersten Jahren ihres Daseins der Herrschaft des Gemüthes entrissen, um der eines eiteln Weltverstandes unterthan zu werden. Die Grausamkeit, mit der man jetzt, vorzüglich in Deutschland, die Kinder behandelt, ist viel empörender und strafbarer als es je eine andre Sklaverei war. Welches Recht habt ihr Eltern denn, euern Kindern das von Gott bestimmte und geschenkte Glück der Kinderzeit zu rauben und sie von ihrem sechsten, siebenten Jahr an von früh Morgens bis Abends in Euere Schulstuben einzusperren und sie dann noch obendrein in den sogenannten Freistunden mit Lernen und Schularbeiten so zu peinigen und matt zu quälen, daß ihre arme kleine Seele davon verkrüppelt und die Natur in ihrem heiligen Geschäft der leisen Entwickelung, der individuellen Ausbildung nach angebornen Neigungen und Fähigkeiten, tyrannisch gehemmt wird? Wer nie Kind gewesen, sich nie seine Spiele selbst erfun-

den, nie in Kinderträumen gelebt hat, wird und bleibt zeitlebens ein verkrüppeltes Wesen. Dies gilt von euern Söhnen, aber noch zehnmal mehr von euern Töchtern. Wozu soll diesen der Ballast von ästhetischer und wissenschaftlicher Bildung dienen, den Ihr ihnen aufladet? Wie viel liebenswürdiger, wie viel fähiger, beglückend glücklich zu werden, würden euere Töchter erscheinen, wenn Ihr es ihnen und Euch selbst leichter machtet und der Natur in der Entfaltung der Individualität — und nur diese ist echte Menschenbildung — leise zur Hülfe kämet, statt ihr Wirken gewaltsam zu hemmen!

Befreit die Frauen von ihrer geistigen Unmündigkeit; denn so schön es auch ist, wenn ein edles weibliches Gemüth in Gottes großem Menschengarten in aller Bewußtlosigkeit der Blümennatur aufblüht, so reicht in unsrer Zeit doch keine Frau mehr für das Leben mit diesem Seeleninstinkt sittlicher Schönheit aus. Zur vollendeten Menschheit jedes einzelnen Menschen gehören Grundsätze und ein innig er Zusammenhang dieser Grundsätze mit dem Charakter, und es ist ein höchst gefährlicher Irrthum, diese bei Frauen für entbehrlich zu halten, da es gerade für sie keine schlechtere Lehrmeisterin gibt, als die praktische Erfahrung. Das sichere Bewußtsein klar erkannter, reiner Zwecke muß in schwierigen Lagen sowol Weib als Mann im Gleichgewicht erhalten

und Geist und Herz zum Widerstand gegen das Böse kräftigen. Der Macht des Zufalls darf kein sittlich freies Wesen sich preisgegeben wähnen; um aber das Bessere frei erwählen zu können, muß es feste Begriffe und Urtheile haben, auf die sich im Leben fußen läßt. Das Ideal der Tugend, das uns vorschwebt, so lange die Wirklichkeit noch von den Morgenwolken jugendlicher Täuschung verhüllt wird, ist oft nur ein Trugbild, nicht die für immer auserkorne Geliebte unsers Herzens. Mit Weisheit und Verstand gerecht und tugendhaft zu sein, ist nicht so leicht, als das schnell auflodernde jugendliche Gemüth es wähnt, und so süß es ist, die Tugend zu lieben, so schwer ist es ihr treu zu bleiben. Das wußte Nordeck, und es war ihm daher überaus wichtig und erfreulich, in Therese ein Wesen zu erkennen, dessen Fürsorge er das Kleinod seines Herzens da sicher anvertrauen konnte, wo sein Blick ihr nicht folgen, seine Hand sie nicht stützen konnte.

Therese lud ihre Freunde im Namen ihrer Mutter, der Frau von Walden, ein, den Tag bei ihr zuzubringen und erbot sich, nach Tische mit Klara zu den berühmtesten Modehändlerinnen zu fahren, da diese ihre Ausstattung an Putz und Kleidung erst in Petersburg einzukaufen gesonnen war. Nach dem Frühstück entfernte sich Nordeck, und beide Freundin-

nen rückten nun zu traulichem Geplauder näher an einander.

Wie glücklich macht mich Deine Ankunft! sagte Thereſe. Wie ſchön werden nun die frohen Tage wiederkehren, wo wir am Abend bei unſrer Trennung keinen andern Wunſch hatten, als uns am Morgen wiederzuſehen! Unausſprechlich habe ich mich hier oft nach Dir geſehnt, Dich vermißt, Dich entbehrt! Die Hoffnung, Dich wiederzuſehen, lag in ſo weiter Ferne, und nun biſt Du da, und ich kann Dir aus voller Seele Glück wünſchen, da es über den Charakter und den Werth Deines Mannes nur Eine Stimme gibt.

Klara erzählte ihm, wie Nordeck ſie kennen und lieben gelernt habe, und fragte dann im Fortgang des Geſpräches, ob Guſtav nicht auch mit ſeiner jungen Frau zum Winter nach Petersburg kommen werde.

Mein Bruder, antwortete Thereſe, iſt nicht verheirathet und wird ſich auch, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſobald nicht verheirathen.

Wie geht das zu? rief Klara erſtaunt. Als ich ihn zum letzten Male ſah, ging er ja nach Liefland, um ſich mit Maria Roſen zu vermählen.

Dieſe Verbindung iſt gelöſt worden, ſagte Thereſe zögernd; Du ſcheinſt aber mit Guſtavs Schickſal und ſeinen Geſinnungen unbekannter als ich glaubte,

und ich weiß wahrlich nicht, ob ich Dir da Alles ſagen darf.

Und warum nicht? unterbrach Klara ſie lebhaft. Wir haben ja nie ein Geheimniß für einander gehabt, und es würde mich unendlich betrüben, wenn Du glaubteſt, daß ich in meiner jetzigen Lage nicht noch eben ſo innigen Antheil an Allem nähme, was Dich und Guſtav betrifft, als vor meiner Verheirathung. Nein, Thereſe, verſchweigen darfſt Du mir nichts, Du mußt mir Alles erzählen, was Guſtav begegnet iſt, und das ſo ausführlich als möglich.

Thereſe fragte, ob Klara ihren Bruder noch oft nach ihrer Abreiſe von dem Gute ihrer Tante geſprochen habe. Ich weiß, ſetzte ſie hinzu, daß er noch einige Male in Roſenhof war, aber es ſtimmte ihn ſtets ſo trübe, wenn ich das Geſpräch auf ſeinen dortigen Aufenthalt lenkte, daß ich mir verſagt habe, genauer darnach zu forſchen, und ich nun von Dir zu erfahren wünſche, ob Dir damals in ſeinem Betragen und in ſeiner Stimmung keine Veränderung merkbar geworden iſt.

Ich ſah ihn bei ſeinen letzten Beſuchen in Roſenhof faſt eben ſo oft, als wie Du noch dort warſt, antwortete Klara unbefangen. Seit meiner Kindheit daran gewöhnt, ihn wie meinen Bruder anzuſehen, ſchloß ich mich nach Deiner Abreiſe noch inni-

ger an ihn an, da ich mit ihm ganze Stunden lang von Dir reden konnte. Er hat Dich so lieb! Aber so vergnügt wie sonst waren wir nicht mehr — Du fehltest uns und Gustav wurde, je öfter wir uns sahen, je stiller und betrübter. Wir saßen oft lange ganz stumm neben einander; er seufzte; ich wußte, daß er dann an Dich dachte, und seufzte mit. Als er zum letzten Mal zu uns kam, um von uns Abschied zu nehmen, waren wir Beide sehr betrübt; wir gingen den Abend vor seiner Abreise in dem kleinen Gehölz spazieren, das immer unser Lieblingsplatz war, und setzten uns bei dem Wasserfall nieder. Ich weinte ganz heimlich — von Dir war' ich schon getrennt, nun verließ Gustav mich auch, und ich durfte nicht hoffen, je wieder mit Euch vereinigt zu werden. Ach, Gustav, sagte ich ihm endlich, ich bleibe hier nun ganz allein; wirst Du dann oft an mich denken und mich auch in der Ferne lieb behalten? — Gewiß, gewiß, antwortete er mir mit gepreßter Stimme. Er küßte meine Hände, er weinte, es war, als ob er mir etwas sagen wollte, aber plötzlich sprang er auf: lebe wohl, Klara! rief er, Engel mögen Dich stets umschweben! und fort war er, liebste Therese, und ich habe ihn nicht wiedergesehen. O wie betrübt war ich damals! — Da kam mein Nordeck; ich wurde, eh' ich es mich versah, seine Braut, seine Frau, und nun bin ich auch wie-

der mit Dir vereinigt, und nur Guſtav fehlt uns noch, um ganz glücklich zu ſein.

Du weißt, fing Thereſe ihre Erzählung an, daß er ſchon ſeit ſeiner Kindheit mit Marie Roſen verſprochen war, und wir waren mit dem Gedanken an dieſe Verbindung ſo vertraut, daß wir ſie für eben ſo einfach nothwendig hielten, als daß er mein Bruder war, und uns um die Gründe dieſer Verlobung nie kümmerten. Es war eine ſeit Mariens Geburt von den Vätern abgeſchloſſene Sache; das war Alles, was wir wußten. Guſtav iſt, wie Du weißt, ſechs Jahre älter als ich, und da ich ſchon in meinem vierten Jahre zu der Tante nach Roſenhof kam, um von ihr erzogen zu werden, blieb ich auch mit allen Familienverhältniſſen des älterlichen Hauſes faſt ganz unbekannt, und ich habe erſt jetzt erfahren, wie es mit dieſer Verbindung zuſammenhing. Für heute iſt es zu einer ausführlichen Erzählung ſchon zu ſpät, aber morgen will ich Dir einen Brief von Guſtav bringen, der Dich mit der ſchmerzlichen Vereitelung ſeiner Wünſche und Plane bekannt machen wird.

Klara willigte, wenn gleich ungern, in dieſe Verzögerung, und beide Freundinnen trennten ſich mit der ſüßen Gewißheit, ſich im Verlauf weniger Stunden wiederzuſehen.

Wie ſchön war dieſe Welt geſtaltet,
So lang die Knospe ſie noch barg!
Wie wenig hat ſie, ach, entfaltet —
Dies Wenige wie rauh und karg!

Schiller.

Thereſe hatte ihre Freundin darauf vorbereitet, daß ſie außer ihrer Familie noch einige Perſonen bei ihrer Mutter vorfinden werde, und ſo ſtieg ſie nicht ohne einiges Bangen in den Wagen, der ſie nach dem Landhauſe der Frau von Walden führen ſollte, da es ihren erſten Eintritt in eine größere, ihr ganz fremde Geſellſchaft galt.

Frau von Walden, eine kleine dicke, mit modiſchem Flitterſtaat aufgeputzte Geſtalt, empfing Klara nicht mit der freundlichen Gutmüthigkeit, die ihr natürlich geweſen wäre, ſondern mit all der ſteifen Förmlichkeit, die ſie dem Range der Gräfin von Nordeck und den Foderungen des guten Tones ſchuldig zu ſein glaubte, und ſtellte ihr ihre älteſte Tochter, die Oberſtin von Korſakow, und noch einige anweſende Damen vor. Klara war noch ſo gar nicht daran gewöhnt, als eine Dame von Rang aufzutreten; ihr war noch ſo mädchenhaft zu Sinne, daß ſie, zum großen Befremden der Frau von Walden, Miene machte, ſich fern vom Sopha neben Thereſe ſetzen zu wollen. Doch ein ſolcher Verſtoß gegen alle

Ceremonialgeſetze konnte nicht geduldet werden, und ſie mußte den ihr gebührenden Platz einnehmen.

Klara zog Aller Blicke auf ſich und wurde der Gegenſtand neugieriger Beobachtung. Mehre der anweſenden Herren traten in eine Fenſtervertiefung zuſammen, um ſich ihr Urtheil über ſie mitzutheilen. Graf Butbu führte hier das Wort. Er gehörte zu den vornehmen Vagabonden, die man, ohne daß ſie irgendwo einheimiſch ſind, bald hier, bald dort in den europäiſchen Salons antrifft. Jung, wohlgeſtaltet, der jüngere Sohn eines reichen und vornehmen Hauſes, wußte er ſich in gewiſſen Kreiſen leicht die Bedeutenheit eines Tonangebers zu erwerben und wurde auch als ſolcher in dem Hauſe der Frau von Walden gefeiert. Eigentlich war er viel unſchädlicher, als er es zu ſein wünſchte, da er im Grunde nur ein Aggregat von lauter Surrogaten der Eigenſchaften war, die er gerne hätte beſitzen mögen; ſo war er z. B. geckenhaft ſtatt liebenswürdig, impertinent ſtatt witzig, boshaft ſtatt geiſtreich u. ſ. w. Neben ihm ſtand der Baron Sasdorf. Der Gott des Reichthums iſt nicht allein blind, ſondern er verblendet auch ſeine Günſtlinge und verhindert ſie dadurch, die Armſeligkeit ihres Daſeins einzuſehen. Der Baron gehörte zu dieſen Günſtlingen; der Langenweile ſo gewohnt, daß ſie ihm ein ganz natürlicher Zuſtand der Reichen und Vornehmen zu ſein dünkte, glaubte er,

die ganze Welt sei mit ihm so zufrieden, wie er selbst es war. Er lieh seine englischen Reitpferde Jedem, der sie zu reiten wünschte; er spielte hoch, ohne das Spiel zu lieben, machte aus Gefälligkeit Alles mit, was man ihm vorschlug, und galt für einen liebenswürdigen jungen Mann, von dem besten Herzen. Er hatte sich kürzlich mit Fräulein von Korsakow, der Schwester des Obersten, verlobt, ohne eigentlich zu wissen warum; aber es hatte sich Alles so hübsch bequem wie von selbst bei dieser Verbindung gefügt, und heirathen mußte er ja doch ein Mal, da es in seiner Familie hergebrachte Sitte war, daß der älteste Sohn sich mit dem fünfundzwanzigsten Jahre verheirathete.

Ihm zur Seite stand der Kammerherr Bülow, einer jener heitern Lebemänner, die ohne Kunst, Wissen, Mühe und Zwang ihr Dasein verleben, es mit Niemanden gern verderben, Jedermanns Freund sind, Allen in Allem Recht geben, Alles über die Maaßen bewundern und sich ebenso über Alles verwundern, Alles belachen und am geläufigsten über Dinge reden, von denen sie durchaus nichts verstehen.

Oberst Korsakow, Theresens Schwager, war jung und gut gewachsen; allein seine sonst regelmäßigen Züge waren durch den Ausdruck zweier gemeinern Leidenschaften so entstellt, daß ein Maler ihn hätte zum Modell brauchen können, wenn er Neid und

Habsucht in einem Wesen vereinigt darzustellen gehabt hätte. Für sich allein oder im Familienkreise sah er ernst und mürrisch aus; in Gesellschaft, und wo er sich angenehm machen wollte, verzogen sich seine Züge zu einem Lächeln, das ihn vollends entstellte. Nie hatte er irgend einem Menschen ohne Nebenabsicht die kleinste Gefälligkeit erzeigt, und man wußte allgemein, daß er irgend Bedenken tragen würde, seine Pflicht seinem Vortheil aufzuopfern; und doch war er in der Gesellschaft gerngesehen: er tanzte, er sang, er spielte hoch und hatte ein besonderes Geschick, vornehme Bekanntschaften zu erhaschen und es prahlend geltend zu machen, daß er sie habe. Dabei ließ er sich zu Vielem gebrauchen und übernahm für die ganze Welt Aufträge und Bestellungen, bei deren Besorgung er die Kunst übte, aus ihnen stets Vortheil für sich zu ziehen.

Während diese Herren Klara lorgnirten, wandte sich ihre Nachbarin von ihr ab, um mit Frau von Korsakow zu flüstern. Klara empfand, daß sie der Gegenstand ihres Gesprächs sei, und erröthete im Gefühl der Unbehaglichkeit. Auch trog ihre Ahnung sie nicht. Beide Frauen verwunderten sich spottend über die Einfachheit ihres Anzugs. Frau von Korsakow kannte nichts Wichtigeres als ihre Toilettenangelegenheiten; sie hatte sich diesen Tag besonders sorgfältig gekleidet, um nicht von Klara verdunkelt

zu werden, von der ſie vorausſetzte, daß ſie, eben erſt aus Deutſchland angekommen, im Beſitz der neueſten Moden ſein müſſe, und nun fand ſie ſich in dieſer Erwartung durch Klara's höchſt einfachen Anzug getäuſcht. Auch war ſie mit ihrem Urtheil über ſie ſchnell fertig. Die Frau muß ganz unbedeutend ſein, ſagte ſie ſich und Andern, ein wahres Gänschen; unbegreiflich, daß Nordeck ſie gewählt hat, und dumm! dumm! ſie verſteht ja nicht einmal ſich ordentlich anzuziehen, und wird, wenn man mit ihr ſpricht, einmal über das andre roth, als ſei ſie eine deutſche Paſtorstochter.

Endlich öffneten ſich die Thüren des Eßzimmers, und der Oberſt Korſakow bot Klara den Arm, ſie zu Tiſche zu führen. Ihr Nachbar bei demſelben, ſuchte er ſie durch Mittheilung von petersburger Tagsneuigkeiten zu unterhalten, die für Klara kein Intereſſe haben konnten, da ſie Kunde aus einer ihr ganz unbekannten Welt waren. Aber dieſe Nachricht hatte er bei dem Fürſten Gallizin, jene bei der Gräfin Woronzow gehört; dieſe Neuigkeit wußte er aus einem Briefe, den ihm der *ſche Geſandte zu leſen gegeben hatte, jene war ihm von dem Miniſter N.. ſelbſt beſtätigt worden. Frau vom Walden hörte mit ſichtlichem Vergnügen dem Geſpräch ihres Schwiegerſohns zu und ſandte ſpähend ihre Blicke auf Entdeckung umher, ob die Geſellſchaft auch höre, auf

welchem vertrauten Fuß er mit so vornehmen Leuten umgehe. Keiner dachte daran, ein Gespräch auf die Bahn zu bringen, an das die Fremde, in diesem Kreise ganz Unbekannte Antheil nehmen könne, bis sich endlich eine der anwesenden Damen an Klara mit der Frage wandte, ob sie der deutschen oder der französischen Schauspielergesellschaft den Vorzug gebe, und welches Theater sie zuerst besucht habe.

Ich bin erst seit gestern in Petersburg angekommen, antwortete sie; aber ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, der Aufführung eines Schauspiels beizuwohnen, und freue mich sehr auf den Besuch der hiesigen Theater.

O welch ein beneidenswerthes Glück, gnädigste Frau, rief hier ein junger Mann, der nicht fern von ihr saß; und was wollte ich darum geben, es mir erkaufen zu können! Man macht unsern neuern dramatischen Dichtern häufig einen Vorwurf daraus, daß sie uns nicht mehr hinzureißen und zu entzücken vermögen, und doch ist dies nur unsre Schuld und nicht die ihre. Wir sind von Kindheit auf mit den dramatischen Vorstellungen zu vertraut, und dadurch geht die Ueberraschung und die Gewalt des ersten Eindruckes für uns verloren, noch ehe wir uns ihrer bewußt sind. Wer das große, das wahrhaft Schöne in Kunst, Leben und Natur erfassen und sich daran erfreuen und bereichern will, sollte sich vor Allem die

Freiheit eigner Wahrnehmung zu erhalten ſtreben; aber wo wird Einem von uns noch das Glück zu Theil, etwas zu ſehen, zu hören, zu denken, zu empfinden, von dem er nicht ſchon reden gehört, oder von dem er nicht ſchon geleſen hat? Wüthend hat es mich gemacht, als mir in Italien bei den ſchönſten Gemälden und Statuen unaufhörlich Gedichte in den Sinn kamen, in denen ſie beſungen waren, oder fremde Urtheile, die ich gehört, Beſchreibungen, die ich geleſen hatte, und vor deren Andrang ich mir nun meiner eignen, treuen, urſprünglichen Empfindung bei ihrem Anblick nicht bewußt zu werden vermochte.

Gewiß, ſagte Nordeck lächelnd, ſo angenehm es iſt, ſpäterhin ſeine eignen Beobachtungen durch fremde berichtigen zu können, ſo nachtheilig iſt es für uns im umgekehrten Fall. Das Erſtere führt allein zum echten Selbſtgenuß, das Letztre nur zur Kritik, und dieſe iſt unfruchtbar für die Bereicherung unſers innern Lebens.

Daher iſt auch in unſern Tagen nichts ſeltner, antwortete Baron Rehbinder — ſo hieß der junge Mann — als ein offner Sinn, der ſtill und ohne Klügelei die reichen Schätze der Kunſt und der Natur in ſich aufnimmt. Allen Beweiſen und Urtheilen im Gebiet des Schönen kann am Ende doch nur in der Tiefe des eignen Gemüths Beſtätigung zu Theil werden. Die Kunſt iſt in unſrer Zeit aus

einer heiligen Prophetengabe zu einem Handwerk geworden; der Geist geht in todten Formeln unter, und der Mensch verarmt, wo der Gelehrte sich bildet. Wie anders war es in jenem Zeitalter, wo der Dichter, der Künstler mitlebend, mitgenießend in und zu seinem Volke stand, und die Lieblinge der Musen, wie Göttersöhne geehrt, der Stolz ihres Landes und ihrer Fürsten waren und sich in ihnen noch die Kraft der alten Welt mit der romantischen Blüte der neuern Zeit vermählte!

Es ist leider nur zu wahr, nahm einer der Anwesenden, ein Mann von mittlern Jahren, der Nordeck als ein Graf Sivers vorgestellt worden war, das Wort, daß den Dichtern vorzüglich in unserer Zeit das Einwirken auf ihre Zeitgenossen und das Mitleben mit ihnen fehlt, wodurch allein die Blüten ihrer Phantasie sich jugendfrisch zu erhalten vermögen. Der Dichter ist uns jetzt weit öfter ein Räthsel, das auf eine verhüllte Zukunft hindeutet, als ein Spiegel der Gegenwart, und daher auch das allgemeine Streben, diesen Mangel des eignen, frischen, kräftigen Lebens durch Aneignung des Alten und des Ausländischen ersetzen zu wollen. Was aber einmal vom Zeitenstrom hinweggerissen ist, vermag keine lebende Macht mehr zu üben. Wol erklingen auf ihm dahinflutend die Töne der Vergangenheit, gleich dem Lied des sterbenden Schwanes, in zaubervoller

Verklärung; sie bewegen unser Herz wie jeder Anklang von der Flüchtigkeit des irdischen Daseins, von der Sehnsucht nach dem Ewigen, die im Menschengeschlecht nie erstirbt; aber sie können uns nicht zu der großartigen Einfachheit versunkener Jahrhunderte zurückführen. Das Alterthum gleicht einem hochgewölbten tausendjährigen Eichenhain, unsre Zeit einer in bunter Mannichfaltigkeit prangenden Blumenebene. In der neuern dramatischen Literatur läßt nun vollends der fremdartige Geist der, ausländischen Formen nachgebildeten Schauspiele das eigentliche Leben gleichgültig, und das Erdenken scheint bei ihren Verfassern das Dichten mehr und mehr verdrängen zu wollen.

Die fremdartige Form und die ausländischen Stoffe tragen nicht allein die Schuld, wandte Baron Rehbinder ein, wenn das Publicum durch die neuern dramatischen Producte so gar nicht zu lebendiger Theilnahme angeregt wird. Die Deutschen sind ja jetzt reicher denn je an vaterländischen Trauerspielen; ihre talentvollsten und ausgezeichnetsten Dichter haben sich an der Ausführung von Tieck's und Solger's Idee, die Geschichte der Hohenstaufen zu einem Cyklus von Trauerspielen zu benutzen, versucht; aber nirgends hat das Publicum, so wenig das lesende als das zuschauende, ein nur einigermaßen lebendiges Interesse an diesen Werken gezeigt.

Weil dem Publicum so gut wie den Dichtern, antwortete Nordeck, die Bewußtlosigkeit fehlt, die eben so wol eine Bedingung des echten Kunstgenusses als des echten Kunstwerkes selbst ist. Die Personen in allen diesen Trauerspielen scheinen uns von dem Dichter nur erdacht, damit sie diese oder jene Ansicht, diese oder jene Meinung aussprechen sollen; mir sind viele dieser Dichtungen oft nur als Allegorien vorgekommen, wol gar als erklärende Beispiele zu irgend einer historischen oder juristischen Dissertation. Nur Das, was ohne äußeres Zuthun, aus der Brust des Dichters, dem tiefsten, innerlichsten Quell seines reichsten Lebens entströmt, wird zu jeder Zeit Theilnahme wecken und Verständniß erzeugen; ein solches Dichterwerk wird, indem es jeder erdachten Absicht, jedes bewußten Zweckes ermangelt, tausend herrliche Gedanken wecken, und künftige Jahrhunderte werden die Ideen, die ihre Heroen begeistern, schon in ihnen niedergelegt zu finden glauben. Ich erinnere hier nur an Shakspeare; wie erscheint er uns so unerschöpflich reich, ewig neu, ewig räthselhaft und doch unsere Zeit so leicht mit ihm sich verständigend. Er ist ein schlagender Beweis, daß das wahr Empfundene, wahr Gedachte nie zu veralten vermag und in seiner Tiefe nie zu erschöpfen ist. Wo aber das ganze Drama nur zur Entwickelung einer einzigen, gleichsam erstarrten Idee bestimmt zu sein scheint, da

kann nur eine Zeit daran Behagen finden, deren Schooskind eben diese Idee ist; jede andere bleibt gleichgültig dagegen. Ein Beispiel davon sehen wir an der Schicksalsidee einiger neuern dramatischen Dichter; diese ist dem lebenden Geschlecht so fremd, sie ist so entschieden unchristlich, daß sich die Menge im dunkeln Gefühl dadurch empört fühlt und alle diese Stücke, von ihr unbeachtet und ungeliebt, schnell der Vergessenheit anheimfallen.

Mir scheint auch, sagte Rehbinder, das Publicum in seiner Bildung zu dem Punkt gekommen zu sein, wo es an jeden Schriftsteller die Foderung macht, daß er den Leser productiv anregen soll, statt ihn, sei es auch auf geistreiche Weise, zwingen zu wollen, sich mit ihm in die Sphäre seiner Ideen und Ansichten einschließen zu lassen.

Lassen Sie uns hoffen, fiel Graf Sivers ein, daß bald wieder ein Werk voll mächtigen, unwiderstehlichen Natursinnes den Zauber der Erstarrung löse, der jetzt die tragische Muse der deutschen dramatischen Dichter zu lähmen scheint. Phantasie, reines Naturgefühl, Liebe und Begeisterung sind zu unvergängliche Züge der deutschen Volksthümlichkeit, als daß sie je in den deutschen Dichtern ersterben könnten, und die Schärfe des herrschsüchtigen Verstandes mußte sich vielleicht nur eine Zeit lang unter uns geltend machen, um die Ueberschwänglichkeit

einer gewiſſen neu-romantiſchen Schule zu der ruhigen und klaren Beſonnenheit zurückzuführen, die den Deutſchen ſo wohl anſteht.

Mag man unſre Zeit überhaupt anklagen, wie man will, ſetzte Nordeck hinzu, ſo iſt ſie doch darin ſchön und groß, daß Kunſt und Wiſſenſchaft jetzt allgemein als die edelſten Gemeingüter der veredelten Menſchheit anerkannt werden; gleichſam als die befruchtende Mittelregion, aus der die hohen Berggipfel Religion und Staat emporragen, um durch ſie hin den Ebenen in ihren Quellen Nahrung und Gedeihen zuzuſenden.

Klara hörte dieſer Unterredung mit um ſo geſpannterm Intereſſe zu, da ihr der reinſte geiſtige Genuß, der einem weiblichen Weſen zu Theil werden kann, der, gebildete Männer ſich mit einander beſprechen zu hören, ganz neu war; aber für den größten Theil der Anweſenden war dieſe Unterhaltung eben ſo langweilig als unverſtändlich, und ſie wurde auch für Frau von Walden die Veranlaſſung, die Tafel früher aufzuheben, als es ſonſt der Fall geweſen ſein würde.

Im übrigen Verlauf des Abends fand ſich für die beiden Freundinnen keine Gelegenheit zur Fortſetzung von Guſtavs Geſchichte; Thereſe verſprach aber beim Abſchied, den andern Morgen zu Klara kommen zu wollen, und dieſe, des ſpäten Aufbleibens noch nicht gewohnt, fühlte ſich zu ermüdet, um noch

mit Nordeck die Eindrücke des verlebten Tages auf sie besprechen zu mögen. Beim Erwachen war aber Thereſe ihr erſter Gedanke; ſo wenig ſie auch von der Welt wußte, ſo hatte ſie doch die, vielen Frauen eigne Gabe, Vieles von ihr zu errathen, und ſo war auch von ihr das Misverhältniß, in dem Thereſe zu ihrer Familie ſtand, nicht unentdeckt geblieben, und ſie fühlte in der Seele ihrer Freundin den Schmerz, durch Familienbande mit Menſchen verbunden zu ſein, die man nicht achten kann und die uns durch ihre Gehaltloſigkeit verletzen.

Frau von Walden war in ländlicher Einſamkeit aufgewachſen und ihre Erziehung ſehr vernachläſſigt worden. Jung verheirathet, bewohnte ſie mit ihrem Mann ein Gut in Liefland, und als er ſtarb, änderte ſie auch in den erſten Jahren ihres Witwenſtandes nichts in ihrer Lebensweiſe. Der Oberſt Korſakow lernte ihre älteſte Tochter, die der Abgott der Mutter war, in Riga auf einem Balle kennen; ihre Schönheit zog ihn an, ihr Vermögen feſſelte ihn; er warb um ihre Hand und beredete, als er dieſe erhielt, ſeine Schwiegermutter, ihn nach Petersburg zu begleiten, wo er in Garniſon ſtand, um dort mit ihm ein Haus auszumachen. In dieſen neuen Verhältniſſen entwickelten ſich nun ſchnell bei Frau von Walden alle die Charakterfehler, die ſich in ihren frühern Lebensverhältniſſen nur als kleine Schwächen

angedeutet hatten. Eitelkeit und Glanzſucht waren die hervorſtechendſten darunter. Ihre Tochter in die große Welt eingeführt, ſie darin glänzen zu ſehen, galt ihr für ein um ſo wünſchenswertheres Glück, da ſie ſelbſt ſich nicht die Feinheit einer großſtädtiſchen Lebensweiſe anzueignen vermochte. Frau von Korſakow ſtürzte ſich in die Zerſtreuungen der großen Welt, und ohne inneren Gehalt, nahm ſie alle Verkehrtheiten einer Modedame an. Thereſe nahm wenig Theil an dem geräuſchvollen Leben in ihrer Mutter Hauſe; außer demſelben erzogen und im Beſitz eines unabhängigen Vermögens, wußte ſie, trotz ihrer Jugend, eine edle Selbſtändigkeit zu behaupten, und das bedeutende Koſtgeld, das ſie zahlte, ſicherte ihr eine Freiheit der Lebensweiſe, die man ihr ſonſt ſchwerlich zugeſtanden haben würde.

Als ſie am folgenden Morgen bei Klara erſchien, löſte ſie ihr Verſprechen durch folgende Erzählung.

„In meinem vierten Jahre verließ ich, wie Du weißt, das Haus meiner Aeltern, und da ich es erſt nach dem Tode meines Vaters wieder betreten habe, vermag ich mich des theuern Mannes kaum noch zu erinnern. Nur dunkel ſchwebt mir ſeine Geſtalt vor; er war groß, ſah ſehr ernſt aus und wurde von Allen, die ihn umgaben, geliebt, aber auch gefürchtet. Als er meine Mutter heirathete, war ſie ein armes Mädchen und er ein unbemittelter junger Officier; doch

schon in dem ersten Jahr ihrer Verbindung erbte er von einem weitläuftigen Verwandten das schöne große Rittergut Lindenthal in Liefland, das meine Aeltern seitdem bewohnten, doch mit diesem Gute auch zugleich einen Proceß mit einem benachbarten Gutsbesitzer, dem Baron Rosen, dessen Sohn der liebste und vertrauteste Herzensfreund meines Vaters war. Dieser Proceß hinderte, ob es sich gleich um den Besitz von Lindenthal handelte, den freundschaftlichen Umgang beider Familien nicht. Der junge Rosen hatte nur eine Tochter, die mit mir in gleichem Alter war; wir sahen uns oft, und wenn Marie, so hieß sie, sich nach Kinderart häufig mit' mir zankte, so wurde dagegen das gute Vernehmen zwischen ihr und Gustav nie gestört, und sie liebte diesen mit einer für ihr Alter ungewöhnlichen Innigkeit. Nie trennte sie sich von ihm ohne Thränen, und keins unserer Spiele hatte Reiz für sie, wenn er nicht daran Antheil nahm.

„Die beiden Väter belustigten sich oft an den kindlich naiven Zügen dieser Zärtlichkeit und Mariens Vater gefiel sich darin, auf einem so unsichern Grund, wie es die Empfindungen zweier Kinder sind, Entwürfe für die Zukunft zu gründen. Er suchte Mariens Zärtlichkeit für Gustav auf alle ersinnliche Weise zu vermehren, nannte sie immer seine kleine Braut, und als nach dem Tode seines Vaters das Urtheil der zweiten Instanz in dem Processe, der um Lin-

denthal geführt wurde, zu seinem Vortheil ausfiel, schlug er meinem Vater vor, den Proceß niederzuschlagen und ihn ungestört in dem Besitz des Gutes zu lassen, bis Gustav Marien seine Hand reichen könne, wo es dann das gemeinschaftliche Eigenthum des jungen Paares werden sollte. Mein Vater nahm diesen Vorschlag dankbar an, und es wurde nun noch festgesetzt, daß, wenn durch Mariens Schuld diese Verbindung nicht zu Stande komme, Lindenthal dann an Gustav, und so im entgegengesetzten Falle, an Marie fallen solle.

„Von diesem Zeitpunkt an gewöhnte man die Kinder, sich als für einander bestimmt anzusehen, und vielleicht wäre aus diesem Verhältniß Beider Lebensglück erblüht, wenn Marie nicht ihre Mutter verloren hätte und ihr Vater, der seiner siebenjährigen Tochter auf dem Lande nicht die Erziehung geben zu können glaubte, die er für sie wünschte, sie nach Königsberg zu ihrer Großmutter, der Gräfin Dohna, gebracht hätte. Seit dieser Trennung hat Gustav sie nicht wiedergesehen. Baron Rosen, der ihn ganz wie seinen eigenen Sohn liebte, nahm ihn nach zwei Jahren mit zum Besuch nach Königsberg; allein sie fanden Marie an den Masern krank und Gustav, der diese noch nicht gehabt hatte, durfte seine kleine Braut während der Zeit seines dortigen Aufenthalts nicht sehen. Die Abwechselungen und die Zerstreuungen der Reise tröſteten ihn leicht darüber. Das Jahr

darauf ſtarb mein Vater, und die Vormünder ſandten Guſtav nach Deutſchland, um dort auf einer Ritterakademie und ſpäter auf der Univerſität ſeine Studien zu vollenden. Nun lernte er Dich kennen, meine Klara, und gewiß, es ſind unvergeßlich glückliche Tage, die wir in jenen Jahren während ſeiner Ferien mit ihm verlebten, und meine Liebe für Dich war zu innig, als daß ich je auf den Vorzug, den er Dir ſo ſichtlich gab, eiferſüchtig geworden wäre.

Die Verheirathung meiner Schweſter gab auch meinem Schickſal eine andere Wendung; mein Schwager fand, daß ich, ſtatt bei meiner Tante zu leben, verpflichtet werden könne, ihm und meiner Mutter ein beträchtliches Koſtgeld zu zahlen, und beſtimmte dieſe daher, auf meine Zurückkunft nach Rußland zu dringen. Du weißt, wie ſchwer mir die Trennung von Roſenhof wurde, aber ich hielt es für Pflicht, den Wunſch meiner Mutter zu erfüllen. Guſtav blieb noch ein Jahr länger in Deutſchland und kam dann zu uns. Mir entging bei dieſem Wiederſehen die an Abneigung grenzende Gleichgültigkeit nicht, die er gegen ſeine Braut zu empfinden ſchien; das Bild der Geſpielin ſeiner Kindheit war in ſeinem Herzen ganz erloſchen und ein anderes mit Feuerzügen darein gegraben; ich war aber zu unerfahren, um ſein Geheimniß zu errathen; ich ahnte kaum, daß er eins hatte, und von Jugend auf daran gewöhnt, mir nur

Marie als seine Braut zu denken, schien es mir auch ausgemacht, daß er keine Andre lieben könne.

„Baron Rosen konnte jetzt mit Recht erwarten, daß Gustav zu ihm eilen werde, das Glück in Anspruch zu nehmen, das er ihm zugesagt hatte; allein Gustav verzögerte unter mancherlei Vorwand seine Reise nach Liesland von Woche zu Woche. Er liebte und verehrte den Baron wie einen zweiten Vater; er wußte, daß der treffliche Mann alle seine Hoffnungen auf Mariens Verbindung mit ihm begründete, und noch ernster fühlte er die Verpflichtung, das von seinem Vater gegebene Wort zu ehren. Dem Willen eines Lebenden setzt man viel leichter Widerstand entgegen, aber es ist eine Verletzung der Pietät, den letzten Wunsch eines Sterbenden, sein Vermächtniß an die Treue der Seinigen, unerfüllt zu lassen. Auch verlor Gustav mit der Rückgabe von Lindenthal an Marien nicht nur sein ganzes eignes Vermögen, sondern auch meine Mutter den größten Theil des ihr ausgesetzten Witthums, da mein Vater in seinem Testament Alles, was er außer Lindenthal besaß, meiner Schwester und mir vermacht hatte. Alle diese Verpflichtungen bestimmten Gustav, unsern Bitten nachzugeben und nach Liesland zu gehen. Marie war noch in Königsberg, und er brachte mehrere Tage bei ihrem Vater zu, ohne daß von seiner Vermählung mit ihr die Rede war. Der Baron

war zu ſtolz und zu zartſinnig, um zuerſt davon reden zu wollen, und Guſtav hielt jeden Tag der Verzögerung ſeiner Werbung für Gewinn. Er hatte verſprochen, mir Nachricht zu geben, ſobald ſein Schickſal entſchieden ſei; aber es vergingen einige Wochen, ohne daß ich einen Brief von ihm erhielt, und ſchon begann ſein Schweigen mich zu beunruhigen, als ein uns Allen unerwartetes Ereigniß ſeinem Schickſal eine neue Wendung zu geben verhieß.

„Der einzige Bruder meiner Mutter ſtarb plötzlich. Er war ein berüchtigter Geizhals, doch hielt man ihn bei weitem nicht für ſo reich, als er es wirklich war. In ſeinem Teſtament hatte er nur einen Theil ſeines Vermögens den Verwandten ſeiner ſchon vor einigen Jahren verſtorbenen Frau vermacht, die größere Hälfte deſſelben aber meinem Bruder Guſtav. Meine Mutter verbarg ihre Unzufriedenheit mit dieſer Verfügung nicht, die meinen Schwager wüthend machte. Nicht einmal ein Legat war ihm oder meiner Schweſter ausgeſetzt, da er doch ſeit ſeinem Eintritt in unſre Familie dem alten geizigen Onkel auf die kriechendſte Weiſe den Hof gemacht hatte.

„In dieſer Zeit erfuhr ich Deine Verlobung mit Nordeck und wenige Tage nachher erhielt ich einen Brief von Guſtav, der mir ſein Betragen erklärte, mich aber unter dieſen Umſtänden ſchmerzlich betrüben mußte. Hier iſt er.

Klara nahm das Blatt, das ſie nicht ohne tiefe Bewegung zu leſen vermochte.

O, meine Thereſe, wie hat ſich mein Schickſal ſo gegen alle meine Erwartung glücklich umgewandelt! Das Vermächtniß meines Onkels ſchien mich unauflöslicher denn je in Bande zu verſtricken, die mir zur drückendſten Feſſel geworden waren, da ich mir nun nicht den kleinſten Verſuch zu ihrer Löſung erlauben durfte, ohne mich dem Verdacht preiszugeben, daß ich nur aus niedrigem Eigennutz bis jetzt geſchwiegen habe. Marie allein konnte mir meine Freiheit zurückgeben, und der Himmel lohne es ihr, daß ſie es that. Bedarf es für Dich, meine Schweſter, meine Vertraute, noch des Geſtändniſſes, daß es Liebe für eine Andre war, die mir meine Verbindung mit Marie ſo ſchreckensvoll machte? Brauche ich Dir noch Klara's Namen zu nennen, um Dich mit dem Geheimniß meines Herzens bekannt zu machen? Doch mir ſelbſt wurde ja das Geheimniß dieſer Liebe erſt in dem Schmerz des Trennungsaugenblickes enthüllt; bis zu ihm hatte ich mich eben ſo bewußtlos als unbedingt dem ſüßen allmächtigen Zauber hingegeben, der mich an dies anbetungswürdige Weſen von Jahr zu Jahr unauflöslicher feſſelte. Was habe ich ſeit meinem Abſchied von ihr gelitten! Wie gewaltſam fühlte ich mich

durch den Gedanken erschüttert, einer Andern meine Hand geben zu sollen! Wäre Marie früher meine eigne Wahl gewesen, hätte ich ihr freiwillig mein Wort gegeben, so hätte ich als Mann von Ehre nicht daran denken dürfen, es zu brechen; so aber hatten nur unsre Eltern diese Verbindung geschlossen, als wir beide noch an Geist und Gemüth Kinder, unmündige Kinder waren; und doch war ich gefesselt, doch durfte ich mir den Gedanken, meine Verbindung mit ihr lösen zu wollen, nicht erlauben. Mariens Vater hatte dem meinigen einst mit großsinniger Uneigennützigkeit die Hand seiner Tochter für mich angeboten; diese Verbindung war der innigste Herzenswunsch meines Vaters gewesen; es erschien mir so unheilig ein Wort zu brechen, das der Todte für mich gegeben hatte; und dann meine Mutter! Mein eignes Vermögen kam bei mir nicht in Betracht; ich fühlte mich kräftig, meiner Geliebten durch Fleiß und Geschicklichkeit ein sorgenloses Leben bereiten zu können — aber meine Mutter; in den ersten Jahren durfte ich nicht hoffen, ihr für Das, was sie verlor, hinreichenden Ersatz bieten zu können, und der Gedanke an ihre Klagen, ihre Vorwürfe gab mir Muth zur Erfüllung meiner Pflicht.

Baron Rosen nahm mich bei meiner Ankunft auf, als sei ich sein Sohn. Aus jedem seiner Blicke

ſtralte Liebe und Vaterfreude; ich ſah, wie er von Minute zu Minute darauf wartete, daß ich von Marien reden ſolle; und doch band mir, ſo oft ich es zu thun verſuchen wollte, eine höchſt peinliche Befangenheit die Zunge. Dies Schweigen gab aber unſerm Zuſammenſein etwas Gedrücktes und Zwangvolles, das uns Beiden gleich fühlbar und unangenehm zu ſein ſchien. Da erhielt er eines Tages in meiner Gegenwart einen Brief, den er mit ſichtlicher Bewegung mehre Male überlas, er faltete ihn dann langſam zuſammen und ging mit großen Schritten ſchweigend im Zimmer auf und ab, wobei zuweilen ein Blick auf mich fiel, aus dem Unruhe und Beſorgniß ſprachen. Endlich warf er ſich mir gegenüber in einen Lehnſeſſel und ſchien, den Kopf auf die Hand geſtützt, in tiefes Nachſinnen zu verſinken.

Beſorgt näherte ich mich ihm und fragte, ob er unangenehme Nachrichten erhalten habe?

Er ſah mich lange an, als ſei er unſchlüſſig, was er mir ſagen ſollte. Dann zog er den eben erhaltenen Brief hervor und reichte ihn mir. Lies ſelbſt, ſagte er, und ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, begann er wieder im Zimmer auf und ab zu gehen, wobei er mich aber nicht aus den Augen ließ, um den Eindruck zu beobachten, den der Brief auf mich machen werde.

Er war von seiner Schwiegermutter, der Gräfin Dohna, bei der Marie in Königsberg lebte, und aus jeder Zeile sprach der bitterste Unmuth gegen mich. Die Zahl der Bewerber um Mariens Hand, schrieb sie, mehre sich von Monat zu Monat; in den letzten Tagen sei ihr wieder ein, in jeder Hinsicht glänzender, annehmenswerther Antrag gemacht worden, den sie um so mehr sich verpflichtet fühle ihm zur Beachtung zu empfehlen, da mein Betragen nur zu deutlich zeige, daß die Verbindung mit Marie keinen Werth für mich habe. Mein Betragen, setzte sie hinzu, sei in seinem Verstummen und in seiner beleidigenden Vernachlässigung der mir bestimmten Braut so empörend, daß sie den Gedanken nicht tragen könne, Marie an mich verschleudert zu sehen. Marie selbst sei zu edelstolz, um eine so unziemlich verspätete Werbung, wie es die meinige jetzt sein würde, anders als aus kindlichem Gehorsam gegen den ausdrücklichen Befehl des Vaters anzunehmen. Dringend bitte sie ihn daher, sein mir gegebenes Wort zurückzunehmen und selbst nach Königsberg zu kommen, um die Hand seiner Marie in die eines Mannes zu legen, der stolz darauf sein werde, in ihr das Kleinod seines Glückes und die Zierde seines Hauses zu erhalten.

Ich las den Brief zwei Mal, um Zeit zu

gewinnen, mich zu ſammeln und mich auf die Erklärung vorzubereiten, die nun unausbleiblich zwiſchen dem Baron und mir erfolgen mußte. Dieſer ſchien entſchloſſen, mich zuerſt reden zu laſſen, und ſo faßte ich mir endlich Muth. Dieſer Brief, ſagte ich ihm, ſpricht Das aus, was ich oft empfunden habe, daß ich mir nämlich nicht erlauben darf, die freie Wahl Mariens beſchränkt zu glauben.

Der Baron ſah mich betrübt an. Guſtav, antwortete er, indem er mir liebevoll die Hand bot, verleugne die freimüthige Offenheit Deines Charakters nicht, die Dich mir ſo lieb macht; vergiß für den Augenblick, daß Du mit Mariens Vater redeſt, und geſteh mir aufrichtig, was Dich der Verbindung mit ihr abgeneigt macht.

Bei dieſen letzten Worten ſiegte aber ſein Stolz und ſeine beleidigte Vaterliebe; er ſchleuderte meine Hand fort und trat, von mir abgewendet, an das Fenſter. Hören Sie mich, bat ich ihn, und entſcheiden Sie dann. Ich war noch Knabe, als ich Marie zum letzten Male ſah; ich kenne ſie alſo nicht und kann ſie nicht aus Liebe wählen. Ohne jenen Vergleich, der faſt mein ganzes Vermögen von der Verbindung mit ihr abhängig macht, könnte ich nur ſtolz darauf ſein, von Ihnen zum Sohn erwählt zu werden. Sie wiſſen, Sie fühlen, wie ich Sie von ganzem Her-

zen liebe und verehre; aber jene Bedingung verleidet mir jede Verbindung mit Ihrer Tochter, da sie mich mit dem Verdacht eines schmuzigen Eigennutzes belastet. Welche Bürgschaft kann ich Marien, ihrer Familie und der Welt anbieten, daß ich nur aus ihrer würdigen Bewegungsgründen um sie werben würde?

Diese Gesinnungen, Gustav, sagte er, würden von manchem Andern romanhafte Ueberspannung genannt werden; ich lasse ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren; aber ich würde aufhören Dich zu achten, wenn Du sie nur als Vorwand brauchtest, um einen andern Grund Deines Betragens damit zu verhüllen.

Tief beschämt erglühte ich hier. Nein, mein Vater, rief ich, diese Gesinnungen würden unter allen Umständen die Richtschnur meines Betragens gewesen sein; aber Sie sollen in meinem Herzen lesen, wie Gott darin liest.

Ich vertraute ihm nun das Geheimniß meiner Liebe zu Klara, das ihr selbst noch Geheimniß war und sich mir erst im Augenblick der Trennung von ihr enthüllt hatte. Er hörte mir theilnehmend zu. Ich kann den Wunsch, Dich mit Marie vermählt zu sehen, nicht so leicht aufgeben; ich liebe Euch Beide fast mit gleicher Zärtlichkeit und würde über Mariens Zukunft ganz beruhigt sein, wenn ich sie als Deine Frau sähe. Wenig

junge Männer ſind in unſern Tagen dazu geeignet, dem Vaterherzen ein ſolches Vertrauen einzuflößen. Es beleidigt mich nicht, daß Du unter dieſen Umſtänden mich bisher nicht an die Erfüllung meines Verſprechens gemahnt haſt; ich billige den Zartſinn Deiner Empfindungen, aber ich kann auch Deine Liebe zu dem jungen Mädchen in Deutſchland nicht ſo wichtig nehmen, als Du es thuſt. Jeder Mann, mein Sohn, hat wol irgend einmal einen ſchönen Jugendtraum dieſer Art geträumt; allein das Leben iſt zu ernſt und zu reich, als daß wir alle ſeine Hoffnungen einem Traum anvertrauen dürften. Doch biſt Du von dieſem Augenblick an berechtigt, Dich für völlig frei zu halten; ich entbinde Dich jeder Verpflichtung gegen meine Tochter; aber ich fodre dagegen von Dir als Freund, daß Du mich nach Königsberg begleiteſt, um Marie kennen zu lernen und Dich zu überzeugen, daß ich Recht habe, auf den Beſitz einer ſolchen Tochter ſtolz zu ſein.

Ich erklärte mich bereitwillig, ihn zu begleiten, und er ſchrieb nun an die Gräfin Dohna, daß Marie allerdings berechtigt ſei, ſich für frei anzuſehen und ganz nach ihrer Neigung eine andre Wahl zu treffen; doch wünſche er, ihr und mir Gelegenheit zu verſchaffen, uns gegenſeitig kennen zu lernen, da er überzeugt ſei, daß ich Marie

nicht werde sehen können, ohne sie liebzugewinnen, und eben so gewiß voraussetzen könne, daß auch ich ihr gefallen werde; er bitte daher die Gräfin, ihm mit Marien bis zu dem Landgut, das sie einige Meilen von Königsberg besaß, entgegenzukommen, damit wir, dort vereint, einige Tage ganz ungestört im engen Familienkreise zusammen verleben könnten.

Nothwendige Geschäfte verzögerten unsre Abreise um einige Tage; auch mußte ja der Gräfin und Marien Frist gelassen werden, sich nach dem Empfang seines Briefes zur Reise nach dem Gute zu rüsten. Der Baron war in diesen Tagen still und innig vergnügt; ich las in jedem seiner Blicke die Ueberzeugung, daß Marie Klara aus meinem Herzen verdrängen werde. Desto schmerzlicher traf es ihn, als er am Abend vor dem zu unsrer Abreise festgesetzten Tage durch einen reitenden Eilboten einen Brief von der alten Gräfin erhielt, der alle seine Hoffnungen für immer vereitelte. Er schlug, als er ihn gelesen hatte, beide Hände vor das Gesicht und blieb so einige Augenblicke stumm, dann warf er mir den Brief hin und verließ das Zimmer.

Die Gräfin schrieb ihm: Marie finde es unter ihrer Würde, mir entgegenreisen und sich dem ungewissen Erfolg dieser Zusammenkunft aussetzen

zu ſollen; ſie habe daher die ihr gewordene Freiheit der Wahl und der Entſcheidung benutzt, um ſich mit dem Grafen von Dorn zu verloben, den ihr Herz allen ihren andern Bewerbern vorziehe. Sie bitte um ſeinen väterlichen Segen und hoffe ihn bald in Königsberg zu ſehen, doch ohne mich, deſſen Begleitung für Alle jetzt nur drückend und peinlich ſein könne.

Gott ſei gedankt, ich bin frei! ſagte ich mir ſelbſt, und mit unausſprechlichem Entzücken nannte ich mir Klara's Namen! Wohl fühlte ich, als ich den Baron wiederſah, daß es meine Schuldigkeit ſei, ihm meine Freude zu verbergen; er mußte ſie mir aber doch, gegen meinen Willen, anmerken, denn er ſah mich, als ich ihm den Brief zurückgab, finſter an und verſuchte, ohne mir weiter ein Wort über den Inhalt deſſelben zu ſagen, ein gleichgültiges Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Dieſer Zwang war aber für uns Beide gleich peinlich; auch ertrug er ihn nicht lange, er ſagte mir, daß er am andern Morgen früh nach Königsberg abreiſen wolle, und nahm kaltſinnig von mir Abſchied. Ich war tief bewegt, doch zu befangen, um meinem Gefühl Worte geben zu können. An der Thüre des Zimmers wandte ich mich noch einmal um — mir ſtanden Thränen in den Augen — Guſtav! rief er, und ſtreckte mir die Arme ent-

gegen; weinend stürzte ich mich an seine Brust: ich vermag mich nicht so von Ihnen zu trennen, rief ich, Ihr Unwille, Ihr Kaltsinn bricht mir das Herz.

Vergib mir, sagte er, aber ich kann mich mit dem Gedanken nicht versöhnen, daß Du und Marie nun auf immer für einander verloren seid; ich bin zu fest überzeugt, daß Ihr Beide mit einander glücklich geworden sein würdet. Jetzt darf ich es Dir sagen: Marie ist ein Engel und Du hast in ihr ein unersetzliches Kleinod verloren. Von dem Mann, den sie jetzt heirathet, weiß ich nichts, als daß er reich und vornehm ist, und wie wenig ist das, wo es auf das Lebensglück meines einzigen Kindes ankommt! Zu ihm kann ich nur beklommen sagen: nehmen Sie sie hin; zu Dir hätte ich mit ganzer Seele gesagt: Da ist sie — ich gebe sie Dir! — Die Nacht verging mir schlaflos. Die rührenden Beweise der wahrhaft väterlichen Liebe, die ich von dem edeln Mann noch im Augenblick unserer Trennung erhalten hatte, beklemmten gewissermaßen mein Herz; dagegen erwachte in mir das frühere Wohlwollen gegen Marie, die liebliche Gespielin meiner Kindheit; sie stand nicht mehr trennend zwischen Klara und mir, und der Augenblick, in dem ich ihre Verlobung erfuhr, hatte ihr alle ihre Rechte auf meine brü-

derliche Theilnahme und Liebe zurückgegeben. Ich freute mich ihres Glückes; doch über alle diese Empfindungen siegte triumphirend der Gedanke: ich war frei, ich durfte jetzt zu Klara eilen, durfte ihr sagen, daß ich sie liebte, daß ich hoffen dürfe, sie in dem Zeitraum einiger Jahre mein nennen zu können! —

Noch vor Anbruch des Tages stand ich auf und sagte dem Baron noch einmal schriftlich Lebewohl, indem ich ihm zugleich meine innigsten Segenswünsche für sein und seiner Tochter Wohl aussprach und ihn bat, seinem Geschäftsführer die nöthigen Anweisungen zu geben, da, meiner festen Ueberzeugung nach, Marie durch ihre Handlungsweise keinesweges ihr Recht auf diese Besitzung aufgegeben habe. Ich fuhr dann nach Lindenthal und hier erhielt ich, wenig Tage nach meiner Ankunft, die Nachricht von der mir durch den Tod des Onkels zugefallenen Erbschaft. Nun, meine Therese, steht meinem höchsten seligen Lebensglück kein Hinderniß mehr im Wege, denn gewiß Klara's Herz hat das meine verstanden; sie wird mein werden! Ich eile nach Deutschland und hoffe Dir binnen kurzem den Engel als Schwester zuführen zu können. Mein Herz erliegt dem Vorgefühl dieser Wonne. Bald mehr von Deinem

glücklichen Gustav.

Zwei große Thränen rollten über Klara's Wangen, als sie den Brief schweigend an Thereſe zurückgab.

„Mein Brief," nahm dieſe das Wort, „in dem ich ihn von Deiner Heirath und Deiner bevorſtehenden Ankunft in Petersburg benachrichtigte, traf ihn auf dem Wege nach Deutſchland. Seit dieſer Zeit ſind wir ohne Nachricht von ihm, und ich weiß nicht, wie er dieſe Vereitelung ſeiner ſchönen Hoffnung erträgt. Nach Lindenthal iſt er nicht zurückgekommen; der Beſitz dieſes Gutes hat zwiſchen ihm und Marie einen Streit der Großmuth herbeigeführt, den der alte Roſen dahin verglichen hat, daß es gegen Auszahlung einer gewiſſen Summe Guſtavs Eigenthum geblieben iſt."

Klara trocknete ſich die Augen und bot dann Thereſen freundlich die Hand. „Nordeck iſt ſo unbedingt meiner Liebe und Verehrung würdig", ſagte ſie ihr, „daß mich die Anerkennung ſeines Werthes feſter an ihn bindet, als dies irgend ein anderes Gefühl an Guſtav zu thun vermocht hätte. Ich bin glücklich und müßte mich ſelbſt verachten, wenn ich auch nur in dem geheimſten Innern meiner Seele wünſchen könnte, lieber das Eigenthum eines andern Mannes zu ſein. Guſtav iſt mir ſehr theuer; ich liebe ihn als Bruder und werde nie aufhören, warmen, herzlichen Antheil an ſeinem Schickſal zu neh-

men; doch kann ich nach Dem, was ich eben erfahren habe, nicht mehr ſo unbefangen von ihm reden und an ihn denken als ſonſt. Gott mache ihn glücklich und ſchenke dem theuern Freund den verlornen Frieden ſeines Herzens wieder; wir aber, meine Thereſe, wollen es uns geloben, nie wieder von ſeiner Liebe zu mir und von irgend Etwas, das darauf Bezug hat, zu reden. Nimmt ſein Schickſal eine glückliche Wendung, ſo laß es mich erfahren — die Geſtändniſſe dieſer Stunde ſollen aber ſtumm in unſerer Bruſt verſenkt bleiben."

Thereſe drückte ihr die Hand. So iſt es recht, Klara, ſagte ſie, und wir wollen gleich zuſammen ausfahren, um uns auf andere Gedanken zu bringen

---

Nur Die allein ſind vom Glück unabhängig, die ſich ein von der Welt abgeſondertes Daſein zu ſchaffen wiſſen.

Fanny Tarnow.

Die Abweſenheit des Kaiſers verzögerte Klara's Vorſtellung bei Hofe, und Nordeck benutzte dieſe Friſt, einen kleinen Kreis ausgezeichneter Männer in ſeinem Hauſe zu vereinen und Klara allmälig auf ihre künftigen geſellſchaftlichen Verhältniſſe vorzubereiten. Sie ſchien ihm ſeit ihrer Ankunft in Petersburg einer

Pflanze zu gleichen, die durch Versetzung die eigenthümliche Lebenskraft des heimischen Bodens verloren hat, aber die Liebe ihres Gatten und Theresens Nähe waren ihr, was dieser der frische Morgenthau und die Alles belebenden Stralen milder Frühlingssonne sind. Bei der kräftigen Jugendlichkeit ihres Daseins und ihrer Empfindungen belebte die Neuheit der Gegenstände ihre Einbildungskraft und sie erfreute sich der feinen zierlichen Formen ihrer vornehmen, großstädtischen Umgebung, ohne noch zu ahnen, wie verderblich diese glänzende Politur der äußern Hülle leicht dem Kern des menschlichen Daseins wird. Nordeck gab ihr keine Regeln für ihr Betragen; überzeugt, daß der Mensch nur an selbstgewonnenen Erfahrungen sich kennen und sich und Andre verstehen lernen kann, fühlte er, es sei um Klara's harmonische Ausbildung und Entwickelung gethan, wenn sie angeleitet werde, vorzugsweise an Das zu halten, was sie mit dem Verstande erkennen lerne, und nur vereinzelt werde sich dann diese oder jene Blüte ihres Wesens kümmerlich erschließen.

Nordeck war ein edler Mann, aber er hatte seit früher Jugend am Hofe und in der großen Welt gelebt, und das kann man nicht, ohne gegen den sittlichen Unwerth der Menschen, mit denen man lebt, abgestumpft zu werden. Die Gefühllosigkeit, die Lüge, die Eitelkeit, die Selbstsucht, die die Maschi-

niſten des Weltgetriebes ſind, machen es uns auf die Dauer unmöglich, in unſern Urtheilen und Gefühlen wahr und uns ſelbſt treu zu bleiben. Für den geſelligen Verkehr der vornehmen Geſellſchaftszirkel iſt nichts bequemer und liebenswürdiger als eine gewiſſe ſittliche Gleichgültigkeit und Schwäche, eine Art von Unvernunft und der Leichtſinn, ſich von Beiſpiel und Mode beherrſchen und hinreißen zu laſſen. Man heult mit den Wölfen, wenn man unter ihnen iſt; nicht eben weil man will, ſondern weil man, ohne es zu merken, allmälig mit zu heulen verleitet wird. Nordeck vermochte daher auch nicht ganz klar zu fühlen, welchen Zwieſpalt der Eintritt in eine ihr durchaus fremdartige Welt in Klara's Gemüth herbeiführen müſſe; die Erſcheinung des Laſters ſelbſt iſt für junge Gemüther lange nicht ſo gefährlich als die gefühlloſe Gleichgültigkeit gegen die Tugend, die wie der Ausſatz die anſteckende Krankheit der vornehmen Welt iſt. Und nun Klara, dies reine, durch und durch wahre, unverdorbene Weſen, durch Nordeck's Verhältniſſe gezwungen, in dieſen Kreiſen zu leben und darin figuriren zu müſſen — ließ es ſich da im Voraus berechnen, was es ſie koſten werde, in ihnen heimiſch zu werden?

Nordeck wünſchte Klara zu einer vertrauten, mitfühlenden Theilnehmerin ſeiner Freude an geiſtreicher Unterhaltung, an Kunſt, Natur und Wiſſenſchaft zu

bilden und war ſich bewußt, ihren angebornen Sinn dafür durch ſeine eigne Bildung entfalten und läutern zu können. Auch fühlte er ſich innig beglückt, zu bemerken, wie ihr Geiſt mehr und mehr erſtarkte, indem ſie ſich immer inniger und vertrauender an ihn anſchloß. Sie hatte bis jetzt nur Märchen und Reiſebeſchreibungen geleſen, die weite unermeßliche Welt der Poeſie lag noch verhüllt vor ihr da, und gewiß, mag der Menſch in unſerer Zeit noch ſo viel Urſache zu haben glauben, über ſein Schickſal zu klagen, ſo ſollte er doch nie ſo undankbar ſein, es ungewürdigt zu laſſen, welch ein reicher unerſchöpflicher Vorrath zum geiſtigen Genuß ihm auch in der beſchränkteſten Lage zu Gebote ſteht. Er ſelbſt, das ganze Menſchengeſchlecht, mit ſeiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die ſchwindelnde Höhe, die dunkle räthſelhafte Tiefe des Menſchendaſeins, die Natur mit ihren Hieroglyphen, die Geheimniſſe der intellectuellen Welt, und nun das unermeßliche Wundergebiet der Kunſt und der Poeſie, Alles, Alles ſteht ihm zu Gebot und als Prieſter bereit, ihn in dies Heiligthum einzuführen, in die Werke der ausgezeichnetſten Dichter und Denker, die ſeit Jahrtauſenden die Blüten ihres geiſtigen Daſeins der Nachwelt zum heiligen Vermächtniß hinterlaſſen haben! Wie kurz und flüchtig iſt das Menſchenleben zur Benutzung dieſes ungeheuern Reichthums!

Der Graf wollte, Klara ſolle in dem müßigen Leben einer vornehmen Dame in Kunſt und Poeſie zwei Schutzgeiſter finden, die ihr in der Geſtalt der Grazien treu zur Seite bleiben ſollten; um ihr aber dies zu werden, mußten ſie ihr nicht zu einer das Gemüth nur oberflächlich berührenden Ergötzung, ſondern zur Stärkung und Erquickung des innern Lebens dienen. Der Wuſt der Tagesliteratur mußte ihr unbekannt bleiben, und die Poeſie konnte ihr Leben nur in ſo fern wahrhaft bereichern, als ſie Gegenſtänden huldigte, um welche Liebe und Verehrung eine unſichtbare Gemeinde edler Menſchen verſammelt. Klara's Geiſt war ſo friſch wie ihr Sinn und Herz; dies machte ſie zu einer eben ſo ſeltenen als anziehenden Erſcheinung und gewann ihr die freundlichſte Theilnahme von Seiten der ausgezeichneten Männer, die Nordeck in ſeinem Hauſe verſammelte und faſt täglich an ſeinem Tiſche ſah. In ihrem ganzen Weſen offenbarte ſich das Frühlingswehen eines jungen Lebens, das noch ungetrübt wie auf Schwanenfittigen durch die tiefblauen Wogen des Aethers dahinzog. Aus der Muſik, aus dem Geſange, aus der Unterhaltung wehten ſie Geiſterfittige ſtiller Begeiſterung an; alle Erſcheinungen des Lebens redeten mit ihr eine Sprache, deren geheimen Sinn ſie vorahnend empfand, obgleich ihr noch jeder Ton derſelben ein Räthſel war. Jeder, der ſie ſah, erfreuete ſich ihrer Schönheit,

jedes edle Weſen empfand den Trieb, ſie wie eine zarte, köſtliche Blume vor der rauhen Erdenluft zu ſchützen; aber Jeder ſagte ſich auch wehmuthsvoll: ſo kann, ſo wird ſie nicht bleiben, und wird dieſe Wunderblüte nur vergehen, um eine ebenſo köſtliche Frucht anzuſetzen? —

Eines Morgens trat Nordeck in Klara's Zimmer, an der Hand eines Mannes, deſſen Gleichen an Hoheit und Adel der Geſtalt ihr Auge noch nie erblickt hatte. Es war der General Friedrich Maximilian Klinger, ein Verwandter ihres Mannes, der gekommen war, um ſie kennen zu lernen. Obgleich ſchon Greis, war doch ſeine Haltung, ohne ſteif zu ſein, militairiſch ſtolz und gerade, und vorzüglich lag in der Art, wie er den Kopf trug, etwas ſehr Charakteriſtiſches. Man ſah es ihm an, daß er im Leben immer und allenthalben aufrecht geſtanden und ſich nie demüthig gebeugt hatte. In der Tiefe des ruhig ſinnenden Blickes ſprach ſich eine Entſchloſſenheit und Kraft aus, die dem Aergſten, was der Mann im Leben zu erdulden gehabt hatte, Trotz geboten zu haben ſchien. In ſeinem Geſicht war kein Zug von Milde, kein Schimmer von Freundlichkeit, aber auch durchaus nichts Herbes und Abſtoßendes, nur Gepräge der Großheit und einer im Lauf der Jahre vielleicht eiſern gewordenen Kraft. Sein Sprachton klang hohl, und doch hatte ſein Accent eine herzerſchüt-

ternde, eine herzzermalmende Gewalt. Man konnte ihn jenen Felsengipfeln vergleichen, die, vom ewigen Eise bedeckt, dem Schein nach unfruchtbar, nur bestimmt scheinen, den Abglanz der versunkenen Sonne in die Erdennacht herniederzustralen, und die doch in ihrem Innern die Quellen erzeugen, die tief unten die Blumen im Thal erquicken. Goethe und Klinger waren Jugendfreunde; allein sie sahen sich in den letzten vierzig Jahren ihres Lebens nicht und würden sich, wenn Klinger's Wunsch erfüllt worden wäre und ein freundlicher Genius sie am Abend ihres Lebens wieder zusammengeführt hätte, wahrscheinlich gegenseitig dem Bilde sehr unähnlich gefunden haben, das sie von einander bewahrt und durch ihre Briefe und Schriften in sich ausgebildet hatten. Goethe wurde das Idol seiner Zeit; Klinger, dessen Stolz, dessen Lebensfreude es war, ein Deutscher zu sein, war beinah schon verschollen in seinem Vaterlande und nur von den Wenigen, die ihn erkannten, als ein hohes Ideal sittlicher Größe verehrt.

Gewiß gehörte Klinger auch zu jenen seltnen Geistern, die, über ihre Zeitgenossen erhaben, durch ihr Beispiel an die Größe und Würde der Menschennatur erinnern, und deren Schimmer in jeder moralischen Finsterniß zum tröstenden Lichte wird. Geistesgroß wie Wenige, war er durchaus rechtschaffen und blieb es in den verwickeltsten Verhältnissen.

Was ihn nun vollends im russischen Staatsdienst zu einer wunderbaren Erscheinung machte, war, daß ihm auf diesem Wege Das zu Theil geworden war, was die Menschen Glück zu nennen pflegen, ob er es gleich nie als Zweck seines Handelns beabsichtigte. Es muß dem Menschenkenner unbegreiflich erscheinen, daß Klinger mit seinem wahren, kühnen Charakter, ohne Intrigue, ohne Courmacherei auf ganz geradem Wege es vom blutarmen deutschen Studenten bis zum reichen russischen General im Civildienst brachte und sich am Hofe aufrecht zu erhalten vermochte; und doch ist dies wirklich der Fall. Nichts gibt aber einen richtigern Maßstab zur Beurtheilung des Werthes eines Mannes, der auf einem glänzenden Standpunkte steht, als wenn man erforscht, durch welche Mittel und auf welchem Wege er sein Glück gemacht hat. Wer durch Staub, Schmuz und Pfützen an das Ziel gekrochen ist, vermag sich am Ziele selbst nicht wieder aufzurichten oder sich rein und neu zu erschaffen. Schwerlich wäre es auch Klinger gelungen, auf dem geraden Wege, den er ging, sein Glück zu machen, wenn Klugheit oder Berechnung ihm denselben vorgezeichnet hätten; aber seine Art und Weise war kein Product der Kunst; er folgte ohne alle Klügelei den Eingebungen seines angebornen Sinnes, und alle Kraft seines Willens, all sein Streben war nur darauf gerichtet, streng und kräftig seine Pflicht

zu erfüllen und ſich zu bewahren, daß nie eine ſeiner Handlungen mit dem ſchmuzigen Schatten des Eigennutzes befleckt ſei. Am Hofe kommt ein rechtſchaffener Mann ſehr oft in den Fall, Verzeihung zu bedürfen, weil er kein Schurke ſein will, und ſelten nur verzeiht man einem ſolchen Sünder. Klinger wurde aber in den erſten Jahren ſeines Aufenthaltes am ruſſiſchen Hofe durch ſeine Unbedeutenheit und ſpäter durch ſeine Verhältniſſe in dieſer Hinſicht begünſtigt und erzwang ſich ſehr bald durch alle Stände der Geſellſchaft eine ſolche Anerkennung ſeines innerſten Seins und Weſens, daß man ihm in ſpätern Jahren nicht leicht Etwas mehr zumuthete, was mit ſeinem Charakter und ſeinen Grundſätzen im Widerſpruche ſtand. Bei ſeinem Eintritt in die Welt fühlte er ſich in ſeinem Innern durch Alles, was er ſah, hörte und erlebte, furchtbar erſchüttert, und nicht ohne gewaltigen Kampf brach ſich ſein moraliſcher Sinn Bahn durch die Nacht, die ihn zu verdunkeln drohte. „Hätte ich," ſagte er einſt zu einer Freundin, der er, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, mehr von ſeinem innern Leben vertraute als je einem Manne, „ſchon in meiner Jugend mit und in der Welt gelebt und an ihren Erbärmlichkeiten Theil genommen, ſo würden ſich auch nach und nach alle ihre kleinlichen Leidenſchaften in meinem Herzen feſtgeniſtet und alles Gute und Eigne erſtickt haben.

Der häufige Umgang mit Menschen fodert und erzwingt eine gewisse Nachsicht und Gefälligkeit, die man nicht lange gegen Andere übt, ohne sie auch für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Ich habe Alles, was ich bin, und wie ich es bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres ebenso ehrlich als ernstlich nach Kräften entwickelt und mich selbst schärfer und schonungsloser behandelt und beurtheilt, als ich dies, meines Wissens, je bei Andern gethan habe. Durch Geburt und Erziehung lernte ich die niedern und mittlern Stände, ihre Noth, ihre Verhältnisse und ihr Glück kennen; durch meine spätere Lage die höhern und die höchsten Stände, ihre Täuschungen, ihre Schuld und ihre Unschuld. Ich habe nie Etwas scheinen wollen, was ich nicht wirklich war, und immer den erworbenen und mit eiserner Willenskraft festgehaltenen Charakter eines rechtschaffenen Mannes behauptet. So gelangte ich zu der innern und äußern Sicherheit, diesem Charakter gar nicht mehr untreu werden zu können."

Man sieht aus diesen Worten, daß Klinger in hohem Grade Das besaß, was Frau von Stael „avoir la conscience de soi-même" nannte, und gewiß ist es, daß er die Bescheidenheit für keine Tugend hielt, sondern Goethe's Meinung war: „Nur die Lumpe sind bescheiden!" Bescheidenheit war nach seiner Ansicht Heuchelei oder Schwächlichkeit, und

beide haſite er von ganzer Seele. Was man bei ihm Stolz, oft ſogar Grobheit ſchalt, war nur ſelbſtbewuſite Kraft, die ihrer Natur nach anmaßend erſcheinen muß. Selbſt in ſeiner Jugend mag er Das, was man in geſelliger Beziehung liebenswürdig nennt, nicht geweſen ſein: um dafür in der großen Welt zu gelten, muß man nicht nur ſelbſt eitel ſein, ſondern auch noch die Kunſt verſtehen, die fremde Eitelkeit ſo ins Spiel zu ziehen, daß die Anweſenden ſich in unſrer Liebenswürdigkeit wohlgefällig beſpiegeln können, und Klinger war nicht geſchaffen, groß im Kleinen zu ſein. Länger als zwanzig Jahre vor ſeinem Tode war er dem geſelligen Verkehr mit Menſchen faſt ganz abgeſtorben; von jeher erſchien er nur ſelten bei Hofe, noch ſeltner in Geſellſchaften; in den letzten Jahrzehnden geſchah beides gar nicht mehr und er kam nur noch zur Kaiſerin Mutter. Nur da ſichtbar, wo es ſeine Pflicht erfoderte, lebte er von jeher in Petersburg wie ein Einſiedler, mit wenigen Freunden, unter ſeinen Büchern, von denen er vorzüglich Plato's Werke und den Tacitus liebte. Für dieſe ungewöhnliche Lebensweiſe gewann er ſich dadurch Verzeihung, daß er auf keinen Platz in der Geſellſchaft Anſpruch machte und nichts foderte, nichts begehrte, als daß man ihn ruhig nach ſeiner Weiſe leben laſſe. Die Menſchen hatten ſich ihm verleidet, und durch den Gang der Weltereigniſſe war dem

alten Titanen das Herz wund geworden. In Augenblicken, wo sein Gefühl sich von der despotischen Herrschaft des Verstandes frei machte, konnte er in Unmuth und Grimm gegen Manches und Manchen auflodern, was er sonst durch Schweigen ehrte, und brach dann in sehr bittre Sarkasmen aus. Vorzüglich unduldsam war er aber immer gegen junge Leute, die als Schwärmer, Enthusiasten und Weltverbesserer auftraten; sie waren ihm nicht blos lästig, weil ihre Thorheiten seinem Verstande missielen, sie verwundeten auch sein Herz, weil er wußte, welchen Preis die Bessern unter ihnen für ihre zu erwerbende Welt- und Menschenkenntniß zu zahlen haben würden. —

Seine eignen Meinungen und Grundsätze, seine ganze Denk- und Sinnesart sah er wie ein wohlerworbenes, tapfer erstrittenes Eigenthum an, dessen Besitz er auf Tod und Leben zu vertheidigen entschlossen war. „Wahre, zuversichtliche Tugend," sagte er oft, „auf die der Besitzer und Andre mit ihm zählen können, bildet sich allein in dem Herzen und dem Verstande des Mannes zu einem Ganzen aus, dessen Geist selbstgedachte Ideen und Ansichten hervorgebracht und sich dieselben zur unwandelbaren Richtschnur seines Denkens und Handelns gemacht hat." Man glaube auch nicht, daß Schicksal und Menschen es Klinger etwa leicht gemacht hätten, Das

zu werden und zu bleiben, was er war. Mehrmal war er in Lagen, wo Ehre, Glück und Freiheit auf dem Spiele ſtanden, wenn er ſich Dem widerſetzte, wozu man ihn brauchen wollte, und wo ihm dagegen der glänzendſte Lohn gewiß war, wenn er beförderte, oder wenigſtens nicht hinderte, was man vorhatte; auch waren dies mitunter Fälle, wo er die Achtung der Beſſern nicht aufs Spiel zu ſetzen brauchte, weil es Angelegenheiten betraf, die er unter der Hülle des Geheimniſſes nur mit ſeinem eignen Gewiſſen allein auszugleichen gehabt hätte. In allen dieſen Lagen bewährte er aber den Entſchluß und den Muth, lieber ſein ganzes irdiſches Glück auf das Spiel zu ſetzen als auch nur ein Haarbreit vom Pfade des Rechts zu weichen, und die Klarheit ſeines Weltverſtandes, die ihn davor ſchützte, mit dem Adel ſeiner Geſinnung Prunk zu treiben und ſie vor den Mächtigen und Gewaltigen auszuſprechen, gewann ihm von dieſen eine Beachtung, die ihn, wie ſchon geſagt, in ſpäterer Zeit vor ähnlichen Anfoderungen ſchützte. Er liebte den Ruhm, vorzüglich in Beziehung auf ſein deutſches Vaterland und die Anerkennung, die er dort zu finden wünſchte; allein er war frei von der kleinlichen Eitelkeit, frei von der ſchalen Ruhmſucht, die ſo viele Menſchen zu dummen Streichen verleitet und Diejenigen, auf und durch welche ſie wirken wollen und müſſen, empfindlicher beleidigt, als dies durch

die kräftigſte Tugend geſchehen würde. „Man muß," war eine von Klinger's Lebensregeln, „nie mit Leuten, die nur eine Meinung haben, über Meinungen ſtreiten und von ſich ſelbſt durchaus nur mit ſich ſelbſt reden."

Nichts haßte Klinger ſo ſehr als die gemeine Glücksjägerei, von der in der Regel alle Hofleute ergriffen ſind. „Wer am Hofe ſein Glück machen will", ſagte er, „muß tragen können wie ein Eſel, unermüdlich ſein wie ein Poſtpferd und glatt wie ein Aal; es muß für ihn weder Schande noch Scham geben; wenn er dann das Praktiſche in den Salons der vornehmen Welt und in den Vorzimmern der Großen gelernt hat, gelingt es ihm faſt immer, der Gunſt einen Braten wegzuſchnappen. Charakter darf dagegen nur ein armer Teufel haben, der dem Glücke nicht nachjagt, und die bitterſte Erfahrung, die ein ſolcher in der Jugend zu machen hat, iſt die, daß man im Verkehr mit Menſchen durchaus ſeine edelſten Eigenſchaften verbergen muß, wenn man nicht von ihnen wie ein Wild matt und müde, wol gar todt gehetzt werden will. Es gibt gewiß mehr rechtſchaffene Menſchen als Schurken; aber es ſind Schafe, von denen eine ganze Heerde davonläuft, wenn der Wolf eins erwürgt und davonſchleppt."

In unſrer Zeit hat man faſt verlernt, zu fühlen und zu lehren, daß zum Leben vorzüglich Kraft und

Muth gehören, und es scheint im Gegentheil, daß man die Menschen nur noch zum Lesen und Bücherschreiben, zum Seufzen und Dulden bestimmt glaubt; man schwelgt in der Einbildungskraft, spielt mit leeren Theorien und mattet sich dadurch so ab, daß man keine Kraft zum Handeln mehr besitzt, sondern sich einer mattherzigen Resignation hingibt, die den moralischen Menschen vollends entnervt. Krieg gegen alle Schurken und gegen das moralische Böse überhaupt muß und soll die Losung jedes braven, tapfern Mannes sein. Rechtschaffenheit der Gesinnung wird erst durch Thaten zur Tugend, und man ist noch nicht rechtschaffen, wenn man nichts Böses thut, sondern erst dann, wenn man den Muth hat, für Wahrheit und Recht thätig zu sein und erforderlichen Falls dafür zu kämpfen. Leider ist es aber wahr, daß man in unsern Staaten wol ungehindert Alles treiben darf, was den Sinnen gefällt — gab es doch noch kürzlich eine Regierung, welche die üppigste Libertinage gerne sah und die jungen Officiere zu jedem Genuß der Thierheit aufmunterte — aber Geist, Charakter, Verstand darf man in unsrer Zeit nicht zeigen, ohne für gefährlich gehalten zu werden. Klinger's Werke sind der Mehrzahl unserer Zeitgenossen nur vom Hörensagen bekannt, und doch enthalten sie eine stärkende Seelenarznei, wie sie gerade unser Zeitalter vorzugsweise bedarf. Als Schriftsteller hat er

auch so viel Individuelles, daß seine Werke ein Spiegel seiner Seele und zugleich der Maßstab für seine moralische Kraft sind. Er schrieb nicht für die Welt, sondern für sich selbst. Hätte er sich von den Menschen, mit denen er lebte, verstanden gefühlt, so würde er viele seiner Werke nicht geschrieben haben; sie sind Erguß seines innersten Seins, Erguß seiner Seele, und dieser Erguß war ihm um so mehr Bedürfniß, da ihn das Schicksal bestimmt hatte, in der Vollkraft seiner Seele durchaus vereinzelt, nur noch von Erinnerungen leben zu müssen. Nur in einer großen Stadt kann man so einsam, nur am Hofe so vereinzelt sein, wie er es war; seine Erfahrungen von Welt und Menschen lösten nach und nach alle Verbindungen, die sein Herz zur Zeit der noch blühenden Hoffnung geschlossen hatte, und ohne die Poesie, die der beseelende Hauch seines innern Lebens war, hätte er sich in den letzten Jahrzehnden seines Lebens schon wie in sein Grab versenkt ansehen können. Ein Dichter aber, wie Klinger es war, kann nicht der tiefinnerlichen Begeisterung für das Wahre und Schöne absterben; die Blüte seines geistigen Lebens ist unverwelklich; trotz aller Welterfahrung verjüngt er sich in der Einsamkeit immer wieder, und die Poesie führt ihm die Göttin wieder zu, als deren Priester er in die Welt trat.

Klinger galt für witzig; er war es aber nicht.

Der Witz ist nur dann allzeit schlagend und fertig, wenn er in der moralischen Gleichgültigkeit gegen das Schlechte und Lächerliche so weit gekommen ist, daß er es als eine willkommene Veranlassung zu guten Einfällen ansieht. Klinger's Humor entsprang dagegen aus seinem Herzen. Das starke Gefühl desselben entzündete seinen Geist, und Blitze fuhren dann durch die düstre Wolke, die Unwille, Zorn und Verachtung zusammengetrieben hatten. Seine Empörung über Thorheiten und Laster entsprang aus seiner moralischen Energie; diese schwang die Geißel, mit der er freilich oft sehr strenge züchtigte. Ueberhaupt konnte man sich an Klinger nicht ungerechter versündigen, als wenn man ihn herzlos schalt. Was dem Baume der Saft ist, das war seinem hohen, reichen Geiste sein warmes, treues Herz. Auch kann man wol, ohne je einen Freund, eine Geliebte wahrhaft geliebt zu haben, ein geistreicher, talentvoller Schriftsteller sein, aber gewiß kein Dichter, wie Klinger es war, denn man bleibt dann mit der feinsten Verknüpfung in der moralischen Welt so unbekannt, daß man sie nicht einmal zu ahnen vermag.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Deutschen, daß die Vernunft oft bei ihnen die Mutter der erhabensten Schwärmerei ist; Kant's Moralsystem beweist dies, und auch Klinger's Anfoderungen an die Poesie. Um in seinem Sinne ein Dichter zu sein, muß man

mit einer hohen moraliſchen Stimmung einen mit edeln, großen Gedanken vertrauten Geiſt, eine durch den Charakter befeſtigte kräftige Denkungsart, einfache Sitten, Gefallen an einer beſchränkten Lebensweiſe und völlige Unkenntniß der Glücksjägerei beſitzen. „Hat nicht", fragte er zuweilen, „die Poeſie alle Eigenſchaft der Tugend? iſt ſie nicht wie dieſe eine angeborne Virtuoſität? erfodert ſie nicht idealiſchen Sinn, Erhabenheit und Stärke der Seele? ſchwebt ſie nicht hoch über allen niedrigen Verhältniſſen der Erde? beruht ſie nicht auch auf der angebornen innern Kraft des Menſchen?"

In ſeinem eignen Sein als Dichter fand Klinger daher nicht blos den ſchönſten Genuß, ſondern auch in allen Stürmen ſeines Lebens die feſteſte Stütze. Seinem edeln Gemüth konnte ſich nie jener Myſticismus entfremden, der uns mit einer Welt der Ideale in Verbindung ſetzt und erhält, und man konnte, wie ſchon geſagt, nach ſeiner Anſicht, ohne Reinheit und Stärke des ſittlichen Gefühls, wol das Talent beſitzen, ſchöne Verſe zu machen und ſich, durch äußere Umſtände begünſtigt, den Ruf erwerben, ein Dichter zu heißen, aber nie es wirklich ſein. Wie man wol durch Bücher gelehrt, doch nur durch eigne Kraft weiſe werden kann, ſo ehrte Klinger im Dichter und Künſtler das Angeborne, was zu unſerm Sein gehört, ſich aber nicht erwerben läßt.

Er konnte es daher auch nicht leiden, wenn man von einem dichterischen Werke als von einem Kunstwerke sprach. Nach seiner Meinung gab es keinen unpassendern Ausdruck als diesen, denn der Dichter dürfe durchaus kein mechanischer Künstler sein oder es auch nur scheinen. „Bei der Lesung eines echtpoetischen Werkes," sagte er einst, „muß man so wenig an Kunst denken, als man bei Betrachtung der blühenden Natur daran denkt, und der Geist des dichterischen Schöpfers muß uns während des Genusses eben so unerklärbar scheinen als die Kräfte der schaffenden Natur."

Bei solchen Meinungen läßt sich Klinger's Ansicht von der neuen deutschen Literatur leicht errathen. Erstlich war ihm schon alle Manier in Kunst oder Poesie verhaßt, weil sie immer von Schwäche und Affectation zeugt. Er war nicht blind dagegen, daß die wilde Kraft der Sturm- und Drangperiode, in die seine Jugend gefallen war, oft durch Ueberfülle und Uebertreibung in Verzerrung ausgeartet war; aber er fand, daß der Geist der deutschen Poesie damals ein edlerer gewesen sei. „Deß Brot ich esse, deß Lied ich singe," sei in seiner Jugend nur ein Soldatenlied gewesen; jetzt würde es aber von den deutschen Gelehrten und Dichtern so laut mit gepfiffen, daß ihm die Ohren davon schmerzten. Der deutsche **bon sens**, dieser kräftige Sohn eines gera-

den, natürlichen Verstandes, sei nur noch im Volke anzutreffen, aber nicht mehr bei den Schriftstellern. Diesen sei alles Vaterländische so fremd, daß man sie mehr die Schriftsteller der ganzen Erde, als die Schriftsteller des deutschen Volkes nennen könne. Man solle nur die Uebersetzung eines deutschen Werkes lesen, wenn man dieser Charakterlosigkeit recht inne werden wolle. Jedes auch nur mittelmäßige französische oder englische Werk habe einen vaterländischen Ton, der in der Uebersetzung durchklinge; aber ein deutsches nicht. Vorzüglich war er mit einem Theil der neuern politischen Schriftsteller unzufrieden. „Solche verkehrte und dumme Urtheile," sagte er, „stammen weit öfter aus einem schlechten Herzen als aus Mangel an Verstand. Zur richtigen Beurtheilung der Weltbegebenheiten ist nicht nur Geist, sondern vorzüglich gesunder Sinn und ein unverdorbenes Herz erfoderlich. Heutzutage gibt es aber gar zu viel Geistespöbel, der durch nichts geadelt werden kann; wie wäre es sonst möglich, und wie sollte man es sich erklären, daß Leute, die von Jugend auf das Schönste, Beste, was der menschliche Geist hervorgebracht, gelesen haben, gleichwol so niedrige unliberale Gesinnung haben? Vor der Erfindung der Buchdruckerei machten die Schriftsteller einen aristokratischen Staat aus, der später zu einer Republik wurde, jetzt aber in pöbelhafte Anar-

chie ausgeartet iſt. Und doch läßt ſich wieder von keinem Volke mehr Gutes ſagen als von dem deutſchen, und keinem läßt man weniger Gerechtigkeit widerfahren. Wir ſind z. B. das einzige Volk in Europa, das Weltbürgerſinn hat, und das nicht, wie man ſo oft behauptet, aus Mangel an Nationalcharakter; ſondern dieſer Weltbürgerſinn entſpringt wirklich aus dem aufrichtigen, treuen, die Menſchen liebenden und achtenden Herzen unſers Volkes."

Den Producten unſrer jetzigen ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur gab er Schuld, daß ſie, mit wenigen Ausnahmen, alle an Lähmung des Wahrheitsgefühls, der moraliſchen Kraft und an Erkältung des Herzens durch Selbſtſucht krank wären und ihre Leſer krank machten. Das Sittlichſchöne ſei von den Verfaſſern, wo ſie es darzuſtellen verſuchten, nur mit der Einbildungskraft aufgefaßt und ſo wenig für die Kraft und die Fähigkeit wahrer Sittlichkeit berechnet, daß es einem welterfahrnen Mann kindiſch und abgeſchmackt erſcheinen müſſe. Alle dieſe Geſpenſter von Schickſal, Zufall, Myſticismus, Aberglaube, alle dieſe ſcheußlichen Schrecklarven, durch die man jetzt ſtatt Rührung Grauſen, ſtatt Erhabenheit Entſetzen hervorzubringen ſucht, haßte Klinger als abgeſchmackt, mehr aber noch als Gift für die moraliſche Kraft. Dieſe blinde Abhängigkeit von dunkeln, alle Willensfreiheit zermalmenden Gewalten, die nur der Ein-

bildungskraft Thätigkeit verstatten, den Geist lähmen und die Seelen ermatten, waren ihm ein Gräuel. „Zum Teufel," rief er einst, „wir Deutsche sind es doch wahrhaftig werth, daß unsre Dichter auf unsre moralische Kraft, auf unsre Tüchtigkeit zu wirken streben; aber wie wenige von unsern Schriftstellern zeigen noch Sinn für das wahrhaft Große im Menschen! Sie scheinen im Gegentheil nur bemüht, uns die wahre Ansicht der Dinge und des Lebens recht zum Ekel zu machen und die Kraft zu ersticken, mit der wir unsern sittlichen Zustand erkennen, veredeln und das ihm Widerstrebende bekämpfen können. Ich halte alle unsre neuern Dichter für nervenschwach; ihnen fehlt die Kraft, deren das wirkliche Leben bedarf; sie erschrecken davor und flüchten sich in das Gebiet gehaltloser Träume."

Die kränkelnde Empfindsamkeit und Empfindelei der Frauen erklärte Klinger gleichfalls für eine ihnen aus den Romanen angeflogene Krankheit. Für echte Weiblichkeit hatte er Ehrfurcht; aber er war überzeugt, daß diese nicht blos mit Muth und Kraft vereinbar sei, sondern er sah diese als von ihr unzertrennliche Bestandtheile an. In der Erziehung hielt er es für die Hauptsache, die Kinder, sowol in wissenschaftlicher als in moralischer Hinsicht, nicht über ihre Fähigkeit anzuspornen, und dies geschah nach seiner Meinung heutzutage vorzüglich bei den Frauen,

deren Naturverhältniſſe dadurch ganz aus dem Naturgleiſe gerückt worden ſind. In unſrer neuern Poeſie erſcheint die Liebe faſt immer als eine Leidenſchaft, die in dem Manne, der von ihr ergriffen iſt, Vernunft, Thätigkeit und Männerwürde verſchlingt, und unſre Frauen werden durch dieſe Schilderungen dazu verführt, zu fodern, daß es für den Mann, der ihnen einmal geſagt hat, er liebe ſie, nun nichts Höheres und Bedeutenderes mehr in der Welt geben ſolle als eben dieſe Liebe. Dieſe ſchwächliche Unnatur, die „Werther" zuerſt herbeigeführt hat, iſt eine höchſt verderbliche Krankheit unſrer Zeit und ein wahrer Fluch der in allen Ständen eingeriſſenen Romanleſerei. Als dichteriſche Darſtellung dieſer Leidenſchaft kann man manchen Roman bewundern, ohne deshalb ſeine ſittliche Tendenz zu billigen. Unſre deutſchen Romane fand Klinger nun mehr als die Romane anderer Völker dazu geeignet, den Charakter unſrer Jünglinge zu erſchlaffen und die Köpfe unſrer Mädchen zu verwirren, ſodaß beide Das zu einem überſpannten, romanhaften Spiele machen, was nach ſeiner Anſicht als eine ernſte und wichtige Angelegenheit behandelt werden ſollte. „Die Männer," ſagte er, „ſind auf der Welt, um Beweiſe ihres Verſtandes und ihres Muthes zu geben, und ein unverſchrobenes Weib kann nur den Mann achten, der dieſes thut. Wie ſeelenkrank, niedergedrückt und jämmerlich muß

der Mann sein, der in der Liebe eines Weibes Ersatz für Thätigkeit und Muth finden kann, und wie gehaltlos das Weib, welches es dem Manne zum Verdienst anrechnen kann, nur Ein Glück auf der Welt zu kennen, nämlich ihren Besitz. Bei alltäglichen Menschen werden durch diese Romanleserei alle einfachen, natürlichen Gefühle verzerrt und verdunkelt, und an deren Stelle tritt ein erkünstelter Kitzel der Phantasie und der Eitelkeit. Es kommt am Ende so weit, daß man sich schämt, auf eine vernünftige, sittliche Weise glücklich zu sein, und man hat mir von einer kleinen Residenzstadt in Deutschland erzählt, die als die Heimat unserer größten Dichter jedem Deutschen theuer ist, wo alle vornehmen, gebildet sein wollenden Frauen von der Sucht, eine gewaltige Leidenschaft einzuflößen und wenigstens Einen Unglücklichen gemacht zu haben, der aber, wo möglich, ein Ausländer sein muß, so angesteckt sind, daß sie empfindlich werden würden, wenn man ihnen zutraute, an der Seite eines braven deutschen Mannes einfach und vernünftig glücklich zu sein. Nach ihrer Meinung können nur alltägliche Frauen sich durch solche alltägliche Verhältnisse befriedigt und beglückt fühlen. Was soll nun aber aus den Töchtern solcher Mütter werden?"

Flügel müſſen aufwärts tragen,
Wurzeln müſſen erdwärts ſchlagen,
Wenn der Menſch gedeihen ſoll.

Es war Nordeck lieb, daß die erſten Wochen ſeines Aufenthalts in Petersburg ihm Gelegenheit gaben, Klara vor ihrem Eintritt in die Welt mit der Stadt ſelbſt und mit der Phyſiognomie des Landes und des Volkes bekannt machen zu können. Die Jahreszeit begünſtigte ihn; denn ſo ſelten auch in Petersburg die echte Volksthümlichkeit der Ruſſen noch ſichtbar wird, und je mehr ſie von Jahr zu Jahr verſchwindet, ſo bietet doch der Frühling und Sommer noch Gelegenheit dar, einigen Nationalfeſten beiwohnen zu können, unter andern dem Sémik, das am erſten Sonntag nach Himmelfahrt in der Vorſtadt Jemskoya, einem nur von Kaufleuten und Handwerkern bewohnten Stadttheil, gefeiert wird. Der Anblick dieſes Feſtes iſt ſehr überraſchend. An den Ufern des Ligoffkanals verſammelt ſich eine Volksmenge von vielen Tauſenden, und nie erſcheint die Luſtigkeit des ruſſiſchen Volkes, die ein hervorſtechender Charakterzug deſſelben iſt, ſo laut, ſo brauſend als an dieſem Tage, an dem die Mädchen und die jungen Witwen die Zukunft um das Schickſal ihrer Herzensangelegenheiten befragen. Dies geſchieht, indem ſie Blumenkränze in das Waſſer werfen. Das

Mädchen, deſſen Kranz die Wellen ſanft mit ſich forttragen, darf hoffen, im Lauf des Jahres glücklich verheirathet zu werden; dagegen bleibt die unverheirathet, deren Blumengewinde ſich löſt oder in den Wellen verſinket. Es iſt intereſſant, den Ausdruck zu beobachten, mit dem die Blicke der Mädchen den Blumenkränzen folgen, an welche ſie das Schickſal ihrer Liebe gebunden glauben. Die Geſänge der Jünglinge und Mädchen, der Jubel der Trinker, die muntern Tänze nach dem Klange der Baleika, die maleriſchen Trachten der Bauern, die grünen Tannenzweige, mit denen der Schauplatz dieſes Feſtes mannichfaltig ausgeſchmückt iſt, machen aus dem Ganzen ein reizendes, lebensvolles Gemälde, deſſen Eindruck auf den ſinnigen Zuſchauer noch dadurch erhöht wird, daß der Schauplatz, wo dies Feſt gefeiert wird, ein Kirchhof iſt, und daß alle dieſe Tauſende ſich die Altäre ihrer Freuden auf den Gräbern ihrer Vorfahren errichten.

Graf Sivers und Baron Rehbinder begleiteten Nordeck und ſeine Gemahlin auf dieſer Fahrt. Auf dem Rückwege äußerte der Erſtere ſein Bedauern, daß die ruſſiſchen Volksfeſte von Jahr zu Jahr ſichtlich mehr von ihrem volksthümlichen Gepräge einbüßten. Die reichen Kaufleute, ſagte er, haben ſchon faſt alle die ſchöne, kleidſame und bequeme Tracht ihrer Vorfahren abgelegt, und man kann mit vieler

Wahrſcheinlichkeit den Augenblick im voraus berechnen, wo das ruſſiſche Volk, wenigſtens in Petersburg, ſeine Nationaltracht allgemein mit Frack und Oberrock vertauſcht haben wird. Die Reichen und Vornehmen haben ſich von dieſem Feſte, dem noch zu Katharina's Zeit Alle beiwohnten, gänzlich zurückgezogen; ſie fangen an, eine Geringſchätzung der Volksthümlichkeit zu zeigen und eine Grenze zwiſchen ſich und den Gebräuchen ihrer Väter zu ziehen, die ſie der Nachäffung ausländiſcher Sitte und Weiſe aufopfern.

Und doch, ſagte Nordeck, ſind unverkennbar in Ihrer Verfaſſung und im Volke ſelbſt ſo viele Elemente, die keine völlige Verſchmelzung mit dem übrigen Europa zulaſſen werden.

Sie haben Recht, antwortete Sivers, ob man gleich im Irrthum iſt, wenn man im Auslande behauptet, daß es in Rußland nur Herren und Sklaven gibt. Eine Art von Mittelſtand füllt auch hier den unermeßlichen Raum aus, welcher den Menſchen, der Alles darf, von dem ſondert, der Alles dulden muß, und die Regierung thut alles Mögliche, um dieſen Mittelſtand zu vermehren und ihn geſetzlich zu begründen. Schon Katharina ſah es ein, wie wichtig und nothwendig die Bildung eines ſolchen Standes als Schutzwehr des Monarchen gegen die Ariſtokratie ſei, und verordnete durch eine Ukaſe, daß

jeder Kronbauer, der Vermögen genug besitze, um ein Gewerbe treiben zu können, sein Dorf verlassen, sich eine Stadt zum Wohnort erwählen und sich daselbst als Bürger einschreiben lassen solle. Eine gleiche Befugniß ist auch den Freigelassenen der Edelleute zugestanden, und die Zahl dieser Bürger nimmt jährlich bedeutend zu. Es ist eine merkwürdige Eigenthümlichkeit unsrer Verfassung, daß alle Gefahr, die sie bedroht, einzig vom Adel ausgeht, und diesem doch nicht, wie in den andern europäischen Staaten, eine persönliche Würde, ein bestimmter Rang zusteht, sondern der Adelige diesen erst von der Krone erhält, indem er in ihre Dienste tritt. Das Volk ist so an die Form seiner Regierung gewöhnt, daß es die Existenz eines Kaisers für ebenso nothwendig hält als die Existenz Gottes, und es für gleichen Frevel und für gleich unmöglich halten würde, daß Rußland ohne Kaiser als ohne Gott existiren könne. Zu einem Wechsel im Namen seiner Beherrscher ist es leicht zu verleiten; allein die Form seiner Regierung, der Titel eines Kaisers wird ihm noch Jahrhunderte lang heilig bleiben. Der russische Adel hat aber in seiner Gestaltung eine Eigenthümlichkeit, zu der sich in der Aristokratie anderer Länder kein Gegenstück findet; er ist ein Koloß, aber ein Koloß mit thönernen Füßen. Sie wissen, daß die militairische Rangordnung bei uns die Norm für alle Stände

darbietet, ſogar für die Damen, die am Hofe leben. Selbſt die Ehrendamen der Kaiſerin haben ihren beſtimmten militairiſchen Rang, und ſo iſt unſer Adel gewiſſermaßen nur ein einziges großes Regiment. Jeder Adelige muß alſo, um einen Rang und um Zutritt am Hofe zu erhalten, in den Dienſt der Krone treten, und dieſe Dienſtpflichtigkeit läßt das Bewußtſein der perſönlichen Ehre und Würde nicht aufkommen, das doch der Kern aller echtadeligen Geſinnung iſt. Der deutſche Edelmann z. B. hat ein Bewußtſein ſeines Standes, das ihm durch nichts geraubt werden kann; in Armuth und Niedrigkeit verſunken, bleibt ihm das Gefühl der Ebenbürtigkeit mit den Erſten ſeines Volkes. Dies Bewußtſein erſcheint mir wie die Ahnung einer zartern, reinern Eigenthümlichkeit, welche unter der Hülle des äußern Lebens verborgen liegt, als die erſte Blüte, die erſte Spur der geiſtigen Perſönlichkeit und des höheren Selbſtbewußtſeins, als das Princip des Ehrgefühls, ſowol im einzelnen Menſchen als in ganzen Völkern. Es gibt keine Ehre ohne Sittlichkeit; keine Sittlichkeit ohne Ehre; ihr Verluſt verdirbt ein ganzes Volk, wie den einzelnen Stand und den einzelnen Menſchen, und Ehre verliert man durch die Duldung einer ungeſetzmäßigen Mishandlung. Für den Himmel und für ſein inneres Leben bedarf der Menſch der Tugend; für ſeine Verhältniſſe zu der bürger-

lichen Gesellschaft der Ehre. Der Despotismus, der alle freie sittliche Kraft zu unterdrücken strebt und keine mächtige Natur im Guten wie im Bösen gewaltig emporwachsen läßt, bedarf des Princips der Ehre als einer Wurzel des staatsbürgerlichen Lebens nicht; zum Glück sind aber jetzt schon viele Völker, und unter diesen vorzugsweise die Deutschen, reicher an Geisteskräften, als das von der Politik der Herrscher zugeschnittene Maß ihnen auszuüben vergönnen möchte, und eben dieser Reichthum läßt in Deutschland auf eine allmälige, ruhige und verständige Ausgleichung zwischen den Fürsten und ihren Völkern hoffen. Die russische Regierung ist aber leider in der traurigen Lage, die Blüte des Ehrgefühls in allen ihren Dienern durch eine unentfliehbare Nothwendigkeit wie Mehlthau selbst vergiften zu müssen, indem sie keinen derselben so besoldet, daß er als ehrlicher Mann von dem Betrag seiner Stelle leben kann. Die geheime Politik unserer Regierung erheischt dabei einen ununterbrochenen kleinen Krieg gegen den Adel, in dem der letztere stets den Kürzern zieht, weil eine unbezwingliche Neigung zur Verschwendung ihm mehr und mehr seine Unabhängigkeit von der Krone raubt. Fast alle unsere Großen geben mehr aus, als sie einnehmen; der Vater hinterläßt dem Sohne eine bedeutende Schuldenmasse; dieser vermehrt sie, da die Bedürfnisse des Luxus gemeinhin

in demſelben Verhältniß größer werden, als ſich die Mittel zu ihrer Befriedigung verringern; um den Ausfall zu decken, nimmt er ſeine Zuflucht zum Lombard, das der Kaiſer Alexander in der wohlthätigen Abſicht errichtete, ſeine Großen vor der Raubſucht der Wucherer zu ſchützen. Die Krone leiht ihnen in dieſer Anſtalt Kapitale zu billigen Zinſen; doch nur ſelten werden dieſe von ihnen entrichtet; ihre Schuldenlaſt wächſt von Jahr zu Jahr bis zu dem Augenblicke, wo das Grundſtück, welches der Krone zur Hypothek dient, nach ſeinem ganzen Werthe an dieſe verfallen iſt. Die Leibeigenen des Edelmannes werden nun Kronbauern, und dieſe Errichtung des Lombard, das urſprünglich nur eine Wohlthätigkeitsanſtalt zum Beſten des Adels war, hat durch dieſen Gang der Dinge eine ſehr große politiſche Wichtigkeit erhalten.

Im Weltlauf, ſagte Rehbinder, modificirt ſich das Gute ſo oft nach dem Böſen, daß es Einem wahrlich zur Herzſtärkung gereicht, wenn ſich, wie in dieſem Fall, das Böſe auch einmal zum Guten modificirt, und dies iſt hier der Fall, da auf jedem andern Wege der Freilaſſung der Leibeigenen ſo große Hinderniſſe in dem Wege ſtehen. In dem europäiſchen Staatenleben ſteigert ſich überhaupt jetzt Alles zu einer unglaublichen Thätigkeit; alle Verhältniſſe deſſelben ſpinnen ſich künſtlicher und ſcharfſinniger aus;

leider aber verfinſtert ſich dabei jeder höhere, edlere Zweck des Staatshaushaltes, und das Verhältniß des individuellen Glückes zu dem Gedeihen des Ganzen erſcheint mir oft wie ein qualvolles Räthſel. Ausgearbeitete, verfeinerte Thierheit, ein Herabziehen aller geiſtigen Thätigkeit zum fabrikmäßigen Maſchinendienſt für den Staat, darauf arbeitet Alles hin, und dies verfluchte Princip der Nützlichkeit ſiegt immer und überall, wo es ſich doch zum Heil der Menſchheit höhern Principien unterordnen ſollte. Es ſcheint wirklich in der Staatskunſt etwas Teufliſches zu liegen, das ſich alle Kräfte und Erſcheinungen der moraliſchen Welt unterthan zu machen ſucht und nirgend die Spuren wohlwollender Güte verräth.'

Verkündigt ſich doch auch in der phyſiſchen Welt, antwortete Nordeck, die Macht des Weltenſchöpfers oft im Zerſtören und Verheeren, und doch bewahren wir den Glauben an ſeine Liebe, die ſich uns in unſerm Bewußtſein unmittelbar offenbart. Dürfen wir denn für die Stürme und Wetter der politiſchen Welt und der Staatengeſchichte weniger Muth und Vertrauen zeigen? — Unſere Zeit hat freilich ſehr dunkle Schattenſeiten. Ehre, ſtille Berufstreue, Fleiß und Genügſamkeit ſind vor dem vergiftenden Einfluß der Geldariſtokratie unſcheinbar geworden; der Einzelne geht unter, weil die ſchöne, fromme Kunſt des Entbehrens dem lebenden Menſchengeſchlechte verloren

gegangen zu ſein ſcheint; die Mehrzahl der jetzigen jungen Männer wird unter der Laſt ſchwerer Drangſale durchs Leben hingetrieben und fortgeſtoßen; aber doch müſſen wir, wenn wir das vorübereilende Daſein einer Generation nach ihrem Beitrag zur Erreichung der höchſten Zwecke der Menſchheit würdigen, unſerer Zeit eine hohe, edle Bedeutung zugeſtehen. Selbſt Das, was Sie, lieber Sivers, uns eben von dem leiſen Entwickelungsgange dieſes Reiches mitgetheilt haben, liefert einen Beweis, wie jedes politiſche, jedes religiöſe Syſtem, das die Unterjochung der Menſchheit bezweckt, doch vor den nie einzuſchläfernden Geiſteskräften des Menſchen und vor der ſtillen Allmacht der Zeit, die

Zu dem großen Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur an Sandkorn reiht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre ſtreicht,

zerfallen und in ſich ſelbſt verſinken muß.

Die Unterhaltung wandte ſich wieder auf die Verhältniſſe des ruſſiſchen Adels zurück. Der Abſtand, ſagte Graf Sivers, der in Rußland die höhern Stände der Geſellſchaft von allen Denen abſondert, die nicht zu ihnen gehören, iſt unermeßlich und wird vorzüglich durch die Erziehung unſrer jungen Großen ſo ſchroff und unzugänglich erhalten. Man bewundert im Ausland oft die Leichtigkeit, mit der die Ruſſen fremde Sprachen erlernen und ſie ohne

allen ausländiſchen Accent fertig reden; dies verdanken ſie theils der ruſſiſchen Sprache ſelbſt, die in ihrer Lautbildung den Sprachorganen eine Biegſamkeit gibt, die ihnen die Schwierigkeit der Ausſprache jeder andern Sprache zum leichten Spiel macht, theils ihrer Erziehung. Schon auf dem Arm ihrer Wärterinnen fangen ſie an franzöſiſch zu plappern, und ſo dient ihnen ſeit der frühſten Kindheit eine fremde Sprache zum Ausdruck ihrer Gedanken und Gefühle. Gemeinhin lernen ſie auch engliſch und deutſch; doch ſprechen ſie dieſe Sprachen nicht ſo allgemein, wie dies bei der franzöſiſchen der Fall iſt; ihre Erlernung iſt nur ein Luxus der Erziehung, aber die franzöſiſche Sprache iſt ihnen ganz ſo geläufig und nothwendig wie ihre vaterländiſche. Die häusliche Erziehung, die früher allgemein Sitte war, fängt an aus der Mode zu kommen; es gibt jetzt in Petersburg mehre Penſionsanſtalten; aber alle ſind von Ausländern errichtet: die Lehrer, welche die Kinder unterrichten, ſind Ausländer, die Vorſchriften, die ihnen beim Schreibunterricht vorgelegt werden, die Bücher, die ſie leſen, die Gedanken, die man in ihnen zu erwecken ſucht, die Kenntniſſe, die man ihnen mittheilt, Alles iſt in einer fremden Sprache ausgedrückt. Die Tendenz ihrer Bildung, Sprache, Sitten, Gefühle, Alles iſt ausländiſch. Kann nun in der Seele eines ſo erzogenen Knaben Liebe zum Vaterlande erblühen? kann

er zu einem Russen aufwachsen? Sie finden in unsern ersten Familien viele Jünglinge und Mädchen, die fehlerfrei französisch, deutsch und englisch schreiben, aber außer Stande sind einen russischen Brief aufzusetzen, ja kaum Russisch lesen können. Kann ein solches Abstreifen seines Volkes und seiner Sprache ohne den allernachtheiligsten Einfluß stattfinden? Die Regierung fühlt das auch; es ist im Plan, kaiserliche Erziehungsanstalten zu stiften, in welchen die Erziehung mit den Sitten, Gesetzen und Einrichtungen des Landes übereinstimmen soll, und dies ist höchst nothwendig, wenn Adel und Volk nicht durchaus mit einander zerfallen und sich nicht in Rußland ein Staat von Nichtrussen bilden soll. Es gibt sogar hohe Staatsbeamte, die ihre Verordnungen und Entscheidungen französisch niederschreiben und sie dann durch ihre Secretaire ins Russische übersetzen lassen, und das sind keine Ausländer, sondern geborne Russen!

Gibt es denn aber noch in Europa ein Land, fragte Rehbinder bitter, auf dessen Jugend man mit der Hoffnung blicken dürfte, daß in ihr ein edleres und tüchtigeres Geschlecht erwachsen wird? So einseitig und beschränkt uns auch in der Idee das Leben eines Menschen erscheint, der am Schluß des siebenjährigen Krieges geboren und im Jahr 1789 gestorben wäre und so einen Zeitraum durchlebt hätte, der

ſo leer an groſſen Begebenheiten, ſo wenig an- und aufregend, ſo lähmend, ſo philiſterartig war, daß Einem fröſtelt, wenn man darauf zurückblickt, ſo erzog jene Zeit doch kräftigere Menſchen als die unſrige, die das ganze lebende Geſchlecht mit Sturmesgewalt in die Wirbel ungeheurer Ereigniſſe hineingeriſſen hat. Jene Zeit war ein Winterſchlaf, aus dem Alles wie verjüngt erwachte; die unſrige hat ein Geſchlecht von leidenſchaftlichen Schwächlingen hervorgerufen, die ebenſo reizbar als ſchlaff und nichtig eine Leiter emporzuklimmen ſuchen, deren unterſte Sproſſen der Teufel durchſägt hat. Alles Veraltete muß endlich in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen, das iſt klar; aber zu einem neuen Bau ſind die gehörigen Materialien nicht da, und immer zahlreicher wird die kraftloſe, üppige Race, die aus willenloſen Schlafmützen, Verrückten, Schwätzern, lüſternen Genies und entnervten Wüſtlingen beſteht: Alle, einzeln genommen, ſo erbärmlich, und doch können ſie ſich durch einen Gährungsproceß, den keine Macht vorherzuſehen, keine zu hindern vermag, leicht in Giganten umgeſtalten. Wehe, wenn dann kein Jupiter vorhanden iſt, der ſie zu bändigen Kraft hat! Bajonette ſind dazu nicht hinreichend. Wehe, wenn unſre Zeit dazu beſtimmt ſein ſollte, ſich in einem Blut- und Thränenbad die verlorne Würde und Kraft wiedergewinnen zu müſſen!

Das iſt das Loos auf Erden,
Das wir der Liebe aufbewahret ſehen:
Gebrochen muß der Baum vom Sturme werden,
Und wird er's nicht, ſo ſchau'n wir bald entſtellet
Vertrocknet, laublos ſeine Wipfel ſtehen!
Vergeſſen und Vergehen!
Das iſt ihr Ende! Steht ſie voll in Aehren,
Kommt ſie der Tod zu mäh'n; wo nicht, zerſtäubet
Sie allgemach, daß kaum die Hülſe bleibet —

Und dieſer Rauſch, Wahnſinn ſo lang' er währet,
Durch Eures Blutes Wallungen genähret,
Der, wenn er nicht mehr wächſt, auch ſchon getödet,
Der, meint Ihr, ſei des Lebens höchſte Krone? —

Zedlitz.

Ein anderes Volksfeſt, zu dem Nordeck ſeine junge Gattin führte, war das der Brautſchau im großen Sommergarten, das am zweiten Pfingſttage gefeiert wird. Dieſer Garten, am diesſeitigen Ufer der Newa, deſſen Hintergrund der Michalowſche Palaſt, der wie ein ſchauerliches Mauſoleum emporragt, bildet, beſteht nur aus einigen Alleen, die mit ſehr ſchlechten Bildſäulen und Büſten verziert ſind. Seine Dunkelheit hat keine Friſche; ſeine Schönheit und ſeine Pracht beſteht in dem eiſernen Gitter, welches nach der Newa hin ſeine Einfaſſung bildet. Ein Engländer, der zu Waſſer in Petersburg ankam und in der Gegend des Sommergartens ans Land ſtieg, fand es ſo unvergleichlich und unübertrefflich ſchön, daß er ſich ſogleich wieder einſchiffte, überzeugt, es könne in Petersburg nichts geben, das nach dieſem Gitter mit ſeinen ſechsunddreißig Granitſäulen noch geſehen zu werden verdiene

In diesem Garten versammeln sich an dem schon erwähnten Tage alle russische Kaufleute mit ihren Familien. Frauen und Mädchen erscheinen im größten Putze, reich mit Juwelen und Perlen geschmückt; hochroth geschminkt sitzen sie zu beiden Seiten der Hauptallee in langen Reihen. Die jungen Männer gehen langsam und ernst durch sie hin, sie mit prüfendem Blick musternd, und wenn ihre Wahl getroffen ist, wenden sie sich an eine jener Frauen, deren Geschäft es ist, diese Heirathen einzuleiten und abzuschließen. Haben sie nun von dieser Auskunft über die Familienverhältnisse und das Vermögen des Mädchens erhalten, so werben sie dann durch die Vermittelung dieser Frau um dasselbe.

Die Häßlichkeit der Russinnen fiel Klara auf; sie bat ihre Begleiter, ihr doch ein hübsches Gesicht auffinden zu helfen, aber es gelang ihnen nicht unter dieser großen Menge von jungen Mädchen auch nur eines zu entdecken, das für mehr als leidlich gelten konnte. Dagegen zeichneten sich die Männer fast durchgängig durch die Schönheit ihres Wuchses aus.

Fast alle diese Ehen, sagte Rehbinder, als man sich am Abend um Klara's Theetisch versammelte, werden ohne Liebe geschlossen, und ich habe mich oft gefragt, ob die Liebe, im höhern Sinn des Wortes, wirklich ein Naturgefühl oder nur ein erkünsteltes Product unserer Verfeinerung ist.

Auf jeden Fall muß man doch annehmen, erwiderte Graf Sivers, daß die Veredlung des Naturtriebes zur Liebe durch die Perfectibilität des Menschen und in dieser begründet ist. Wir können sie daher kein erkünsteltes Product gesellschaftlicher Verhältnisse nennen, sondern wir müssen sie als die schönste Blüte seiner geistigen und sittlichen Entwickelung ehren.

Um diese Poesie der Liebe ist es doch ein sehr mißliches Ding, sagte Graf Zeltern, ein geistreicher Weltmann, der mit an der Spitze des diplomatischen Corps in Petersburg stand, und man könnte wol gegen sie die Unwillkürlichkeit geltend machen, die uns zu Sklaven eines Eindruckes macht, dessen Ursprung sich in ein geheimnißvolles Dunkel verliert. Wäre die Liebe wirklich so erhabener Art, wie die Dichter preisen, so müßte ihr die Anerkennung, die Empfindung geistiger Schönheit zum Grunde liegen; man kann aber nie Rechenschaft ablegen, warum man liebt. Wir haben aber wol Alle die Thorheit begangen und begehen sie noch, uns selbst mit der Liebe zum Narren zu haben. Wohl Dem, der in dem Gott der Liebe nur ein muthwilliges Kind sieht, das mit den Grazien tändelt und nicht den Götterjüngling, der im Götterrath Sitz und Stimme hat.

Als ernstes Schicksal betrachtet, sagte Baron Maltzahn, ein junger Deutscher, den Nordeck oft und gern in seinem Hause sah, wirft sie freilich oft einen dun-

kein Schatten auf das ganze Leben; um ſich aber mit ihr auszuſöhnen, braucht man ſich nur zu fragen, was die Jugend, was unſer ganzes Daſein ſein würde, ohne die beſeelende Weihe dieſes geheimnißvollen, mächtigen Gefühls? In dieſer Frage liegt die Verſöhnung mit ihrem Schmerz und verſchaffte er auch ein ganzes Erdenleben.

Wenn nur für unſer inneres Leben der Augenblick nicht ſo furchtbar wäre, fiel Rehbinder ein, in welchem wir dies Gefühl, das wir als ein Band zwiſchen Himmel und Erde heilig hielten, für Das erkennen müſſen, was es doch eigentlich nur iſt, für einen Champagnerſchaum ſchöner, jugendlicher, aber ſehr vergänglicher Aufwallungen. Unſre Trauer darüber erzeugt gemeinhin Haß gegen das entſchwundene Arqumbild, und wir wüthen gegen uns ſelbſt, wie Armida den Palaſt der Flamme opferte, in dem ſie mit Rinaldo glücklich geweſen war.

Die Natur, fiel eine junge ſchöne Polin ein, hätte wenigſtens wohlthätig die Zeit verkürzen ſollen, wo Vernunft und Entſagung nach verſchwundenem Jugendglück unſre einzige Zuflucht bleiben. Der Gedanke, das Erſterben unſrer Gefühle überleben zu müſſen, iſt ſo traurig:

Stiefmütterlich begabte die Natur
Das Weib; nur Augenblicke ſchenkt ſie ihm
Zur Blüte, Stunden nur zur Reife, Jahre,
Ach traurig lange Jahre zum Verwelken!

Frau von Stael, nahm Graf Sivers das Wort,

ſagt irgendwo: **La mort commence à la prèmiere affection qui s' éteint, au premier sentiment qui se refroidit, au prèmier charme qui disparaît**, und ich habe ſelbſt als Mann die Wahrheit dieſer Worte tief empfunden. Es iſt ſchmerzlich, ſich von einer Freude, von einem Glück, von irgend einem Genuß im Moment ſeiner ſchönſten Blüte trennen zu müſſen; viel ſchmerzlicher aber, ſie langſam verwelken und den reichblühenden Kranz unſrer Wonnen ſich entblättern zu ſehen. In einer ſolchen proſaiſchen Umwandelung des Schönen wohnen die düſtern Schauer einer Vergänglichkeit, die unſerm innerſten Weſen mit Vernichtung zu drohen ſcheint, und ich glaube, das Vorgefühl des Todes ergreift uns nirgends bewußtvoller und ergreifender als in dieſem allmäligen Abſterben unſrer glühendſten Empfindung.

Ich ſollte glauben, ſagte Thereſe, daß wenn die Gefühle, die ein theurer Gegenſtand in uns weckte, wirklich die Alles beſeelende Kraft einer wahren Liebe im Gemüth entfaltet haben, dieſer Gegenſtand uns geraubt werden könne, ohne daß die Liebe ſelbſt uns verließe; ſie müſſe uns auch dann bleiben; ſtill verſchloſſen wol eine Zeit lang; aber milder und veredelter müſſe die nie erſterbende Flamme früher oder ſpäter wieder hervorbrechen, um belebend und erwärmend eine Idee, einen Lebenszweck, vielleicht Kunſt und Poeſie zu umfaſſen und in höchſter Veredlung

ſich endlich zum Ewigen, zum Urquell aller Liebe emporſchwingen.

Die glücklichmachende Kraft der Liebe, ſetzte die junge Polin hinzu, iſt ſo groß, daß ſelbſt ihre tiefſten Schmerzen das Herz noch erfriſchen. Wehe aber, wenn das Schickſal auch dieſe Schmerzen uns nimmt. La vie de l'âme est anéantie, sitôt qu'elle n'aime plus rien! — Sie, Graf Zeltern, machen der Liebe einen Vorwurf daraus, daß der Gegenſtand, der ſie uns einflößt, keiner geiſtigen Vorzüge bedarf, um Eindruck auf uns zu machen, und mir erſcheint das gerade als eine Beglaubigung ihres höheren Urſprungs. Die Befriedigung unſers Herzens verbreitet eine ſo große Fülle von Glück über unſer ganzes Weſen, daß wir, berauſcht davon, es nicht vermiſſen, wenn der Verſtand unbefriedigt bleibt. Nicht ſo im umgekehrten Falle. Auch bei den vollkommenſten Genüſſen des Verſtandes bleiben wir noch immer nüchtern genug, um die Leere unſers Herzens und mit ihr jene Sehnſucht zu empfinden, die uns dem Ewigen zuführt.

Wenn wir, nahm Norbeck das Wort, ſchon in der friſchen ſeligen Jugendzeit, in der Blütenperiode der erſten, begeiſternden Liebe zu der völligen Entwickelung unſrer intellectuellen und moraliſchen Kraft gelangen könnten, ſo würde es wirklich in unſrer ſpätern Lebenszeit keinen Erſatz für den Ver-

luſt dieſes Jugendglückes geben. Es iſt aber Naturgeſetz, daß Blüten fallen müſſen, wo Früchte ſich entwickeln und reifen ſollen.

So ernſt, ſagte Laſare, ein Attaché der franzöſiſchen Geſandtſchaft, iſt mir die Liebe nie erſchienen; ſie ſcheint mir auch einem Spiel zu gleichen, das um ſo unterhaltender iſt, je weniger man darüber nachdenkt, was man eigentlich treibt.

Sie reden damit, erwiderte die Polin, der Nichtigkeit das Wort, die gegen die Schmerzen der Liebe ſchützt wie das Fieber gegen Anſteckung der Blattern.

Gewiß nicht, gnädige Frau, antwortete der Franzoſe. Es ſind nicht Alle frei, die ihrer Ketten ſpotten, und ſo oft ich es mir auch vorpredige und es mir feſt einzureden ſuche, daß man die Liebe nicht als eine ernſte Angelegenheit betrachten, ſondern hübſch beſonnen bleiben und es von den Verhältniſſen beſtimmen laſſen muß, welchen Einfluß auf Glück und Zukunft man ihr anvertrauen darf, ſo erinnern mich dieſe Predigten nur zu oft gegen meinen Willen an das indiſche Sprichwort, das mit meiner innerſten Natur im Widerſpruch ſteht: „Sitzen iſt beſſer als ſtehen, liegen beſſer als ſitzen, doch das Allerbeſte iſt die Ruhe im Grabe!“

Alle lachten. Die Gefahr der Liebe als Leidenſchaft, ſagte Sivers, liegt freilich in den Fehltritten, zu denen ſie uns nur zu leicht verleitet. Die gewal-

tige Naturmacht und Naturkraft, mit der sie uns gewissermaßen von der bürgerlichen Gesellschaft losreißt und die Welt für uns in einem Einzelwesen concentrirt, macht sie so gefährlich. Wäre dies nicht zu fürchten, so dürfte man ihren Schmerz nicht scheuen, denn auch der heftigste ist noch schön als erhöhtes Lebensgefühl. Leidenschaftslose Ruhe gilt der Jugend nur für Lebensfristung, nicht für Lebensgenuß. Wer aber von den Klippen, Gefahren und Abgründen des menschlichen Daseins redet, ohne je in der eignen Brust die Gewalt dieser mächigsten aller Leidenschaften empfunden zu haben, gleicht einem Manne, der die Gefahren einer Seefahrt beschreibt, ohne je das Meer erblickt zu haben.

Die Natur selbst, setzte Rehbinder hinzu, hat aber der Allgewalt dieser Leidenschaft sehr weise ein Gegengewicht gegeben, indem sie sie vergänglich machte. Alle andere Leidenschaften wurzeln mit der Zeit tiefer in unser Gemüth ein; jede Befriedigung ihres Strebens führt ihnen frischen Lebenssaft, üppigeres Emporschießen zu; die Liebe allein ist flüchtig und erstirbt im Genuß ihres Glückes.

Es ist aber doch so schön an der Liebe, nahm Karl von Rügelgen das Wort, daß sie auf die Dürftigkeit des irdischen Lebens den Himmelsglanz eines höhern Daseins wirft, und gewiß, es ist keine nichtige Täuschung, wenn dieses, von ihrem Zauber an-

geglüht, uns erſt in ſeiner wahren Bedeutung klar wird. Die Liebe entwickelt und bereichert den tieferen Sinn, das Schöne, Wahre und Ewige im Vergänglichen zu erkennen und zu empfinden; ſie iſt die Lebenskraft der edelſten Naturen und ein Mann, der nie wahrhaft geliebt hat, kann, wie mich dünkt, ſo wenig ein wahrhaft großer Mann ſein, wie der Künſtler, in deſſen Seele kein Ideal lebt, ein Künſtler genannt zu werden verdient.

Das ſind, fuhr Klinger auf, die modiſchen, neu romantiſchen Lobpreiſungen der Liebe, die das einfachſte und ſchweigſamſte aller Naturgefühle zu einem wunderlich aufgeputzten Popanz machen. Alle dieſe geträumte geiſtige Herrlichkeit der Liebe iſt mehrentheils nur ein kaltes Wetterleuchten. Nach den Begriffen dieſer Romantiker iſt Alles, was ſich im Leben ohne Liebe zu einem weiblichen Weſen erſtreben läßt, nicht des Erſtrebens und des Beſitzes werth, und ſolche Schwächlinge ahnen nicht einmal, wie tief ſie dadurch die Beſtimmung des Mannes herabwürdigen, deren Zweck weit über die Sphäre des irdiſchen Glückes, weit über den Beſitz eines Weibes hinaus erhaben iſt. Entwickelung unſerer intellectuellen Kraft, tapferer Kampf gegen alles Unwürdige in und außer uns, freies, ungehemmtes geiſtiges Leben, ſchweigendes Ausſtreuen des Guten, das iſt das Glück, das der Mann erſtreben ſoll. Der Beſitz

eines Weibes muß ihm nur eine Zugabe sein: der Lohn seines Strebens, nie das Ziel desselben.

Und doch, erwiderte Graf Zeltern, gründet sich dies von Ihnen gerühmte antik-classische Glück nur auf Liebe; freilich aber auf eine Liebe, die man von jedem Vorwurf der Vergänglichkeit und von dem Verdacht romantischer Schwärmerei freisprechen muß, da sie mit jedem Jahre unsers Lebens sich fester und fester in unser ganzes Sein verzweigt und uns mit der Wirklichkeit der Dinge immer inniger befreundet: nämlich auf die Liebe zu uns selbst. Diese ist die unzerstörbare Centralkraft der physischen und moralischen Welt, und die Natur hat ihr die mächtigsten Räder im Getriebe unsers Daseins anvertraut. Diese Liebe zu unserm eigenen Ich ist nicht allein die beglückendste Liebe, sondern auch diejenige, die auf unsere Verhältnisse zu andern Menschen den wohlthätigsten Einfluß hat. Nicht die Welt, die Selbstliebe ist der Schleifstein, an dem sich die rauhen Ecken unsers Charakters abschleifen, weil ihre Schärfe uns sonst selbst nachtheilig werden würde. Der Mensch wird Alles müde; nur nicht sich selbst zu lieben. Auf dies Gesetz der zärtlichsten, unvergänglichsten Selbstliebe hat die Natur das Gebäude aller menschlichen Verhältnisse gegründet, und wer die Treue als eine unserer edelsten sittlichen Eigenschaften preist, muß auch der Selbstliebe Gerechtigkeit wiederfahren lassen; denn

wer liebt so treu, wer bleibt so ununterbrochen verliebt, wer ist so unerschöpflich an zarten Aufmerksamkeiten, wer entschuldigt und beschönigt so alle Fehler, wer erkennt und rühmt so alles Gute, als der Egoist, seinem eignen, geliebten Ich gegenüber, das ihm in keinem Augenblicke seines Lebens aus dem Sinne kommt?

Alle lachten und meinten, er sei vorzugsweise fähig, die Freuden der Selbstliebe zu preisen. Es läßt sich leicht beweisen, fuhr er fort, daß alle geistige Freuden der Liebe zu einem andern Wesen nur die Selbstliebe zum Ursprung haben. Der größte Reiz eines Herzensverhältnisses besteht darin, daß wir uns von der Geliebten weit über all unser Verdienst und Würdigkeit hinaus gelobt, gepriesen, bewundert, uns allen Andern vorgezogen fühlen, und daß wir mit Niemand als mit ihr so viel von unserm eignen Ich reden können. Jede andre Liebe ist daher eigentlich auch nur ein schwacher Abglanz dieser unvergänglichen Selbstliebe. Und dabei nun die Bescheidenheit, mit der man sich gemeinhin an einer ziemlich oberflächlichen Bekanntschaft mit sich selbst genügen läßt. Man redet freilich gern von sich selbst, aber nur Wenige können und mögen über sich mit sich selbst, geschweige denn gar mit Andern reden. Selbst Napoleon hat dies letztre zu thun vermieden, und doch ist beides eben so weit von einander unterschieden, wie über sich selbst brüten und über sich selbst denken. Mit

ſich ſelbſt geht man daher auch ſo ſchonend, ſo nachſichtig, ſo verbindlich um, wie mit keinem Andern; und wie gefällig und liebevoll weiß man ſich nicht über die ſchwierigen Punkte durch die feinſten Sophismen da noch hinwegzuhelfen, wo man mit der gewöhnlichen Art des Selbſtbetruges nicht mehr ausreicht! Könnte man ſich doch ſelbſt heirathen: dann gäbe es keine treuloſen Gatten, keine Scheidung, keine unglückliche Ehe! —

Aus Hier
Mich jedesmal mehr geſprochen als gedacht
Und jedesmal mehr gedacht doch als gefühlt.
Man kommt zuſammen, höflich ſich zu grüßen,
Und kehret um keine Sylbe reicher heim
Aus Lärmender in ſtille Einſamkeit.

Mit dem Herbſt kam die Zeit, wo Klara in die Geſellſchaft eingeführet werden ſollte. Die Gemahlin des preußiſchen Geſandten machte mit ihr die erfoderlichen Beſuche und die erſte Einladung, die ſie erhielt, war die zu einem Ball bei dem franzöſiſchen Geſandten.

Das Herz ſchlug ihr gewaltig, als ſie in den Saal trat; aber ihre Befangenheit war frei von aller kindiſchen Verlegenheit und erhöhte nur den jugendlichen Liebreiz der Schönheit, die ſie vor den meiſten der anweſenden Frauen auszeichnete. Es fehlt in unſern Salons nie an ſchönen, anmuthigen Geſtal-

ten, allein jugendlich reizend erſcheinen ſie ſelten, weil nichts ſo frühreif macht, ſo den Schein einer mit Jugendlichkeit unvereinbaren Welterfahrung gibt als Gefallſucht. Von dieſer war Klara noch ganz frei, und ihre Befangenheit hatte den Zauber lieblicher Kindlichkeit und holdſeliger rein weiblicher Anmuth.

Der Zufall wies Klara den Platz zwiſchen zwei ihr unbekannten Damen an, von denen die eine ihr den Rücken wandte, weil ſie angelegentlich bemüht war, einen jungen Mann zu unterhalten, der hinter ihrem Stuhle ſtand und trotz ihrer Bemühung ſehr gelangweilt ausſah. Die andre war mit ihrer Nachbarin in ein lebhaftes Geſpräch verflochten, das ſie aber nicht abhielt, ſich gegen Klara ſo freundlich zu verneigen, daß es dieſer Muth machte, ſich nach ihrer Seite zu wenden, um an der Unterredung Theil zu nehmen. Dieſe betraf das ungeheure Glück, das die Fürſtin Subov geſtern Abend im Boſton gehabt hatte; ſie hatte dreizehn Stiche mit Schlemm sur table angeſagt. Dieſe erſtaunenswürdige Begebenheit wurde von den beiden Damen mit einem Antheil und einer Lebendigkeit beſprochen, die Klara um ſo mehr befremdete, da ſie keine Karte kannte.

Ihre andere Nachbarin ſtand jetzt auf, und Klara fühlte ſich erleichtert, als Frau von Korſakow auf ſie zukam und den an ihrer Seite leer gewordenen Platz einnahm. Einige mit dieſer bekannte Herren

näherten sich und fanden keinen bessern Stoff zur Unterhaltung, als daß sie sich mit Frau von Korsakow in das Gebiet der Tagesneuigkeiten und der Lästerchronik der Anwesenden vertieften. Zu Klara's großer Freude begann der Tanz. Baron Rehbinder, dem sie den ersten Walzer zugesagt hatte, kam, sie zu holen, und neugierig, den Eindruck kennen zu lernen, den die Gesellschaft auf sie mache, befragte er sie nach Ende des Tanzes darum.

Ich habe mir, antwortete sie, eine solche große Gesellschaft viel hübscher gedacht und viel vergnügter. Fast alle Anwesende sehen gelangweilt aus; Keiner scheint den Andern mit Interesse aufzusuchen; die Mehresten gehen an einander vorbei, als wenn sie sich gar nichts zu sagen wüßten, und gewiß, ich hätte nicht geglaubt, daß sich von allen Menschen in Petersburg so viel Böses sagen ließe, als ich schon in Zeit von einer halben Stunde von den hier Anwesenden habe sagen hören.

In der lebendigen Theilnahme, erwiderte Rehbinder, mit der die Menschen das Böse, und der Lauheit, mit der sie Gutes von Jemanden erzählen hören, scheint freilich eine ernste Anklage gegen die menschliche Natur begründet zu sein; aber die Sache ist bei weitem nicht so schlimm, als sie aussieht. Sie liegt darin, daß das Böse mehr auf die Einbildungskraft wirkt als das Gute, und daß in der

Schwatzhaftigkeit an sich selbst ein Genuß liegt, der von der aufgeregten Einbildungskraft mehr Befriedigung erhält, als sie uns das stille Gefallen am Guten zu gewähren vermag.

Soll das eine Rechtfertigung sein? fragte Klara lächelnd.

Nein, es soll nur beweisen, daß der Hang zur Medisance nicht aus der Bösartigkeit der menschlichen Natur entspringt.

Der Baron ist ein guter Advocat in einer schlechten Sache, sagte Sivers, der neben ihnen stand. Die Medisance erscheint mir, auch in ihrer geistreichsten Form, immer nur als ein unwillkürliches Geständniß, daß man froh ist, eine an sich selbst gemachte Erfahrung durch fremden Unwerth bestätigt zu sehen und, davon überrascht, durch sie ein Bekenntniß der eignen Schlechtigkeit ablegt, die sich der Mitgenossenschaft erfreut.

Eine hübsche junge Frau, die nicht weit von Klara mit einer andern Dame auf vertraulich herzliche Weise zu reden schien, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich; Klara's Auge ruhte mit Wohlgefallen auf Zügen, die eben so viel Wohlwollen als Theilnahme auszudrücken schienen, und sie freuete sich, als sie, nachdem sich jene Dame entfernt hatte, auf sie zukam. Mein Gott, sagte sie zu Rehbinder, wie hat mich die gute Jesimowski gelangweilt! ich bin ganz erschöpft!

Denken Sie, Baron, ich habe den allervollständigsten Bericht von der Krankheit ihres kleinen Jungen anhören müssen! sie hat mich auch nicht mit einem Pulver, einer Mixtur verschont! Ich fing schon an mich für eine Krankenwärterin zu halten und bin noch wie betäubt von all diesem Geträtsch. Sie ist eine recht brave Frau und gehört zu meinen liebsten Freundinnen, aber man kann nicht geschwätziger und langweiliger sein als sie. — Kommt da nicht ihr Mann gegangen? — ich kann ihm nicht mehr ausweichen — nun geht mein Leiden noch einmal vom neuem wieder an! —

Hier wandte sie sich um, und mit dem Ausdruck der herzlichsten Theilnahme, der freundschaftlichsten Besorgniß redete sie Herrn von Jesimowsky an und fragte angelegentlich nach dem kranken Kinde. Klara seufzte leise; die Falschheit der hübschen Frau that ihr so wehe. Jetzt aber trat eine auffallend geputzte, hochroth geschminkte Dame zu ihnen, deren Gesicht trotz aller angewandten Toilettenkünste ein wenigstens funfzigjähriges Alter nicht verleugnen konnte. Wie geht es zu, fragte sie Frau von Korsokow, daß die Gräfin Wolowitsch nicht hier ist? sie fehlt doch sonst auf keinem Balle. Sollte sie wirklich zu der Erkenntniß gekommen sein, daß in ihrem Alter diese Sucht, noch alle Vergnügungen, alle Moden mitzumachen, höchst lächerlich ist? In unsern

Jahren, liebſte Korſakow, will man das Leben genießen und iſt zu Anſprüchen an ſeine Freuden berechtigt; aber in dem Alter der Gräfin Wolowitſch und mit einer Figur wie die ihrige macht man ſich dadurch ebenſo läſtig als lächerlich.

Geſtehen Sie, meine Gnädige, rief hier Graf Sivers lächelnd, daß die Damen unſers Standes ſich doch eines köſtlichen, ganz unſchätzbaren Vorzuges vor allen Prinzeſſinnen und Monarchinnen Europas erfreuen: die Kalender offenbaren unerbittlich auf Tag und Stunde das Alter einer Fürſtin; jede andre Dame aber, Gott ſei Dank! —

Die Dame wartete den Schluß ſeiner Rede nicht ab; ſie kehrte ſich von ihm weg und verlor ſich unter der Menge.

Himmel! was gibt es hier für ſeltſame Menſchen, dachte Klara, und wie werde ich mich an den Umgang mit ihnen gewöhnen können! Sie tanzte noch einige Tänze; doch des Tanzes, des Geräuſches, der hellen Erleuchtung gleich ungewohnt, fühlte ſie ſich bald ermüdet und bat Nordeck mit ihr nach Hauſe zu fahren. Sie waren im Begriff, ſich zu entfernen, als die Flügelthüren des Saals aufgeriſſen wurden und die Bedienten die Ankunft der Fürſtin *** meldeten. Eine ältliche Frau trat am Arm eines jungen ſtattlichen Gardeofficiers ein. Verzeihen Sie, ſagte ſie zu dem Herrn des Hauſes, der ihr entge-

gentrat, um sie zu bewillkommnen, daß ich so spät komme; aber Feodor Gregorowitsch (so hieß ihr Begleiter) hat es nicht anders gewollt; er ist nun einmal ein verzogenes Kind, dem ich in Allem seinen Willen thun muß.

Klara hatte den Namen, den die Fürstin als Witwe eines der berühmtesten Feldherrn des russischen Reiches trug, nicht ohne Ehrfurcht nennen hören. Die Witwe eines solchen Helden, wie rührend, wie großartig und würdig dachte sie sich diese in ihrer unvergänglichen Trauer! Unschuldig wandte sie sich jetzt zu einer ihr naheſtehenden Dame; ich wußte nicht, sagte sie, daß der Fürst einen Sohn hinterlassen hat.

Diese lachte hell auf. Er ist kinderlos gestorben, antwortete sie; dieser junge Officier ist seit acht Tagen der Liebhaber der Fürstin, die ihre Günstlinge hoch besoldet, aber auch alle Monate mit ihnen wechselt.

Von einem innern Schauder ergriffen, faßte Klara den Arm ihres Gemahls und eilte aus dem Saal. O Nordeck, rief sie, als sie neben ihm allein im Wagen saß, in welche Welt hast Du mich heute eingeführt! — Sie theilte ihm nun Alles mit, was sie im Lauf des Abends gehört und gesehen hatte, und sprach es aus, wie sie sich durch die Frechheit, mit der die Fürstin ihr Verhältniß zu dem jungen Officier gefliſſentlich zur Schau getragen hatte, em-

pört fühlte. Wie kann nur, fragte ſie, der Geſandte die ganze von ihm eingeladene Geſellſchaft ſo beleidigen, daß er eine Frau von ſo ſchlechtem Rufe, von ſo anſtößigem Betragen zu ſich bittet? Es findet ja kein Zweifel ſtatt, daß ſie die tiefſte Verachtung verdient, und man ſollte doch in einem ſolchen Hauſe ſicher ſein, nicht mit Frauen ihrer Art zuſammenzutreffen.

Dieſe ſorgloſe Gleichgültigkeit gegen den ſittlichen Unwerth der Perſonen, mit denen man umgeht, antwortete ihr Nordeck, iſt eine der dunkeln Schattenſeiten des geſelligen Lebens unſerer vornehmen Kreiſe. Als ein einfacher Bürger kann ich mein Haus bewahren, meine Frau, meine Tochter, meine Schweſter vor dem Umgange mit den Verworfenen ihres Geſchlechtes bewahren und ihnen den Anblick des Laſters entziehen; als vornehmer Mann kann ich es nicht. Ich wüßte keine Infamie, die, ſo lange ſie nicht die Strafe des Geſetzes nach ſich gezogen hat, den Zutritt zu den vornehmſten Kreiſen erſchweren könnte. In der heutigen Geſellſchaft war z. B. ein Mann, auf deſſen Gewiſſen ſiebzehn gerichtlich erwieſene Mordthaten laſten, die er als Gouverneur einer aſiatiſchen Provinz begangen hat; aber er iſt ſehr reich, und ſo hängt das Schwert des Damokles freilich über ſeinem Haupte, aber es trifft ihn nicht. Wir Vornehmen ſind in dieſer Hinſicht die Sklaven unſerer

Verhältniſſe, und ich werde es nicht vermeiden können, die Fürſtin auch zu uns einzuladen, bei Gelegenheiten, wo Etikette und Convenienz uns allein in der Wahl unſerer Gäſte leiten dürfen. Die Geſelligkeit der höhern Stände wird durchaus durch kein geiſtiges Intereſſe veredelt; man haſcht in unſern Salons mit einer wahrhaft krankhaften Gier nach Zerſtreuung und Vergnügen und iſt in der Wahl der Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes durchaus nicht ſchwierig. Die Fürſtin iſt bei weitem nicht die einzige Frau in dieſem Kreiſe, die Deine Verachtung verdient. So lange eine vornehme Frau ein Haus ausmacht, ſo lange ſie bedeutende Connexionen hat und den Leuten gut zu eſſen gibt, wird man ſie zwar hinter ihrem Rücken geißeln, aber nichtsdeſtoweniger ihre Einladungen annehmen und ſie erwidern, während die achtungswürdigſten Frauen, wenn ſie nicht jung, reich und ſchön ſind, in der Geſellſchaft überſehen und bei jeder Gelegenheit zurückgeſetzt werden. In der Natur der Frivolität liegt eine Abneigung gegen die Tugend, wie in der Albernheit die Scheu vor der Verſtändigkeit. Das Gefährliche unſerer geſellſchaftlichen Sitten liegt aber nicht ſowol in dieſem unvermeidlichen Umgange mit gefallenen Frauen und ſittenloſen Männern als in der Liebenswürdigkeit, in die ſich das Laſter oft einzuhüllen verſteht. Selbſt ein reiner Sinn läuft Gefahr, ſich

dadurch täuſchen zu laſſen, und die Unſchuld hat auf dieſem glatten Boden keinen ſichernden Schutzengel, wenn ſie nicht eine aus religiöſem Gefühl entſpringende Feſtigkeit der Grundſätze beſitzt. Die Fügſamkeit, der Mangel an ſelbſtändiger Willenskraft, die man irrigerweiſe ſo oft als die Grundzüge liebenswürdiger Weiblichkeit preiſet, ſind gemeinhin nur Charakterloſigkeit und geiſtesarme Schwäche. Wer ſich aber feſte Grundſätze bildet, mögen ſie nun im Geiſt oder im Gemüth ihre Wurzeln ſchlagen, der wird auch das Bedürfniß fühlen, ihnen und in ihnen ſeinem Charakter treu zu bleiben und ihn, unabhängig von äußern Einflüſſen, rein zu bewahren. Nie kann eine Frau in der Geſellſchaft zu glänzen wünſchen, nie auf ihren Beifall Anſpruch machen, ohne ihrer Macht zu verfallen und ſich gezwungen zu fühlen, ihr ſklaviſch dienen zu müſſen. Welcher ſchöne Friede, welche beglückende Harmonie des Daſeins lohnt dagegen die Frau, die ihr Glück an die unwandelbaren Grundſätze der Tugend und der Pflicht gebunden hat und alle ihre Geſinnungen und Gedanken nur einem Zweck zuwendet! Sie ſammelt gleichſam alle Stralen ihres Weſens in einem Punkt, deſſen Licht ihr dann in jedem Sinne zum ſichern Führer wird.

Der Kaiſerkrone Glanz, der ihm beſchieden,
Er kaufte ſie zu allzuhohem Werthe:
Sie ward bezahlt mit ſeines Lebens Frieden!
Zedlitz.

Am Abend des Tages, an dem die Gräfin Nordeck bei Hofe vorgeſtellt worden war, verſammelte ſich in ihrem Zimmer ein kleiner Kreis der vertrauteſten Freunde des Hauſes, und das Geſpräch fiel natürlich auf den Eindruck, den die Perſönlichkeit des Kaiſers und der beiden Kaiſerinnen auf Klara gemacht hatte. Die Kaiſerin Mutter, ſagte ſie, iſt mir als ein ehrfurchtgebietendes Bild kaiſerlicher Hoheit und weiblicher Würde erſchienen; die junge Kaiſerin wie ein auf die Erde verwieſener Engel, und den Kaiſer konnte ich nicht anblicken, ohne daß mir die Thränen in die Augen traten. Er iſt ſo ſchön, ſo liebenswürdig — der Hochgeſtellteſte aller Sterblichen; und doch kam er mir ſo leidend, ſo unglücklich vor! —

Klinger, der den Kaiſer von ſeiner Geburt an geliebt, beobachtet, bewundert und an ihn alle Hoffnungen ſeiner großen Seele und ſeines warmen Herzens für das Wohl der Menſchheit geknüpft hatte, fühlte ſich von Klara's Worten tief ergriffen. Bei ſeltner Geiſtesklarheit und Beſonnenheit war Klinger doch ein glühender Schwärmer für Wahrheit, Recht und Menſchenwohl und iſt es bis zu ſeinem letzten Athemzuge geblieben. Je giftiger ſich durch Vieles, was

er ſah, hörte und erlebte, die Geſtalten entarteter Menſchheit in ſeine Seele ätzten, deſto inniger umfaßte ſeine Liebe, ſeine Begeiſterung den Mann, von dem er hoffte, daß er für die Menſchheit einen neuen, herrlichen Morgen heraufführen würde. Auch von Napoleon hatte Klinger im Beginn ſeiner Laufbahn viel erwartet; aber dieſer verdunkelte bald ſelbſt in ſich das glänzendſte Geſtirn, das im Laufe von Jahrtauſenden aus dem dunkeln Schoos der Menſchheit hervorgegangen war und ſich aus eignem Lichtſtoffe gebildet hatte. Alexanders reiner, milder Glanz verblich dagegen an einer Nothwendigkeit, der er als Beherrſcher Rußlands nicht entweichen konnte, und die ihn zu der tragiſchſten Geſtalt in den Annalen der Weltgeſchichte macht. Er, der größte Monarch ſeiner Zeit, ſtarb ruhmgekrönt langſam, in der Blüte ſeiner männlichen Jahre, am gebrochenen Herzen, an verlorner Zuverſicht zu der ſittlichen Würde des Menſchen. Auf dem glänzendſten Throne der Welt war er der elendſte, unglücklichſte und beweinenswertheſte aller Menſchen!

Klinger wußte um dies traurige Geheimniß ſeines Unglücks, und es ergriff ihn tief, daß Klara's reiner Kindesſinn es in der Ahnung erfaßt hatte. Von dem Geſpräch der verſammelten Freunde an dieſem Abend ſei es uns vergönnt dem Leſer einige Andeutungen geben zu dürfen.

Bescheiden, einfach, wahr, unendlich liebenswürdig als Mensch, blühend schön wie ein Götterſohn, war Alexander schon als Großfürſt Klinger's Ideal. Nie vermochte Klinger ohne Bewegung von dem Augenblick zu sprechen, wo Alexander am Morgen der Todesnacht seines Vaters aus den innern Gemächern des Winterpalastes hervortrat. Es war um 9 Uhr früh; der ganze Palaſt voll stummer Menschen, deren Herzen seiner Erscheinung erwartungsvoll entgegenschlugen. Er sah sehr bleich aus; ein schmerzliches Gefühl sprach aus seinen schönen, edeln Zügen; aber aus den Augen leuchtete Herrscherwürde. Welche Erfahrungen lagen auch hinter ihm! Von der Geschichte jener grauſigen Nacht werde hier nichts erwähnt, als daß der Einfluß nie genug beachtet worden iſt, den Englands damalige politiſche Lage, wo dem Sohn als Regenten die Zügel der Regierung anvertraut worden waren, auf Alexander gehabt hat. Der Anblick der Menge, der er in dieſer frühen Morgenſtunde durch ſeine öffentliche Erſcheinung das erſte, ihm gewiß ſchwere Opfer brachte, ſchien in ſeiner Seele ſehr trübe Empfindungen zu wecken. Er war, gegen den damaligen Gebrauch, noch unfriſirt; ſein ſchönes blondes Haar in Unordnung und ohne Puder — die Schauder der furchtbaren Nacht waren noch um ihn, und höchſt erſchütternd war der Augenblick, wo ſeine Mutter, die er im Verlaufe derſelben

nur Einen Augenblick geſehen, aber durch ein einziges Wort aus ihrem Munde von ihr hinweggeſcheucht worden war, geiſterbleich und entſtellt ſich ihm näherte, um ihm, ihrem jetzigen Kaiſer und Herrn, fußfällig zu huldigen. Und nun die Schar der Höflinge um ihn her, deren jeder dem Blick des kaiſerlichen Jünglings ſein Schickſal abzufragen und zu errathen ſtrebte, welchen Nutzen er von ſeiner Jugend zu ziehen vermögen werde.

Alexander war als Menſch vortrefflich erzogen; er war milde, gütig, gerechtigkeitsliebend; in ſeinem Herzen trug er ein hohes Ideal von Herrſcher- und Menſchenwürde; doch kein Stand verträgt weniger das Idealiſiren als der Stand eines Monarchen, und kein Sterblicher ward auch je ſchneller und verletzender aus ſchönen Jugendträumen aufgeweckt als Alexander. Er war ſo edel, ſo durch und durch vortrefflich geſinnt, daß er, deſſen Lieblingslecture, ehe er den Thron beſtieg, Rouſſeau's Schriften, vorzüglich der „Emil," geweſen waren, den Kampf mit ſich ſelbſt, den jeder Staubgeborne zu beſtehen hat, wol auch auf dem Throne ſiegreich beſtanden hätte; aber in dem noch gefährlichern mit den Menſchen, denen er einen Theil ſeiner Macht anvertrauen mußte, und die jede ſeiner Leidenſchaften, jede ſeiner Schwächen ſo liſtig auszuſpähen, ſo treulos zu benutzen wußten, erlag der dreiundzwanzigjährige Herrſcher über vierzig

Millionen. Die Tugend, die allen ſeinen edeln Eigenſchaften die Krone hätte aufſetzen ſollen, die Heldenkraft, die unermüdliche und unüberwindliche zur Bekämpfung des fremden Unwerths, war ſchon gebrochen, noch ehe ſie ihre Schwingen zu entfalten vermochte. Hätte Alexander unter andern Umſtänden den Thron beſtiegen, ſo hätte ihn das Gefühl der Freiheit als Selbſtherrſcher gekräftigt; jetzt vermochte er die Kette nicht zu zerreißen, die ſeinen Willen hemmte, wo ſie ihn nicht zu lähmen vermochte.

Alexander's Lage bei ſeiner Thronbeſteigung war höchſt ſchwierig; er kannte die gefährliche Gährung in den Gemüthern und glaubte und wünſchte dieſe durch Milde und Güte ſänftigen zu können. Von allen Herrſchern Europa's iſt dem Regenten Rußlands das glänzendſte, aber auch das ſchwerſte Loos gefallen, weil in den innern Verhältniſſen ſeines Staates die Quelle großer und faſt nicht zu beſeitigender Uebel liegt. Die Leibeigenſchaft, deren Aufhebung einer von Alexander's liebſten Jugendträumen war, iſt ohne eine Erſchütterung, deren Gefahren außer aller Berechnung liegen, nicht aufzuheben; aber ein noch viel bedeutenderes Uebel, ein wahrhaft freſſender Krebs in der ruſſiſchen Staatsverfaſſung iſt die zu niedrige Beſoldung der Staatsdiener, von denen kein einziger, vom höchſten bis zum niedrigſten,

ſo geſtellt iſt, daß er als ehrlicher Mann von ſeinem Gehalte leben kann. Raubſucht und Beſtechlichkeit ſind daher ſeit Katharinens Zeit zum ganz einfachen Herkommen, zu einer ſeit einem Jahrhundert eingeführten Gewohnheit geworden. Der Kaiſer war in ſeiner Jugend nicht überſpannt zu nennen; doch Alles, was ihn umgab, war zu tief herabgeſpannt, um nicht das Edelſte, das rein Menſchliche bei ihm für Mangel an Staatsklugheit und Erfahrung zu nehmen. Man beurtheilt in unſerer Zeit die Fürſten faſt immer ſo hart und lieblos und bedenkt nicht, wie unſäglich ſchwer es für einen Regenten iſt, der nicht mit ſtumpfem Geiſt und mattem Herzen geboren wird, nach dem vierzigſten Jahre noch etwas von ſeinem urſprünglichen Menſchſein in ſich bewahrt zu haben. Der Sieg eines Monarchen über die liſtigen Verführungen, die gefährlichen Anfechtungen, die blendenden Vorſpiegelungen, die leidenſchaftlichen Lockungen zum Misbrauch der Gewalt, zur Befriedigung ſeiner Begierden, iſt der höchſte Triumph der ſittlichen Güte und Freiheit, der hienieden von einem ſterblichen Weſen errungen werden kann. Alexander erwarb keinen vollſtändigen Sieg; aber ein edler Streiter in dieſem Kampfe iſt er bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens geblieben. Man hat bisher bei ſeiner Beurtheilung als Regent immer die Geſchichte ſeines innern Lebens unbeachtet gelaſſen, und

doch kann aus der Kenntniß derſelben allein ein gerechtes Urtheil über ihn hervorgehen. Man bedenke die übermenſchliche Laſt, die ihm in früher Jugend zum Tragen aufgebürdet wurde, und man wird ſich keinen Tadel mehr erlauben, daß er ihr erlag und ſich ſelbſt in den letzten Jahren ſeiner Regierung ſo ungleich wurde.

Ach, wenn man ausſprechen dürfte, wie namenlos er gelitten hat, und wie unglücklich er ſich fühlte! wie Alles, was er in warmer Begeiſterung und in ſchöner Hoffnung auf die Anerkennung und Beförderung ſeiner Zwecke unternahm, entweder mislang oder in der Ausführung ganz verzerrt erſchien! Welche Erfahrungen gehörten dazu, ehe es ſeinen und — fremden Hofleuten gelang, ihn dahin zu bringen, daß er die Eingebungen ſeines Herzens für Jugendwahn hielt und ſich dem Glauben hingab, jeder Regent müſſe ſeine Unterthanen als eine gegen ihren Hirten tückiſch geſinnte Heerde anſehen und ſie, um dem Ganzen Ruhe zu ſichern, mit eiſernem Szepter beherrſchen. Auf dem Throne athmet man, wie in der Nähe deſſelben, giftige Luft ein, und Alexander, der Mann mit dem edeln, großen, warmen Herzen, wurde endlich durch ſeine Lage und ſeine Erfahrungen dahingebracht, daß er Keinem mehr vertraute, ſich mit ſeinem unermeßlichen Gram ganz in ſich ſelbſt verſchloß und nur noch drohen, ſtrafen, ſchrecken

zu dürfen glaubte. Er, der früher die ganze Menschheit mit Liebe umfaßt hatte, sah sich jetzt in ganz Europa, wo er sich früher vergöttert gefühlt hatte, als despotischer Unterdrücker der Geistesfreiheit angeklagt. Er sah sich gezwungen, dem Unverstande der Menge und der Politik durch Unterlassen des Besten und Edelsten Opfer zu bringen, worüber der Genius der Menschheit Thränen vergoß. Was er in seiner Jugend warm, schön und kräftig in seiner Brust entworfen hatte, erschien ihm, von Andern ausgeführt, so entstellt, so verkrüppelt, daß er sich oft davor entsetzte und da Böses hervorschießen sah, wo er sorgfältig Gutes ausgesät zu haben glaubte. Kabale, Niederträchtigkeit, Heuchelei, Hochmuth, Misgunst und Neid waren die Schlüssel zu allen Erscheinungen um ihn her.

Mir fehlt jede Unterstützung zur Ausführung meiner Plane, klagte Alexander einst in Klinger's Gegenwart seiner Mutter; ich möchte zuweilen mit dem Kopf gegen die Wand rennen, wenn ich mich von lauter erbärmlichen Egoisten umgeben sehe, die das Wohl des Staats vernachlässigen, weil sie einzig ihr Fortkommen, ihre Glücksjägerei im Sinne haben. — So kam er denn allmälig zu dem Punkte, wo er von Mismuth zur Bitterkeit, von dieser zur Verachtung und Geringschätzung der Menschen und ihrer Bestimmung überging. Alle seine Regentenpflichten wurden ihm zur Marter. Aber nur unglücklich konnte er

werden, nie grauſam, nie hart. Erhabenheit der Geſinnung und Güte des Herzens ſind ſolche himmliſche und unzerſtörbare Gaben, daß ſie wol verdunkelt, aber nie Demjenigen ganz geraubt werden können, dem die Vorſehung ſie ertheilte.

In den erſten Jahren ſeiner Regierung ſtrebte Alexander nur die innern Staatskräfte zu entwickeln und der Ariſtokratie, deren Bemühen die Herrſchermacht des Kaiſers nicht blos zu beſchränken und zu theilen, ſondern ſie mehr und mehr ganz an ſich zu ziehen, ſchon damals ſehr auffallend merklich wurde, ein Gegengewicht zu geben. Um ſein Wollen und Streben in dieſer Hinſicht richtig beurtheilen zu können, muß man zwei Eigenthümlichkeiten der ruſſiſchen Verwaltung nicht aus den Augen laſſen. Die eine iſt, daß die Regierung in dem dritten Stande zur Zeit noch keine Stütze gegen die Ariſtokratie finden kann, weil Jeder, der der Krone dient, zum Adel übergeht, ſobald er im Civil- oder Militairſtand Officierrang erhält, und eben ſo wenig kann die ruſſiſche Geiſtlichkeit vermittelnd zwiſchen Thron und Adel treten. Der ruſſiſche Geiſtliche muß das ihm zugetheilte Feld ſo gut bearbeiten wie der Bauer, und ſeine Kinder gehören dieſem Stande an. Der Stand der Geiſtlichen iſt für den Staat kein Stand in politiſcher Bedeutung. Der Kaiſer Paul hatte die Geiſtlichen von der Feldarbeit befreit, und die Bau-

ern mußten ihren Acker bestellen; Alexander nahm diese Verordnung seines Vaters wieder zurück, und das war vielleicht ein Fehlgriff in einem Staate, wo von dem Volke nie die Rede ist und noch lange nicht sein wird. Es wäre ein Glück für den Kaiser gewesen, wenn seine Thätigkeit diese Richtung nach Innen behalten und er der Versuchung widerstanden hätte, sich als Feldherr mit Napoleon messen zu wollen. Als legitimer Monarch hatte er als Regent ein unermeßliches Uebergewicht über diesen, das er nie als Feldherr auf das Spiel setzen und Napoleon dadurch mit sich auf gleichen Fuß setzen durfte.

Ein legitimer Monarch hat es viel leichter, ein großer und berühmter, ja selbst ein gerechter Regent zu werden, als Einer, der aus eigner Machtvollkommenheit den Thron besteigt. Der Erstere hat es in seiner Macht, seinen Charakter frei nach seiner individuellen Richtung und Kraft zu entwickeln, der Schauplatz seiner Thätigkeit ist unbeschränkt; er darf sogar menschlich sein und kann, wenn er es nur nicht gar zu arg macht, bei seinem Volk auf Liebe, Dank und Anerkennung rechnen; ja, die Menge ist so gutmüthig, daß sie schon Den als trefflich preist, der auf einem hohen Standpunkte das Böse unterläßt, was er thun könnte. Der Andre dagegen wird als Regent in allem seinen Thun und Wirken durch Eifersucht und durch Parteisucht bekrittelt und getadelt;

er muß seine Hauptkräfte zum Kampf mit der Gegenpartei — und diese gibt es für ihn immer — aufbrauchen, und die gelungenste Ausführung seiner Plane steigert von dieser Seite oft nur die Gefahr für ihn. Menschlich zu sein, im hohen Sinne des Wortes, ist für ihn das Schwerste, da der Parteigeist ihm wehrt, es sein zu dürfen. Auf allgemeine, auf dankbare Anerkennung hat ein Emporgekommner, ein fürstlicher Parvenu nun vollends nie zu rechnen. Jeder Bürgerliche macht schon die Erfahrung, daß ihm seine Kenntnisse und Talente nie von den Adeligen zum Verdienst angerechnet werden; sie setzen diese als nothwendig bei ihnen voraus, als hätten sie sie mit auf die Welt gebracht, und als wäre es ihre Schuldigkeit, kenntnißreich und geschickt zu sein. Dagegen läßt die Aristokratie so leicht keinen der Ihrigen fallen, der nicht dem System ihres Standes untreu geworden ist, denn dies ist eine Sünde, die sie nie vergibt. Kann man nun in den höchsten Ständen weniger esprit de corps voraussetzen? Nur in Zeiten allgemeiner Gefahr erlaubt man es einem Einzelnen, der nicht geborner Fürst ist, groß zu sein und es zu scheinen, weil dann der Parteigeist vor der Gefahr, die dem Ganzen droht, verstummt; aber er hat von Glück zu sagen, wenn man es ihm nach überstandener Gefahr vergibt, das Vaterland gerettet zu haben.

Dieſe großen Vorzüge der Legitimität gab Alexander durch ſeinen erſten Feldzug gegen Napoleon gewiſſermaßen aus den Händen. Die Schlacht von Auſterlitz wurde zum Wendepunkt in ſeinem Leben; auf ihren blutigen Leichengefilden ging die Sonne ſeines Friedens unter und nie ging ſie ganz unbewölkt wieder auf. Der Kaiſer lieferte ſie gegen den Rath aller ſeiner Feldherren; Kutuſow bat ihn fußfällig, Bennigſen's Ankunft ſowie auch die des Erzherzogs Karl abzuwarten; allein die Jugendglut ſeines Ehrgeizes riß ihn fort. Es war die erſte Schlacht, der er beiwohnte, und er zeigte viel perſönliche Tapferkeit; ſein Pferd ſtürzte unter ihm und er verdankte ſeine Freiheit und ſein Leben nur der Tapferkeit eines gemeinen ruſſiſchen Soldaten *). Alexander mußte fliehen. Tauſende ſeiner Krieger ſah er blutig verſtümmelt, Tauſende verſanken unter der trügeriſchen Eisdecke, die unter ihnen brach, und Alexander glaubte ſich nach ſeiner religiöſen Ueber-

*) Dieſer Soldat hieß Ilia. Er ſchlug alle Beförderung und jede andre Belohnung aus als die, der Leibkutſcher ſeines Kaiſers zu werden. Als ſolcher hat er freilich, ſowie auch der kaiſerliche Mundkoch, Oberſtenrang. Bei dem Tode Alexander's konnte Ilia durch nichts bewogen werden, ſich von der Leiche ſeines Gebieters zu trennen. Er fuhr dieſe von Taganrog nach Petersburg zurück und ſchlief, trotz der Kälte und ſeines hohen Alters, jede Nacht unter dem Wagen, der die entſeelte Hülle trug.

zeugung verpflichtet, einſt von jedem Einzelnen unter ihnen Rechenſchaft ablegen zu müſſen. Seit dieſer Schlacht waren ſeine edelſten Thaten kein Product erhabener ſittlicher Freiheit mehr; ſie waren Buße, Sühne für vergoſſenes Blut.

Der Prunk und der Glanz des Thrones und ſeines Ceremoniels waren von jeher für Alexander eine Laſt, von der er ſich befreite, wo er nur konnte. Er begriff lange nicht, daß die Etikette und das Hofgepränge eine Wohlthat für die Menſchheit ſind, weil ſie den Vornehmen die einzigen Befriedigungen gewähren, die ſie ſich nicht geradezu auf Unkoſten der Geringern verſchaffen, ſondern die im Gegentheil ihren Einfällen und Begierden einen nützlichen Kappzaum anlegen. Mag gleich die Form der Convenienz oft der Entwickelung der Tugend hinderlich ſein, ſo gleicht ſich dies dadurch wieder aus, daß ſie noch öfter den Ausbruch kühner Laſter verhindert; je mehr die Großen ſich mit ihren Spielwerken beſchäftigen, deſto geſicherter ſind die Kleinen. Wenn ſie ſo ganz unter ſich ſind, gedenken ſie freilich aller Derer, die nicht zu ihnen gehören, nur mit Geringſchätzung; aber es iſt für dieſe ein Glück, daß an unſern Höfen jeder Einzelne ſeine gefährlichſten Waffen an ſolchen Erbärmlichkeiten abſtumpft. Je närriſcher, je eitler ein ſolcher Hofmann iſt, je unſchädlicher iſt er. Man fühlt ſich aber, wenn man das

Betragen der Geringern gegen die Vornehmern ſieht, oft gezwungen, anzunehmen, daß ihnen ihre ſklaviſche Unterwürfigkeit gegen die Reichen und Mächtigen angeboren iſt, ſo ekelhaft ſie auch erſcheint; ſie entſpringt aus der lebhaften Begierde nach Dem, wovor man ſich beugt, und ſelbſt der Kluge und Starke, wenn er auch alle andere Vorurtheile beſiegt hat, überwindet dieſes am ſchwerſten und gemeinhin zu ſpät für ſeine ſittliche Vollendung.

Alexander mußte im Kreiſe ſeiner Höflinge oft gegen ſein Gefühl ſchlechte Menſchen politiſch ſchonend behandeln und die Empörung verhehlen, mit der er es immer heller und heller einſah, daß alle Anbetung, die man ihm zollte, nur eine Art des Götzendienſtes war, mit der man vor der Fortuna im Staube kroch. Man hat dem Kaiſer oft einen Vorwurf daraus machen wollen, daß er dem Zauber der Neuheit zu viel Gewalt über ſich einräume; aber man muß bedenken, daß ein Monarch doch auch ſo gut wie jeder andere Erdenbürger das Bedürfniß fühlt, durch lebhafte Empfindungen angeregt zu werden: die Menſchen, die er täglich ſieht, weiß er bald auswendig; nur ein neuer Ankömmling vermag ihn zu intereſſiren. Alexander war nun überdem, als er den Thron beſtieg, ein Jüngling mit einem liebebedürfenden Herzen, voll der edelſten Schwärmerei für Tugend, Liebe, Freundſchaft. Er war ein edler

Jüngling, voll der ausgezeichnetſten, vortrefflichſten Anlagen; aber er blieb doch auch auf dem Throne ein Menſch; ſo konnte ſeinem hohen Werthe der Schatten nicht fehlen, und dieſen warf die Eitelkeit auf ihn. Sein Sinn, ſein Herz, ſeine Seele weckten das Bedürfniß in ihm, ausgezeichnete Menſchen an ſich zu ziehen; und doch konnte er keine Eminenz dulden, und wo er auch nur auf Sekunden Uebergewicht des Geiſtes empfand, ließ er den Mann fallen. Er wollte durchaus in ganz Europa dafür gelten, allein zu regieren, und die Welt ſollte keinen Mann kennen, dem man auf die Regierung des Staats einen leitenden Einfluß zutrauen könne. Auf die Dauer konnte er daher keinen Mann um ſich dulden, der auf ſeiner eignen Kraft und Stärke ruhte und dieſe nicht von ihm blindlings und knechtiſch nach ſeinen Anſichten verwenden ließ. Die moraliſche Macht eines Monarchen iſt unermeßlich; das bloße Anerkennen der Verdienſte ſeiner Diener erhebt und beglückt dieſe, von welchem Range ſie auch ſein mögen, ſo hoch, daß es ſie alles Bittre früherer Vernachläſſigungen vergeſſen macht, ihnen die ſchwerſte Arbeit verſüßt und ihre Moralität kräftigt. Alexander war ſich dieſer moraliſchen Macht ſehr gut bewußt; allein ſeine Eitelkeit vergönnte es ihm oft nicht, ſie zu benutzen. Verſtand, Kenntniſſe, Talent, dieſe konnte er dulden und anerkennen; damit reicht man aber noch nicht aus,

um ein guter Miniſter zu werden. Um dies zu ſein, muß der Mann auch wahrhafte Energie und einen entſchiedenen Charakter haben, denn nur der Stempel der geiſtigen Mannhaftigkeit, den dieſer ſeinem Thun und Weſen aufdrückt, verſchafft ihm über ſeine Untergebenen die Gewalt, ſie zu brauchbaren und willigen Werkzeugen und Vollziehern ſeiner Abſichten zu machen. Dieſen Stempel duldete Alexander nicht, weil er ſelbſt zu liebenswürdig war, um ihn ſeinem eignen Wirken aufdrücken zu können. Es iſt für einen Monarchen unſäglich ſchwer, ſich die zu ſeinem Beruf erfoderliche Tüchtigkeit und Thätigkeit zu erwerben. Seit ſeiner Kindheit lebt er wie in einem Götzentempel eingeſchloſſen, wo ihn ſeine Hofleute mit Abgötterei ſpeiſen, und nie wird es ihm ſo gut, mit Menſchen menſchlich leben zu dürfen. Unſere Zeit hat auch hierin Fortſchritte zum Beſſeren gethan; aber zwiſchen dem Monarchen und ſeinem Volke liegt doch noch immer eine große Kluft, und ſelbſt die beſten Fürſten können ſich nie ganz in die Lage eines Menſchen verſetzen, der kein Fürſt iſt; ſie ahnen gar nicht, was uns Uebrige Alles drückt und drücken kann. Ihre Verhältniſſe gegen die Menſchen werden ihnen ſo leicht, daß ſie ſich von der Schwierigkeit der unſrigen keinen Begriff machen können; dies iſt auch, beiläufig geſagt, die Urſache, warum faſt allen Fürſten die Fähigkeit fehlt, ein dichteriſches Werk zu

empfinden und zu verstehen; sie haben von den Beziehungen, Lagen und Verhältnissen selten einen Begriff oder auch nur eine Ahnung, die man kennen und empfinden muß, um einen Dichter richtig zu verstehen und sich in seine Dichtung hineinfühlen und hineindenken zu können. Dagegen kosten aber auch dem Privatmann seine Tugenden wahrlich nicht so viel Anstrengung, als es den Großen kostet, das Böse zu unterlassen, was sie so leicht thun können, und das Schlechte zu hintertreiben, was Andere so gern in ihrem Namen thun möchten. Nur wer sich in dem Besitz von Macht weiß und fühlt, kann von dem gefährlichen Einfluß urtheilen, den diese auf unsere Denk- und Sinnesweise hat. Kein Glück ist daher auch schwerer mit Mäßigung und Erinnerung seiner Lage zu tragen als die Gunst der Fürsten. Frauengunst verliert ihren Reiz durch den Genuß; der Durst nach Fürstengunst nimmt während des Genusses immer zu. Wie darf man nun von dem Manne, dessen Gunst diesen Zauber übt, und der die Wirkung davon auf Alle, die ihn umgeben, täglich, ja stündlich wahrnimmt, fodern, er allein solle sich nicht von seiner eignen Zaubermacht berauschen lassen? — Wie treu, wie wahr und innig würde Alexander geliebt worden sein, wenn er nicht Kaiser gewesen wäre! Seine unbeschreibliche, seine wahrhaft unwiderstehliche Liebenswürdigkeit und seine hohe

Trefflichkeit hätten ihn als Menſch jedes Herz gewonnen; aber nun, als Kaiſer, reizten und misbrauchten ihn die Menſchen ſo lange, bis ſie ſeine edelſten Eigenſchaften vergiftet und ihn ſo weit gebracht hatten, daß er mit gebeugtem, verdüſtertem Geiſte ein unheilbar verwundetes Herz mit ſich umherſchleppte.

Man hat viel und oft von ſeinen Verhältniſſen zu Frauen geredet; ſie waren der Reiz ſeines Lebens; doch außer der Nariſchkin hat er nie eine öffentlich anerkannte Geliebte gehabt, und aller Glanz ſeines Thrones, all der Zauber ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit vermochten nicht, ſie ihm treu zu erhalten, und er hat, gleich dem geringſten ſeiner Unterthanen, alle Bitterkeit und Schmach offenbar gewordener Untreue erlebt und durchempfunden. Er liebte die Nariſchkin ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre und träumte den ſchönen Jugendtraum, einſt ſeinen Thron mit ihr zu theilen. Katharinen blieb dieſe Liebe ihres Enkels nicht unbekannt; ſie verheirathete die junge Czartoryska mit Nariſchkin und bezahlte zugleich ſeine Schulden unter der Bedingung, daß er ſeine Gemahlin aus Petersburg entfernen müſſe. Sie ließ darauf die badiſchen Prinzeſſinnen nach Petersburg kommen und der ſiebenzehnjährige Alexander wurde mit der Prinzeſſin Eliſabeth verheirathet. Man konnte kein ſchöneres Paar ſehen. Die Prinzeſſin war eine höchſt reizende Blondine, blendend weiß mit zartem Roſen-

anflug, eine Nymphengeſtalt, Hals, Bruſt, Schultern, Hände wunderſchön, große blaue Augen, graziös in allen ihren Bewegungen. Sie liebte ihren Gemahl und hat nur ihn geliebt bis zum letzten Hauch ihres engelreinen Lebens. Gram um ihn und um den Verluſt ihrer Kinder (das älteſte wurde ein Opfer von Pauls Starrſinn, der unerbittlich darauf beſtand, daß die junge Großfürſtin ihm in einer rauhen Jahreszeit mit dem ſchon kranken Kinde, gleich dem übrigen Hofe, nach Pawlowsk folgen ſolle; auf der Fahrt dahin ſchlug das Scharlachfrieſel bei dem Kinde aus, trat aber gleich zurück, und am folgenden Tage bluteten die Aeltermherzen bei der Leiche ihres Kindes) zerſtörte ihre Geſundheit und das Klima verdarb ihren Teint; aber ihr blieb der Reiz einer edeln, zarten Geſtalt, und man ſah noch immer, wie ſchön ſie geweſen war. Sie hat viel in dem fremden, kalten Lande gelitten, und das nicht blos durch den Kaltſinn ihres Gemahls, ſondern auch durch Folge andrer Familienverhältniſſe, die ſchwer auf ihr laſteten. Eine ſtille Wehmuth ſprach aus ihren Zügen; ihr Lächeln war ſchwermuthsvoll, ihr Blick voll Seele und Gefühl, ihr Sparchton ſo ſanft, daß ſie Einem immer wie ein auf die Erde verbannter Engel vorkam. Den Glanz des Thrones hat ſie nie mit Alexander getheilt; die Gemahlin des Herrſchers über vierzig Millionen beſaß in ſeinem ungeheuern Reiche

Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens ſicherte. Es war ihr Bedürfniß, täglich in ihrem Hauſe viele Menſchen zu ſehen und ſo viel neue Bekanntſchaften als nur irgend möglich zu machen; ſie ſuchte Alles auf, was ſie zu amuſiren verſprach, und vermied Alles, was ſie nöthigen konnte, an einem ernſten, oder betrübenden Ereigniß im Kreiſe ihrer Bekannten Theil zu nehmen. Das Unglück war für ſie ein Makel, das ſie nie vergab. Ein ſo egoiſtiſches, engherziges Weſen konnte ſich ausſchließlich nur in den Formen einer großſtädtiſchen Lebensweiſe gefallen, wo alle Eindrücke auf das Gefühl flüchtig und gehaltlos ſind; ſie nahm Jeden, der ſich ihr vorſtellen und bei ihr einführen ließ, freundlich auf; vergaß aber Jeden, den Tod, Krankheit oder Abweſenheit von ihr entfernte. Edle Menſchen fühlen in der Jugend am Buſen der Freundſchaft das Glück des Lebens, und im Alter ruhen ſie in den Armen derſelben von den Stürmen des Lebens aus; aber für die Gräfin glichen ihre freundſchaftlichen Verbindungen den Gemälden in einer Zauberlaterne: keines kommt wieder; immer ein neues und dann wieder ein neues, das dem entſchwundenen folgt. Die Neuheit allein hatte Reiz für ſie, und ſelbſt in ihr dürſtete ſie nach ewigem Wechſel. So verrann ihr ganzes Leben, ohne daß je ihre Ruhe durch ein Ereigniß im Kreiſe ihrer Bekannten geſtört worden wäre.

Klara fand, als ſie mit Nordeck zu ihr kam, viele Beſuche vor. Man kam, man ging ohne Umſtände, und die Unterhaltung blieb in dem Zirkel der gehaltloſen Redensarten und der unbedeutenden Worte und Witzeleien, aus denen die Salons-Converſation in allen Ländern zuſammengeſetzt iſt.

Endlich, erzählte eine Dame, hat die Sabakin doch eine Penſion von der Kaiſerin Mutter erhalten; aber man erzählt ſich ſeltſame Dinge von der Art und Weiſe, wie ſie ſie erbettelt hat.

Mag ſie ſie nun erhalten haben, auf welchem Wege ſie will, antwortete eine Andre; es fehlte ihr wirklich am Nothwendigen, und dann darf man nicht in der Wahl der Mittel, es ſich zu verſchaffen, ſchwierig ſein. Mich entzückt der Gedanke, daß wir ſie doch nun endlich einmal in einem andern Kleide und mit einem andern Shawl ſehen werden. Das graue ſeidene Fähnchen, in dem ſie ſtets erſchien, war mir ein wahrer Greuel, ſo oft ich es erblickte.

Guten Morgen, Graf, rief hier die Frau vom Hauſe einem kleinen dicken Mann entgegen, der ſich ihr näherte, um ſie zu begrüßen; iſt es denn wahr, daß Sie bei S's. Bankerott beträchtlich verlieren?

Nein, Gott ſei Dank, antwortete er lächelnd; der Verluſt trifft meinen Bruder und nicht mich.

Haben Sie ſchon gehört, fragte ein Andrer, daß

Nachrichten von der Armee angekommen ſind? Die Perſer ſind geſchlagen —

Das iſt ſchön, rief die Gräfin Radiſchwew; wenn ich doch auch nur erſt Nachricht von meinem Bruder hätte! Ich bin ganz troſtlos und ängſtlich um ihn beſorgt. — Gehen Sie heut Abend in die Oper, Gräfin Nordeck? Die kleine E. ſpielt und ſingt doch wie ein Engel. Sie ſoll ſich geſtern Abend ſelbſt übertroffen haben; ich habe ſie aber leider nicht gehört, ich war beim Herzog von Serra-Caprioli, wo es auch recht amuſant war und ſo voll, daß man kaum aus einem Zimmer in das andre kommen konnte.

Wie, den geſtrigen Ball fanden Sie amuſant, Gnädigſte? rief gähnend ein junger Mann, der mit all der eleganten Ungezogenheit unſrer jungen Modeherren auf einem Sopha hingeſtreckt lag; ich habe mich da bis zum Sterben gelangweilt.

Ein Brief, den ich heut Morgen erhalten habe, ſagte eine junge Frau, indem ſie ſich neben die Gräfin ſetzte, hat mir die Nachricht gebracht, daß die unerträgliche kleine W. endlich von ihrem erlauchten Anbeter verlaſſen worden iſt. Man ſagt, daß unſre A. ſeine Eroberung gemacht hat; das wäre ein Glück für die ganze Familie, die durchaus nicht reich iſt.

Nordeck las in Klara's Zügen das Erſtaunen,

Verhältniſſe, die ſie bis jetzt kaum hatte erwähnen hören, mit ſolcher Frivolität öffentlich in Geſellſchaft beſprechen zu hören.

Die Unterhaltung wurde nun allgemeiner und einer der Männer erzählte eine wirklich unverſchämte Lüge, die er von einem Mann gehört hatte, der in der Geſellſchaft für ſehr liebenswürdig galt.

Sagen Sie mir nichts gegen ihn, rief eine Dame; er ſpricht kein wahres Wort, das iſt wahr, aber es gibt dagegen keinen amuſantern Menſchen als ihn. Er iſt ein ganz unvergleichlicher Geſellſchafter, und laſſen Sie es uns nur geſtehen, wir Alle würden ſehr langweilig ſein, wenn wir uns in unſern Unterhaltungen immer ſtreng an die Wahrheit halten wollten; was ſollte dann aus all den hübſchen Geſchichten und Witzworten werden, die wir doch Alle ſo gern hören und wiedererzählen?

Ach, da kommt der General Redowski mit ſeiner Frau, rief die Gräfin Radiſchwew; der hat gewiß Nachricht von dem Regiment, bei dem mein Bruder ſteht. Ich bin ganz außer mir vor Angſt um ihn. — Aber was hat die Generalin für einen ſchönen Oberrock an? Das iſt ja ganz etwas Neues von Farbe und Stoff; den hat ſie gewiß von Paris bekommen.

Der General näherte ſich mit ſeiner Frau, aber Keiner dachte daran, nach dem Bruder der Gräfin zu fragen; nur ſeine Frau wurde umringt, bewun-

dert, befragt — man ſprach nur von dem wunderſchönen Oberrock.

Klara kam unmuthig nach Hauſe, und jede in dieſen Zirkeln verlebte Stunde befeſtigte ſie in dem Entſchluß, ſo häuslich zu leben, wie Nordeck's Verhältniſſe dies nur irgend möglich machten. Die Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens und des geiſtreichen Ideenumtauſches lernte ſie nur in dem kleinen Kreiſe kennen, der ſich in ihrem eignen Hauſe verſammelte, und in dem ſie und Thereſe gemeinhin die einzigen anweſenden Frauen waren, deren Gegenwart den Männern nie zum Hinderniß wurde, die ernſteſten Angelegenheiten der Menſchheit, die erhabenſten Ideen mit in die Unterhaltung aufzunehmen. Man hat auch gewiß Unrecht, die Frauen von der Theilnahme an dem Gange der Weltbegebenheiten entfernt halten zu wollen, da ſich doch gerade in dieſer Theilnahme die edelſten und vortrefflichſten Anlagen der menſchlichen Seele offenbaren, nämlich die, die uns fähig machen, uns, von der Beſchäftigung mit dem eignen kleinen Ich geſondert, in einem großen Ganzen in Liebe und Selbſtverleugnung mitfühlen zu können. Eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Ideen und Vorfälle, die Tauſende um uns her ergreifen, iſt bei Frauen ein untrügliches Zeichen von Geiſtesſtumpfheit und bei Männern von verächtlicher Seelenertödtung. Parteilos ſoll kein Menſch ſein, ja, wenn

er ein wahrhafter, lebendiger Menſch iſt, kann er es gar nicht ſein, und wenn zwei Fiſchweiber ſich mit einander zanken, wird er unwillkürlich für die eine gegen die andere Partei nehmen, und das um ſo entſchiedener, jemehr Naturkraft und Naturklang in ihm iſt.

Ein junger Amerikaner, der auf einer Reiſe um die Welt über Kamtſchatka nach Petersburg gekommen war, gehörte zu den täglichen Gäſten im Nordeckſchen Hauſe. Harry C —, ſo hieß er, war einer jener ſeltenen Menſchen, die in Gegenſatz zu Dem, was Studium, Fleiß und geſellſchaftlicher Einfluß aus uns Europäern machen, in eigner friſchblühender Naturentwicklung des Geiſtes und des Charakters daſtehen. An Sinnesreinheit, an Unbekanntſchaft mit den Verkehrtheiten und Unwürdigkeiten der großen, vornehmen Welt ein Kind; an Kraft des Willens, an Klarheit des Verſtandes und Schärfe des Urtheils ein Mann, ſchien er Dem, der ihn nicht faßte, ein Irrſtern zu ſein, der durch die abgemeſſenen Bahnen des bürgerlichen Lebens auf eigner, willkürlich und eigenſinnig gewählter Bahn hindurchfuhr; er war aber ein Stern, deſſen Gang nur von den Geſetzen der ewigen Gerechtigkeit und Wahrheit beſtimmt wurde. Seine Unterhaltung war höchſt anziehend, da es immer durchklang, daß er einem Volk angehörte, das ſeine Nationalerinnerungen nicht, wie die Völker der alten Welt, an große Kriege und Feldherren, an bedeu-

tende Entdeckungen im Reiche der Wiſſenſchaft und der Künſte, ſondern an die innere Entwickelung ſeiner Freiheit und ſeines Wohlſtandes, ſeines Ackerbaues und ſeiner Gewerbe knüpft.

Ich kann, ſagte Harry einſt, da von dem weiten Spielraum geredet wurde, den der Krieg den edelſten Geiſtesfähigkeiten eröffne, dieſe Anſicht nicht zu der meinigen machen. Das militairiſche Talent iſt in meinen Augen nur eine der niedern Formen, in denen ſich der Genius offenbart, denn es findet zwiſchen ſeinem Beſitz und den erhabenſten Ideen des menſchlichen Geiſtes keine nothwendige Verbindung ſtatt. Man wird einem großen Feldherrn nie ſtreitig machen können, daß er einen kraftvollen Geiſt beſitzt; aber ſeine Größe beruht doch immer auf der Anwendung und der Berechnung phyſiſcher Gewalt, Benutzung phyſiſcher Hülfsmittel, Einfluß auf die Materie, und dies kann nie die höchſte Aufgabe für den Genius ſein, ſo wenig, wie ihre Löſung eigentliche Geiſtesbildung erfodert. Auch finden wir unter den berühmteſten Feldherren aller Zeiten nur zu viele Männer, die der Eigenſchaften und Fähigkeiten entbehren, welche allein den Menſchen wahrhaft adeln und die, indem ſie ſo wenig Phantaſie als Geſchmack beſitzen, ſo wenig Werke des Genius zu bewundern als eine großartige Anſicht von der Menſchheit und dem Zweck des Daſeins zu faſſen vermögen; wir finden ſie im

Gegentheil in Bezug auf Moral, Wiſſenſchaft und eigenthümliche Auffaſſung und Betrachtung der groſſen Ideen, welche ſeit Jahrtauſenden die erhabenſten Geiſter beſchäftigt haben, oft auf der niedrigſten Stufe. Die Combinationen eines großen Feldherrn, der ſeine Streitkräfte ſo aufzuſtellen weiß, daß er einer überlegenen Macht die Spitze bieten kann, und durch Geſchick, Wiſſenſchaft und Genie den Mangel der Zahl erſetzt und mitten unter tauſend Hinderniſſen und Zufälligkeiten, die keine Macht vorauszuſehen vermag, einem weiten Kreiſe von Unternehmungen Einheit, Kraft und Erfolg gibt, gleicht doch nur dem Geſchick des Mechanikers, deſſen Aufgabe es iſt, neue Combinationen phyſiſcher Kräfte zu erſinnen, ſie in neuen Verhältniſſen anzuwenden und alle Hinderniſſe zu entfernen und zu überwältigen. Daher ſind auch große Feldherren außerhalb ihres Lagers gewöhnlich nichts weniger als große Männer und in der Unterhaltung oft recht albern und langweilig. Werke von bewunderungswürdiger Ideentiefe, Gegenſtände von dem höchſten und allgemeinſten Intereſſe laſſen ſie gleichgültig und bleiben von ihnen unverſtanden und ungewürdigt; ſie verlaſſen die Welt, ohne einen neuen, einen großen Gedanken in Bezug auf die großen Aufgaben gehabt zu haben, mit denen ſich der Genius der Philoſophie und der Geſetzgebung ſeit Jahrhunderten beſchäftigt hat.

Ich möchte Ihnen, ſagte Nordeck, aus der neuern Geſchichte zwei Feldherren aufſtellen, die mit der Größe der Thatkraft auch die Größe der Idee verbunden haben: Friedrich II. und Napoleon. Auch hatte in dem letzten Befreiungskriege das preußiſche Heer mehre Generale, denen Sie dieſe Geniusweihe der höhern Idealität nicht ohne Ungerechtigkeit abſprechen können.

Dieſer Krieg, fiel Sivers ein, war aber auch ein Krieg im edelſten Sinne des Wortes; denn gewiß nichts adelt die Menſchheit mehr als ein tapferer Kampf für eine erhabene Idee, dieſe entſtamme nun der Freiheit, dem Vaterlande oder der Religion. Der Krieger, der blos als Maſchine kämpft, mag gleichfalls für irdiſchen Beſitz und Soldatenruhm ſein Leben muthig wagen; ja, ſein Muth kann durch den Geiſt, der, vom Feldherrn ausgehend, ein Heer beſeelt, bis zur Tollkühnheit geſteigert werden. Napoleon's Heer ſchwelgte ja gleichſam in der Luſt der Gefahr und des Kampfes; aber zur Würde der Tapferkeit, zu ihrer ſittlichen und geiſtigen Schönheit, die ſie nicht blos in der materiellen Welt, ſondern auch in der Welt der Idee hat, gehört Vaterlandsliebe, Vertrauen auf die gerechte Sache, Bewußtſein uneigennütziger Pflichterfüllung und vor Allem der Glaube, daß das irdiſche Daſein ſeinen Werth nur durch den Bezug auf höhere, unvergängliche, geiſtige Güter erhält.

Gewiß, ſetzte Rehbinder hinzu, gibt nur eine religiös-ſittliche Beziehung der irdiſchen Erſcheinungen auf das Ewige in dem Staate und der Menſchheit ſowol als dem Einzelnen allein wahrhaften Beſtand und tiefe Bedeutung, und ohne ſie iſt der Menſch, wie auch die Menſchheit, ein in ſich ſelbſt zerrüttetes, nichtiges, bedeutungsloſes Weſen. Doch in dieſem wie in jedem andern Sinne macht ein großer Mann nie ſeine Zeit, wol aber entfaltet er ſich an dem Geiſte ſeiner Zeit; ſie, die allmächtige, bedarf ſeiner, ihr Werk zu fördern und durch ihn zur Anſchauung zu bringen, was, im Stillen von ihr bereitet, ſchon da iſt.

Und wohl uns, ſagte Klinger, daß es nicht in der Macht des Einzelnen iſt, dem Lebensſtrome der Menſchheit eine willkürliche, neue Richtung zu geben, ſondern daß er nur für die Menge zum Organ des Selbſtbewußtſeins dieſer Richtung zu werden vermag. Der große Mann und ſein Zeitalter leben und wirken mit und in einander, und es bleibt vergeblich, ſondern zu wollen, was ſie von einander empfangen und für einander gethan haben. Erhaben iſt es aber, wenn uns in dieſem Widerſcheine freier menſchlicher Thätigkeit irgend eine neue Richtung des Zeitgeiſtes als ein Fortſchreiten zur Vernunft und Freiheit erſcheint.

Ich möchte wol, nahm Nordeck das Wort, daß zur Rechtfertigung des jetzigen, ſo ſehr verrufenen

Zeitgeiſtes Jemand auf den Gedanken käme, eine Sammlung der Ideen zu veranſtalten, die vor funfzig Jahren als frech, gottlos, neu und kühn verrufen und wie Contrebande nur mit Gefahr für den Verbreiter in Umlauf gebracht wurden und jetzt als Gemeingut durch alle Claſſen der Geſellſchaft bekannt und verbreitet ſind. Ein ſolches Buch würde viel zu denken geben, und nach funfzig Jahren würde ſich ein zweiter Theil dazu ſchreiben laſſen, von deſſen Inhalt wir vielleicht jetzt nur träumen dürfen.

Es ließe ſich aber auch ein ſehr trauriges Gegenſtück dazu ſchreiben, ſagte Wallmann, ein junger Deutſcher, der im Befreiungskrieg mitgefochten hatte; nämlich eine Sammlung der Ideen, die wir noch vor wenig Jahren laut und öffentlich ausſprechen durften, und die man uns jetzt zum Verbrechen macht, je gedacht zu haben.

Sie erinnern mich, antwortete Rehbinder, an ein bedeutungsſchweres Wort, welches mir im Jahr 1813 ein berühmter Staatsmann ſagte, der mir prophezeite, wie alle damals hochgeprieſenen deutſchen Kämpfer mit Wort und Schwert ſich darauf gefaßt halten ſollten, daß nach ausgefochtener Sache ihr Thun und ihr Wirken den Machthabern nur als eine glänzende Sünde erſcheinen werde.

Leider, ſagte Nordeck, iſt dies finſtre Wort ein wahres Wort geworden; wir müſſen aber auch nicht

vergeſſen, daß die Mehrzahl der damaligen Vorfechter nur geeignet war, als Auf- und Ausrufer zu dienen, ſich aber zu jeder andern praktiſchen Brauchbarkeit völlig untauglich bewies. Ich ehre den Sinn, den unſre deutſche Jugend damals bewährte — iſt ja doch der Glaube an ihre eigene Kraft mit das Schönſte an der Jugend; aber was ſollen dem Fürſten, dem Staatsmanne Wärme, Begeiſterung, idealiſcher Sinn und phantaſtiſche Theorien? Keine Wiſſenſchaft hat mehr Pfuſcher und Marktſchreier als in unſerer Zeit die Staatskunſt. Die beſte Art, einem Volke wohlzuthun und ihm ſeine Laſten zu erleichtern, iſt, dies nach und nach, ohne Geräuſch, Prahlerei und Lärm zu thun; allein dies ſtille, unſcheinbare Wirken fodert eine Selbſtverleugnung des Ichs, zu der alle jene Sprecher und Reformatoren durchaus nicht geneigt und fähig ſind. Wie im Geſetz der Ehre und des Stolzes auf Ehre alle zehn Gebote enthalten ſind, ſo in der Eitelkeit alle ſieben Todſünden, und nichts iſt eitler als ein Demagoge im ſchlimmen Sinne des Wortes. Der wahrhaft große Mann iſt es nur am gehörigen Orte und an der rechten Stelle, und es iſt ein ſchöner Zug des deutſchen Volkscharakters, daß man dieſe Größe auch da fühlt und liebt, wo ſie unter der natürlichen und gutmüthigen Weiſe, mit der ſie wirkt, gewiſſermaßen verſchwindet. Der Franzoſe dagegen fodert von ſeinem

Monarchen Repräſentation, von ſeiner Regierung Charlatanerie, um beide mit eitler Ruhmredigkeit preiſen zu können.

Ach, erwiderte Wallmann, unſre deutſche Jugend hat ja auch viele ihrer ſchönſten Träume aufgegeben, und wahrlich unſer ganzes Volk iſt ſo genügſam, bedarf ſo wenig zu ſeinem Glücke, iſt mit ſo mühſam zuſammengepaarten Genüſſen zufrieden, daß es doppelt grauſam iſt, es nicht in Ruhe arbeiten und dies Wenige genießen zu laſſen. In allen unſern Staaten nimmt das Bedürfniß und der Mangel in eben dem Grade zu, als ſich die Abgaben vermehren. Was in landesväterlicher Güte zur Erleichterung des Volkes, was in großſinniger Freigebigkeit an Pracht, Kunſt und Wiſſenſchaft verwandt werden könnte, geht alles für Erhaltung der ſtehenden Heere auf. Mit aller Arbeit vermag der Bürger, der Bauer, der Gelehrte doch nur ein verkümmertes Leben zu erringen, und nichts findet man jetzt in Deutſchland ſeltener als das Glück heitrer, gutmüthiger Behäglichkeit und der daraus entſpringenden Zufriedenheit mit ſich, mit Gott und mit der Welt. Ein geiſtreicher Mann hat behauptet, die Natur ſelbſt habe in erhabener Romantik die Geſchichtſchreiberin des deutſchen Volkes werden wollen, als ſie den Lauf des Rheins bildete. Anfangs klein; dann mächtig reißend, durch allerlei wilde Bergwaſſer geſchwellt; Felſen und

Wälder durchbrechend; im Bodensee zu einem großen, klaren Spiegel ausgebreitet, an dessen Ende durch zauberische Eilande, noch einmal an die friedliche Unschuld und stille Größe seiner Heimat erinnernd; durch mehr als einen Sturz nur erstarkt und verschönert, zwischen den Vogesen und dem Schwarzwalde sich in stolzer Ruhe fortwindend, in die fruchtbaren und völkerwimmelnden Gärten von Speier bis unter Mainz, wie aus einer Zeit des Kampfes in jene des Genusses; dann noch einmal aus diesem deutschen Paradiese neuen Gefahren zuströmend, mit jeder Krümmung höhern, wildern, schauerlichern hingegeben, am Bingerloch, am Lurleifelsen, bei St. Goar; bei Andernach im letzten Kampfe mit steilen und engen Schlünden, wo sich dann unter Bonn die Berge in sieben hohe Häupter endigen und der gewaltige Strom, in viele Arme zertheilt, sich in seinem eigenen Sande verliert, ohne daß man bestimmen kann, wo er eigentlich aufhört —

Der junge Mann schwieg bewegt, und Alle ehrten theilnehmend seine Empfindung. Nach einer langen Pause nahm Sivers das Wort. Die Welt, sagte er, ist für unsre Fassungskraft ein zu großes, ernstes und erhabenes Schauspiel, als daß wir uns über irgend eine einzelne Scene desselben ein Urtheil mit der Gewißheit erlauben dürften, nicht über den Zusammenhang derselben mit dem Ganzen zu irren.

Die Menſchenkraft und das Menſchengemüth ſind jetzt ſo hoch geſpannt, daß ſie durchaus in gewaltigen Wirkungen ausſtrömen müſſen; Vergangenheit und Gegenwart berechtigen uns aber zu der Hoffnung, daß ſich in der Zukunft des deutſchen Volkes die Heldenkraft der Liebe und des Glaubens neu offenbaren wird. Die Weltgeſchichte beantwortet unſre Fragen, ſie löſt unſre Zweifel nie durch einzelne Ausſprüche, ſondern durch viele in ſich verkettete Thatſachen, die bei allem ſcheinbaren Widerſpruch doch die ſteigende Veredlung des Menſchengeſchlechtes verbürgen und dem Geiſte, der unter den Thränen, Leichen und Trümmern der Erde über die düſtern Räthſel des Lebens nachſinnt, zur tröſtenden Offenbarung werden.

Es iſt aber, ſetzte Nordeck hinzu, in einer Zeit, wo, wie in der unſrigen, in dem mannichfaltigſten geiſtigen und politiſchen Kampfe Alles ſchwankt und ſtürzt und fällt, nicht blos ſchwer, ſondern faſt unmöglich, klaren, unbefangenen Blick zu bewahren, und wir Alle ſehen die Verhältniſſe durch gefärbte Gläſer an. Nach Außen hin bleibt die Feſtigkeit der Behauptung urkundlichen Rechtes der beſte Anker der Sicherheit und Ruhe für jede Staatsverfaſſung, da Despotie immer und unter allen Formen und Verhältniſſen Uebertretung der Geſetze iſt, und im Innern wie im Einzelnen ſind und bleiben gerader Sinn,

dringendes Geschäft und darin Emsigkeit mit Lust und Treue die Eckpfosten aller Glückseligkeit und Tugend. Wir bleiben dadurch vor der Versuchung bewahrt, außer uns schaffen und bilden zu wollen, wozu nicht angeborne, eigenthümliche Kraft und Lust in uns ist, und gelangen dagegen zu jener innern Einheit im Thun, Wollen und Denken, die das Ziel emporstrebender Menschheit ist.

Das Gespräch wandte sich jetzt zu dem Anfangspunkte desselben zurück, und man foderte dem Amerikaner die Rechtfertigung der niedern Stufe ab, auf die er das Talent des Heerführers gestellt habe.

Sie irren sich, entgegnete Harry, wenn Sie glauben, daß ich der Geisteskraft, die der Krieg erweckt und fodert, den Tribut meiner Bewunderung versage. Ich glaube im Gegentheil, daß es im Menschenleben nicht leicht eine Lage gibt, die den Geist so zur Thätigkeit anspannt, in welcher der Wille so gewaltig und der leidenschaftlichste Affect so von Selbstbeherrschung bewältigt wird als in der Stunde der Schlacht. So große Kräfte bezeigen auch bei fehlerhafter Anwendung immer noch eine Erhabenheit der Natur, und wir können diese staunend anerkennen, obgleich wir mit der Stärke unsers moralischen Gefühls ihre Anwendung tadeln. Die Kraft des Verstandes und des Willens, welche der Krieg entwickelt und an das Licht bringt, erfüllt mich oft

mit Begeiſterung; aber die Größe des Kriegers verbleicht in meiner Seele vor dem Glanze der intellectuellen und der ſittlichen Größe. Der Märtyrer der Wahrheit, der Freiheit und der Menſchlichkeit, er, der oft einſam und verhöhnt, ohne den Beifall der Menge, der ihm Muth einflößt, ohne die bunte Mannichfaltigkeit der Umgebung, die ſeine Gedanken von ihm ſelbſt abzieht, ohne die Möglichkeit zu einer Anſtrengung oder zu einem Widerſtande, der ſeine Kraft erwecken und nähren könnte, dennoch ruhig, mit unbezwinglicher Liebe ſich entſchließt, lange, ausgeſuchte Qualen zu erdulden, die ein einziges Wort des Widerrufes oder der Verleugnung von ihm entfernen würde — ſteht er nicht als Held ebenſo hoch über dem ſieggekrönten Feldherrn als der unendliche Himmel über unſerm Haupte, über der Erde, die wir mit Füßen treten? — Wie oft verdient nicht auch ſchon in ſeiner Niederlage der Gefallene mehr unſere Bewunderung als der Sieger! Wie oft iſt der Feldherr der Thaten nicht werth, die er ausgeführt hat, und ſein Ruhm iſt nur ein Kind des Zufalls! Allein ſelbſt das ausgezeichnetſte militairiſche Talent bleibt doch nur eine der untergeordneten Formen, in denen ſich der Genius offenbart, da es außer aller Verbindung mit den erhabenſten und unſterblichen Ideen des Menſchengeiſtes und der Menſchenſeele erſcheinen und ſich entfalten kann. Welling-

ton und Blücher z. B. waren beide ausgezeichnete Feldherren, und wenngleich die Schlacht von Waterloo einen Schatten auf Wellington's Ruhm und einen desto helleren Glanz auf Blücher wirft, so findet dagegen zwischen beiden Feldherren wieder der Unterschied statt, daß Wellington das beseelende Princip seines Heeres, Blücher dagegen nur der Spiegel war, in dem die Begeisterung des preußischen Heeres ihre Stralen sammelte. Möchten Sie aber beide Feldherren an Geistesgröße mit Keppler, Baco, Kant vergleichen? an Geniuskraft mit Shakspeare oder Schiller? — Kann man diese Namen neben den Namen jener Feldherren nennen, ohne zu empfinden, daß das Dasein und die Größe dieser ganz den irdischen Verhältnissen, jener aber der ewigen, geistigen Welt angehört? Wer kann den Flug des Geistes jener hohen Denker durch Himmel und Erde erwägen, ihre tiefe Einsicht in das Wesen der Seele? wer kann an die Gebilde sittlicher Schönheit und Größe denken, die diese Dichter schufen, oder vielmehr als Ausströmungen ihres eignen Gemüthes zur Anschauung brachten, an die Herrschaft, die sie über die Gemüther vieler Tausende schon geübt haben und noch viele Jahrhunderte hindurch üben werden; an die gewaltige Geisterstimme, mit der sie aus ihren Gräbern hervor noch immer zu den Völkern der Erde sprechen und Einsicht, Empfindung

und Genie in mehr denn einem Welttheile erwecken; wer kann, wiederhole ich, an solche Männer denken und neben dem Bilde ihrer Größe im Tempel des Ruhmes das Bild des Feldherrn stellen wollen, für dessen Thätigkeit nur physische Kräfte und physische Hindernisse das Element sind, in dem sie sich äußert, und für dessen Geist die Combination materieller Zufälle und Gegenstände die Aufgabe bleibt, mit der er sich beschäftigt? Nein, meine Freunde, der sittlichen Größe gebührt der erste Kranz, der intellectuellen der zweite und den dritten mögen Sie dann der Energie der Thatkraft spenden.

Diese Ansichten des freien Amerikaners wurden viel und lebhaft besprochen; und welches Gespräch über Heldengröße muß nicht auf den Mann zweier Jahrhunderte, auf Napoleon, zurückführen?

Alle mußten Harry zugestehen, daß sich in Napoleon von jener sittlichen Größe, von jener Erhabenheit der Seele, die sich unauflöslich auf Tod und Leben mit Wahrheit und Pflicht verbindet, die das Interesse der Menschheit zu ihrem eignen macht, jede Lüge, jede Gemeinheit verachtet, jeder Gefahr muthig die Stirne bietet, allen Lockungen widersteht, die sie von der Sache der Freiheit, der Tugend, der Religion losreißen wollen — von jener Erhabenheit, die in der finstersten Lebensstunde noch ungetrübtes Vertrauen auf Gott bewahrt und immer bereit ist,

auf dem Altare des Vaterlandes oder der Menschheit sich selbst zum Opfer zu bringen, in ihm keine Spur, kein Zug offenbaren. Mit der Macht eines Gottes bekleidet, scheint der Gedanke, sie zur Einführung einer neuen, höhern Ordnung, zum Besten des Menschengeschlechts benutzen zu wollen, nie in seinem Geiste aufgegangen zu sein; der Geist der Uneigennützigkeit, der Menschenliebe, der Selbstverleugnung scheint in ihm keinen Augenblick den Dämon der Selbstsucht und der Ruhmsucht bekämpft zu haben. Nur im Glück, nur auf dem Gipfel irdischer Hoheit zeigt man recht aufrichtig, wie man es mit der Menschheit meint; leider waren aber Napoleon's herrschende Leidenschaften schwer mit edler, sittlicher Größe zu vereinen. Diese ist zu einfach, zu weit von aller Prahlerei entfernt, geht mit zu viel Freudigkeit und Wärme in die Interessen Andrer ein, um für den Zweck wirken zu können, für den Napoleon lebte und wirkte, nämlich für den, sich für Mit- und Nachwelt zu einem Gegenstand des Staunens und der Bewunderung zu machen. Allen Fürsten seiner Zeit fühlte sich der Gewaltige überlegen; den Glauben an Menschenwerth, der sein warnender Genius geworden sein würde, hatte er früh verloren, und das nicht blos durch ihren Unwerth, sondern auch, weil ein moralisch erkalteter Fürst erkältend auf alle seine Umgebungen, alle seine Diener einwirkt. So überließ er

sich zügellos dem Reize der welterleuchtenden Ideen, die ihn verführten, und setzte sich dadurch in die gefährliche Nothwendigkeit, dem Glanze und der falschen Größe, denen er so viel aufgeopfert hatte, immer neue Opfer zu bringen, um die schon gebrachten dadurch zu rechtfertigen.

Die intellectuelle Größe beruht auf jener großartigen Fähigkeit des Genius, durch welche die Seele, durchdrungen von der Liebe zum Wahren und zum Schönen, die Welt zu umfassen sucht, sich in den Himmel emporschwingt und in die Tiefen der Erde dringt, die Vergangenheit erforscht, die Gegenwart begreift, die Zukunft ahnt, die allgemeinen, Alles regelnden Gesetze der Natur entdeckt, die unzähligen Beziehungen und Verhältnisse der organischen Welt mit einander verknüpft und sich emporgehoben über Alles, was endlich ist, eine ideale Vortrefflichkeit und Schönheit schafft. Dies ist die Größe des Denkers, des Dichters, des Künstlers, und zu dieser intellectuellen Größe hätte Napoleon sich in der Glorie unsterblichen Ruhmes erheben können, wenn nicht die Energie der Thatkraft sich ebenso ausschließend als despotisch seines ganzen Seins bemächtigt hätte. Auf diesem Schauplatz irdischer Größe ist er freilich bewundernswürdig groß. Die erhabene Geisteskraft, mit der er kühne und weitaussehende Plane zu entwerfen und auszuführen, eine verwickelte Maschinerie

von Mitteln, Kräften und Anordnungen zu erbauen, zu leiten und zu der Erreichung seiner Zwecke zu benutzen verstand, findet fast in der Geschichte nicht ihres Gleichen: titanengroß steht der Mann da, der sich selbst aus der Dunkelheit auf den glänzendsten Thron der Erde erhob, die Welt umgestaltete und den Schrecken seines Namens über Reiche und Meere bis in ferne Welttheile sandte! Sein Wille wurde gleich einem Ausspruche des Schicksals verkündet, gefürchtet und vollzogen; Monarchen füllten seine Vorzimmer, Königinnen trugen die Schleppe seiner Gemahlin; die Alpen brach er nieder und bildete aus ihnen eine Kunststraße; weit über die Gränzen civilisirter Länder drang sein Ruhm bis in die Wüste des Arabers und in die Steppe des Kosacken: ein Mann, der der Geschichte solche Erinnerungen zurückgelassen, beantwortet die Frage, ob er ein großer Mann gewesen sei, durch den Glanz seines Ruhms, noch ehe sie aufgeworfen ist. —

Harry hatte dem Gespräch der versammelten Freunde, dessen Gang in obigen Zeilen angedeutet ist, aufmerksam zugehört. Es scheint mir, nahm er jetzt das Wort, doch noch einer ernsten Erwägung werth, ob Napoleon in dieser, seiner Größe von Ihnen angewiesenen Sphäre der erhabenen Thatkraft den Rang einzunehmen verdient, den Sie ihm anweisen. Er war der größte Feldherr seiner Zeit;

aber er verdankte auch nur seinem Schwert die Oberherrlichkeit, die er in Europa errang. Der Ruhm des Feldherrn genügte ihm indessen nicht; er wollte als Stifter eines neuen Weltreiches den Glanz seines Namens begründen und hat ihn dadurch verbleicht. Der Plan der Weltherrschaft, die er zu erringen strebte, war großartig, aber nicht neu; selbst der eitle und schwache Geist Ludwig's XIV. hatte ihn schon zu fassen vermocht. Es kommt also nun blos darauf an, ob Napoleon die Fähigkeit besaß, diesen Entwurf durch neue und kühne Ideen zu fördern, die der Civilisation unsers Jahrhunderts angemessen und von außerordentlicher sittlicher und intellectueller Kraft waren. Gab er der Gewalt neue Grundlagen, dem Glück des Bürgers neue Bürgschaften? Schuf er neue Bindemittel für unterworfene Nationen? Erfand oder bildete er mächtige Gemeininteressen, durch welche sein Reich zusammengehalten werden konnte? War er selbst von einem Geiste beseelt, der die alten Nationalneigungen ersetzen konnte? Fand er Ersatzmittel für jene gemeinen Werkzeuge der List, Gewalt und Bestechung, deren sich jeder Usurpator zu bedienen weiß? Nie, so weit die Erinnerungen der Geschichte reichen, bot die Welt einem Herrscher solche Materialien zur Verarbeitung dar, solche Mittel, durch welche Nationen umgeschaffen, eine neue Gewalt aufgebaut und eine neue Zeitrechnung eingeführt

werden konnte, wie ihm. Entspricht nun Napoleons Größe dieser Lage der Welt und den Umständen? Finden wir nur einen neuen Gedanken in seinen Mitteln zur Weltherrschaft? Bemächtigte er sich der Begeisterung seiner Zeitgenossen, dieses mächtigen Princips, wirksamer als Waffen und Politik, und verwandte er sie zu seinem Zweck? Was that er, als auf der schon geebneten Bahn fortschreiten, Gewalt und List in ihren materiellsten Formen gebrauchen? Wenden Sie mir nicht ein, daß der Regent oft gezwungen ist, sich verstellen zu müssen; zur Lüge und zur Heuchelei darf er doch, wie Napoleon es oft that, nie seine Zuflucht nehmen, wenn er auf seine moralische. Würde Werth legt. Napoleon bewies selbst einen gemeinen Sinn, als er den Eigennutz für die einzige Triebfeder menschlicher Handlungen erklärte und sich mit dem Schwert in der einen und Bestechungen in der andern Hand für den Beherrscher des Zeitgeistes hielt. Die Kraft des sittlichen, des volksthümlichen und des häuslichen Gefühls hat er nie begriffen. Die kraftvollsten Elemente der Menschennatur fanden in seiner Vorstellung von derselben kaum eine Stelle, und wie hätte er also eine dauernde Macht über das menschliche Geschlecht begründen können? Als Feldherr war Napoleon groß, kühn, selbstschöpferisch; außer dem Lager bewährte er Talent und Geist; aber er findet als Regent

und als Staatsmann Viele seines Gleichen in der Geschichte.

Zwei Umstände, fuhr der junge Amerikaner fort, haben viel dazu beigetragen, die entschiedene, sittliche Misbilligung, mit der Napoleon beim Beginn des letzten russischen Feldzuges in Europa, vorzüglich in Deutschland, betrachtet wurde, zu schwächen. Der erste ist, daß die gewaltsame Wegführung des Herzogs von Enghien vom badischen Gebiet gewissermaßen weiß geworden ist durch ein andres Ereigniß unserer Zeit, das Europa's Monarchen, die sich doch um ihres Interesses willen als zu einem großen Familienbunde vereint ansehen sollten, ungerügt gelassen haben. Ein deutscher Fürst wagte es, eine deutsche Fürstin aus einer Stadt auf fremdem Gebiete gefesselt und auf die schmachvollste Weise entführen zu lassen. Der Bruder beging diesen Frevel an der Schwester, an der nahen Verwandten eines angesehenen Hofes, und der rechtlichste König, der streng sittlichste aller regierenden Monarchen, wollte oder konnte doch die Macht, diese Verletzung seines Gebietes, diese empörende Mishandlung einer seinem Hause nah verwandten Fürstin, zu rächen, nicht gebrauchen; es kam zu einer diplomatischen Verhandlung darüber, die sich damit endigte, daß der Gesandte des Frevlers von jenem Monarchen einen Orden erhielt. Diese Begebenheit hat damals auf das deutsche Volk einen

tiefern Eindruck gemacht, als die Fürsten ahnten. Es fühlte, daß kein Monarch in Europa mehr das Recht hatte, Napoleon jene Wegführung des Herzogs von Enghien zum Vorwurf zu machen, da die Gefangennehmung dieses Prinzen — ich rede nicht von seinem Tode — federleicht wiegt, wenn man sie mit der der Herzogin von B. vergleicht. Man glaube auch nicht, daß solche Erinnerungen im Volke untergehen; sie pflanzen sich wie Sagen vom Vater auf den Sohn fort. — Dann hat auch das Mitgefühl über Napoleon's auf St. Helena erduldete Leiden einen Schleier über seine Verbrechen geworfen. Gewiß ist es, daß er dort mit einer durch nichts zu rechtfertigenden Härte behandelt worden ist. Nicht blos Religion und Menschlichkeit, Selbstachtung schon verbietet uns, einem gefallnen Feinde irgend einen unnützen Schmerz zu verursachen. Männer mußten es kleinlich finden, daß die britische Regierung einen Gefangenen wie Napoleon damit quälte, ihm einen Titel zu versagen, den alle Monarchen Europas anerkannt hatten, und die Frauen, deren Einfluß auf die öffentliche Meinung nicht zu berechnen ist, weinten dem Gefangenen bittre Thränen, als sie erfuhren, daß Hudson Lowe's verächtliche, rohe, ihn auf ewig brandmarkende Grausamkeit dem Kaiser der Franzosen in seinem qualvollen Todeskampfe die Erquickung eines kühlen Trunkes versagt hatte; daß

Napoleon, der nur mit Süßholz verſetztes Waſſer zum Getränk bekam, vergebens nach einer Apfelſine zur Labung ſchmachtete, und Lowe ihm endlich ſtatt derſelben zwei bittre ungenießbare Pomeranzen ſandte. Ein ſchärferer Gegenſatz zu dem Glanze ſeines Kaiſerthrones kann wol nicht leicht aufgefunden werden. Doch iſt es aber Schwäche, wenn das ſittliche Gefühl und das ernſt-ſchwere Urtheil des richtenden Verſtandes, mit dem wir Napoleon's Laufbahn erwägen müſſen, von dem Mitleid über die Schmerzen, mit denen ſie ſchloß, beſtochen und eingeſchläfert werden; Napoleon's Geſchichte iſt zu ernſt, die Verbrechen, deren Humanität und Freiheit ihn anklagen, ſind zu ſchreiend, als daß wir an ſeinem Grabe ſentimental trauern dürften. Die andern Monarchen haben ſich übrigens in der öffentlichen Meinung, nicht ſowol der Gebildeten als der des Volkes, unſäglichen Schaden dadurch gethan, daß ſie in Napoleon nach ſeinem Fall den von ihnen als ihres Gleichen, als Kaiſer anerkannten Monarchen äußerlich nicht mehr geehrt haben. Die Völker waren Zeuge geweſen, wie ſie ſich vor ihm gebeugt hatten; ſie mußten ihn daher auch nach ſeinem Falle auf ſeiner Standeshöhe erhalten, wenn ſie, als ſeine Beſieger, unermeßlich in der öffentlichen Meinung zu ſteigen begehrten; ſtatt deſſen warfen ſie, ihn als Emporkömmling in das Volk zurück und bedachten nicht,

daß dieses sich dadurch als seines Gleichen ansehen und fühlen lernte, und es nie wieder vergessen wird, daß es alle Monarchen vor ihm, dem aus seiner Mitte Emporgekommenen und dem Volke so unweise Zurückgegebenen, klein gesehen hatte. Der Glanz des Thrones, der Schimmer der Repräsentation hatte Napoleon durch eine unermeßliche Kluft von dem Volke geschieden, und hätten die Monarchen ihren Vortheil verstanden, so hätten sie den Besiegten, in einem goldenen Käfig, kniend von Fürsten bedienen lassen sollen. Sie hätten sich vielleicht dadurch noch auf ein Jahrhundert den Rang und das Ansehen von Halbgöttern bei dem Volke gesichert.

Noch eine andre Erscheinung, setzte Wallmann hinzu, hat dem Respect des Volkes vor der Persönlichkeit der Monarchen unendlich geschadet, die des entthronten Königs von Schweden. Wenn Bürger, Handwerkleute und Bauern einen legitimen König in den jämmerlichsten Kneipen ohne alles Gefolge, ohne alle Bedienung absteigen sehen; sehen, wie er sich selber seine Stiefeln putzt, seinen Rock selbst bürstet, und sich dann sagen: unser Fürst ist doch nur seines Gleichen, und dieser bleibt, wenngleich entthront, doch immer ein legitimer König, so streut das mehr revolutionnairen Samen aus, entwürdigt die Majestät des Thrones bei dem Volke mehr als tausend demagogische Flugschriften. Warum zog man

nicht das Geheimniß seines Schicksals, das ja doch in keinem Salon eins ist, an das Licht und sprach sein Verhältniß zum Grafen Munk offen aus? Dann würde seine Erscheinung auch in der tiefsten Erniedrigung des Mangels und des Elendes dem Glanz der Majestät nicht zu schaden vermögen; so aber muß es die Begriffe des Volkes verwirren, einen König in solcher Lage hülflos von Land zu Land wandern zu sehen.

Wir bewahren nur wohlwollende Gesinnungen gegen die Menschen, wenn wir sie aus der Ferne beobachten. Mischen wir uns unter sie, so leiden wir durch die Berührung, und werden wir gleich durch die Verletzung nicht boshaft, mindestens doch selbstsüchtig aus der Vorsicht, welche unsre Sicherheit uns aufnöthigt.

Bulwer.

Der Winter floh an Klara rasch und angenehm vorüber; sie hatte nun schon ein Jahr in Petersburg verlebt und aus dem reizenden Naturkinde, das sie bei ihrer Ankunft war, begann sich eine eben so geistvolle als liebenswürdige Frau zu entfalten. Das großstädtische Leben in den Hofzirkeln der Residenz hatte auf die Anmuth und die Eleganz ihres Benehmens den günstigsten Einfluß gehabt; der tägliche Um-

gang mit den ausgezeichneten Männern, die Nordeck in seinem Hause sah, und sein eigner, reger Sinn für Literatur und Kunst, für Philosophie und Geschichte der Menschheit hatten ihren Geist gebildet, ohne ihr doch die Frische der Ansichten und Empfindungen zu rauben, die sie zu einer ausgezeichnet interessanten Erscheinung machten.

Die Jugend ist ein Bild des Frühlings und im Leben, wie dieser in der Natur, das Schönste, was hienieden erblickt werden kann; wir müssen uns aber bei der Empfänglichkeit für ihren Zauber doch vor Ueberschätzung desselben schützen; sie selbst glaubt nur zu oft den ganzen Reichthum des menschlichen Daseins in sich und der Fülle ihrer Empfindungs- und Auffassungsweise beschränkt zu sehen und muß dann in spätern Lebensjahren diesen Irrthum schwer büßen. Als Nordeck Klara kennen lernte, war in ihr bei der Einfachheit ihres Lebenslaufs noch keine Ahnung erwacht, wie reich Menschenherz und Menschenleben an Wonne und Leid sein können; sie erfreute sich mit kindlichem Gemüth ihres noch ganz ungetrübten Daseins; sie war als Nordeck's Gattin glücklich, und doch hatte die Stimmung ihres Gemüths sich geändert; in der Tiefe ihres Wesens war Manches, nicht gerade aufgeregt, aber doch angeregt, und sie stand bei erhöhter geistiger Lebensthätigkeit jetzt auf dem Punkte, wo sie entdecken mußte, daß die glück-

lichſten irdiſchen Verhältniſſe doch noch oft in unſrer Seele für eine namenloſe Sehnſucht Raum laſſen. Man iſt durch Das, was Andre von unſern Lebensverhältniſſen ſehen und wiſſen, ſelten ſowol glücklich als unglücklich, ſondern nur durch Das, was ſie nicht ſehen, was wir ihnen nicht ſagen können, und was unſre Seele als ein gegen uns ſelbſt oft nicht ausgeſprochenes Geheimniß in ihrer eignen Tiefe bewahrt; ſo war auch in Klara's Daſein ein Geheimniß, um das ſie ſelbſt nicht wußte, was aber einen leichten, gewiſſermaßen verſchönernden Schleier der Wehmuth und der Sehnſucht über ihre Empfindungen warf. Vor ihrer Verheirathung hatte ſie nie einen Roman geleſen; jetzt hörte ſie aber zu oft von den neueuropäiſchen Meiſterwerken in dieſer Gattung der Literatur reden, um nicht den Wunſch zu empfinden, ſich mit ihnen bekannt zu machen; ſie gab ſich dem Zauber dieſer Dichtungen ganz hin und lernte aus ihnen das Glück des Herzens von einer neuen, ihr bisher unbekannt gebliebenen Seite kennen. Ihre bisherige Ehrfurcht vor der Würde und der Beſtimmung des Mannes ſchwand nun vor dem Glauben, die Liebe müſſe auch in ſeinem Leben wie im Leben der Frau das Mächtigſte und Wichtigſte ſein. Die Phantaſie, dieſe höhere, geiſtige Sinnlichkeit, wurde durch dieſe Romanenlecture bei ihr in einem Grade entwickelt und geſpannt, daß alle ihre Empfindungen,

ihre ganze Seele gleichsam zu einem Instrument wurden, dem nur der Künstler fehlte, um in den feinsten Nuancen des Gefühls zu ertönen und das höchste Glück, alle süßen Schmerzen, alle selige Klagen, alle Begeisterung der Liebe auszusprechen. — Ihrem innern Leben fehlte noch die nothwendige Kräftigung einer ernsten, immerwährenden Beziehung des irdischen Lebens auf das ewige. Jugend und Unschuld können sich nicht so nach der Gottheit sehnen wie Schmerz und Irrthum, und das höhere Leben des Menschen im Glauben — nicht als Festhalten einer gewissen Autorität, sondern als innere Thatsache, als zuversichtliches Ergreifen des Göttlichen durch unwandelbare Willensrichtung — entwickelt sich nicht ohne Kampf, ohne Hülflosigkeit. Der Friede des Himmels zieht nicht immer in das Herz ein, das mit dem Irdischen zerfallen ist. Wer nur durch das Gefühl der Nichtigkeit alles vergänglichen Besitzes zur Sehnsucht nach dem Ewigen angeregt wird, den überfällt oft und lange die Pein dieses Gefühls, ehe seine Seele zur Aufnahme des Ewigen geläutert und ihrer fähig wird. Das Göttliche ist in unserer Seele von dem Irdischen wie der Kern von der Schale umgeben; es muß diese erst sprengen, ehe es sich emporringen kann zum freudigen Gedeihen in reinerer Himmelsluft. Wir Alle müssen kämpfen, um im Nichtigen das Bleibende zu erringen; das

Bewußtſein unſrer höhern Beſtimmung muß alle unſre Lebensverhältniſſe durchleuchten, wenn es uns nie wieder verlaſſen ſoll. Bis der Menſch dieſe Klarheit gewonnen hat, flüchtet das ſehnende Gemüth ſich gern zu der Kunſt, als zu einem Hülfsmittel, das die Gottheit ſelbſt dem Sterblichen vom Himmel herabgeſandt hat, um uns für den Glanz des höheren Lebens empfänglich zu machen; aber in der ſinnlichen Schönheit ihrer Gebilde und in unſrer Bewunderung ihrer Offenbarungen liegt für ſterbliche Weſen die Gefahr wie eine Schlange unter Roſen verborgen. Nordeck, der ſeiner Klara gern durch eine, ernſten Fleiß erfodernde Beſchäftigung ein Gegengewicht gegen den nachtheiligen Einfluß des Müßigganges geben wollte, der von der Lebensweiſe einer vornehmen Frau unzertrennlich iſt, wählte irrigerweiſe die Muſik dazu und da ſie eine ausgezeichnet ſchöne Stimme hatte, führte er ihr zur Ausbildung ihres Talentes die vorzüglichſten Meiſter dieſer Kunſt zu. Die Muſik hat aber unter allen Künſten die reichſte Sprache für leidenſchaftliche Empfindungen, tauſendſeitig allen Farbenwechſel derſelben in allen Abſtufungen des Gefühls ausſprechend, und in ihrer wundervollen Einheit doch von tauſend ganz verſchieden fühlenden Menſchen gleichzeitig zu verſtehen. Klara's Weſen fehlte die Offenbarung der Liebe; in der Muſik gingen ihr die geheimnißvollen Ahnungen dieſes

tiefſten aller Räthſel auf, und es entwickelte ſich in ihr gleichſam eine Melodie der Empfindung, zu der ihr noch die Worte fehlten, um ſie als Geſang ausſtrömen zu laſſen. Dieſe Kunſt hat mehr als jede andere unter dem Einfluſſe einer alle Gefühle verweichlichenden Zeit gelitten und ſollte nicht eher wieder als Bildungsmittel für unſere Töchter benutzt werden, bis ſie von Neuem in ihre Würde eingeſetzt iſt und wir Deutſchen auch wieder in ihr den Adel eines das Heilige in ſchöner Begeiſterung auffaſſenden Gemüthes zu bewähren ſtreben.

Mit dem Frühling kam für Nordeck der Befehl, den Kaiſer auf einer Reiſe durch die ſüdlichen Provinzen ſeines Reiches zu begleiten, und es wurde daher beſchloſſen, daß Klara die Zeit ſeiner Abweſenheit auf dem Lande, bei der Mutter ihrer Thereſe zubringen ſollte. Nordeck verſprach, ſie nach ſeiner Rückkehr ſelbſt von Lindenthal, wo ſie den Sommer wohnen wollte, abzuholen, und trennte ſich mit ſchwerem Herzen von ſeiner Klara.

Lindenthal war einer der reizendſten Landſitze in Liefland, und Frau von Walden, die ſich ſehr durch den Aufenthalt der wunderſchönen, vornehmen jungen Frau in ihrem Hauſe geſchmeichelt fühlte, führte Klara gleich nach ihrer Ankunft von Zimmer zu Zimmer, um für ſich dasjenige zu wählen, das ihr am beſten gefalle. Dabei war ſie unerſchöpflich in Ent-

ſchuldigungen, daß ſie ihr keine beſſere Wohnung anzubieten habe, und doch voll Erwartung, von ihr die geſchmackvolle Einrichtung und die Schönheit des Hauſes preiſen zu hören. Klara, die nur in Thereſens Nähe zu wohnen wünſchte, war bald in ihrer Wahl entſchieden; ſie überließ es ihrer Jungfer, Alles gehörig zu ordnen, und eilte mit Thereſe in den Garten, um ſich des köſtlichen Frühlingsabends zu erfreuen. Bei der Heimkehr fanden ſie Frau von Walden beſchäftigt, nach ihrer Gewohnheit mit den Dienſtboten zu ſchelten und ſie alle hier und dorthin zu verſenden, ohne ihnen Zeit zu laſſen, einen ihrer Befehle gehörig auszuführen. Frau von Korſakow lag auf dem Sopha, um ſich von der Ermüdung der Reiſe auszuruhen, und ihr Mann ging gelangweilt im Zimmer auf und ab und verſicherte ſeiner Schwiegermutter, ihm ſei nichts unerträglicher, als ſo ein Abend auf dem Lande, ohne Spiel und ohne Geſellſchaft. Ihre Verſicherung, daß ſie ſchon morgen mehre Gäſte erwarte, und daß es ihm keinen Tag an einer Boſtonpartie fehlen ſolle, machte ihn indeſſen etwas beſſerer Laune, und er that ihr die Ehre an, die Abendmahlzeit ganz erträglich zu finden.

Frau von Walden, der es nur um den Rang und die Zahl ihrer Gäſte, nie um ihre Liebenswürdigkeit und ihren innern Gehalt zu thun war, hatte eine Menge Menſchen eingeladen, ſie auf ihrem Land-

gute zu beſuchen. Thereſe und Klara fanden unter der Anzahl Derer, die ſich einfanden, einige Originale, die ſie für die Langweiligkeit der Andern entſchädigten. Klara hatte es von Frau von Walden erbeten, des Morgens auf ihrem Zimmer allein mit Thereſe frühſtücken zu dürfen, und in dieſen einſamen Morgenſtunden fanden ſie Erſatz für den Zwang des übrigen Tages.

Unter den Anweſenden war auch die wegen ihrer Schönheit und ihrer leidenſchaftlichen Liebe zu ihrem Gatten gleich bekannte Frau von Lewof. Sie war wirklich ausgezeichnet ſchön, und ihre feinen, regelmäßigen Züge hatten einen Ausdruck von Sanftmuth und Gefühl, der ihr alle Herzen gewann. Eine gewiſſe reizende Nachläſſigkeit in ihrem Anzuge ſchien zu verrathen, daß ſie, getrennt von ihrem Mann, der bei der Armee war, nicht darnach ſtrebe, Andern gefallen zu wollen. Täglich ſchloß ſie ſich einige Stunden ein, um an ihn zu ſchreiben; bei Spaziergängen ſonderte ſie ſich oft von der Geſellſchaft ab, um, wie ſie ſagte, ſeine Briefe, von denen ſie immer die beiden letzten auf dem Herzen trug, zu leſen; ſie ſprach mit Jedermann von ihrer grenzenloſen Liebe zu ihm, von der Leidenſchaft, mit der er ſie anbete, und von der ungeheuern Kraft, deren ſie bedürfe, um ſich nicht ganz in den Schmerz dieſer Trennung zu verſenken und ſich zu einer Theil-

nahme an den gesellschaftlichen Freuden zu zwingen, die doch alle keinen Reiz für sie haben könnten. In jedem Gespräch verstand sie das Lob der Treue und der Liebe einzuflechten, die sie als die sicherste Bürgschaft des Adels schöner Seelen pries. Man mußte, man sollte fühlen, daß sie eine durchaus ausgezeichnete und seltene Frau sein müsse, um so zu lieben, wie sie ihren Feodor liebte.

Wahrhafte Menschen besitzen einen eignen Seeleninstinct, der ihnen alle Affectationen verräth, und so fiel es auch unsern beiden Freundinnen gleich in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft mit der schönen Frau auf, daß sie mit ihrer Liebe Prunk zu treiben schien, und daß, ungeachtet der vielen geschriebenen und empfangenen Briefe, ungeachtet der einsamen Spaziergänge und des scheinbar vernachlässigten, aber stets sehr kleidlich gewählten Anzugs, Frau von Lewof doch keinesweges gegen das Vergnügen, Eroberungen zu machen, gleichgültig war und im Geheimen darauf ausging, die Zahl derselben, so viel nur immer möglich, zu vergrößern; ja, daß sie die Liebe zu ihrem Manne als einen Schild benutzte, unter dessen Schutz sie sich manche Anlockung erlaubte, mit der ihr glühend geliebter Feodor wol Ursache gehabt hätte, eben nicht sehr zufrieden zu sein.

So schön, so pflichtmäßig es auch ist, sagte Thereſe zu Klara, wenn eine Frau, eine Braut den

Geliebten von ganzem Herzen und mit ganzer Seele liebt, so verletzt es doch immer mein Gefühl, wenn sie ohne Scheu, ohne Erröthen von ihrer Liebe spricht. Sie soll den Geliebten und die Liebe nicht verleugnen, wenn ihr das Glück geworden ist, sie vor der Welt bekennen zu dürfen; allein ein so keckes Aussprechen des tiefsten Gefühls, ein solches Enthüllen des Allerheiligsten unsrer Empfindung erscheint mir wie eine frevelhafte Verletzung aller Grazie der Weiblichkeit. Wer kann in Gesellschaft von Gott und göttlichen Dingen reden? solche Gespräche entströmen unsrer Seele nur in den Weihestunden des höhern Lebens, und es ist mir ganz undenkbar, wie ich je, wenn ich einen Mann liebte, mit einer Andern als mit dir von meiner Liebe zu ihm reden könnte. Ja, mich dünkt, den Geliebten selbst würde ich mein Gefühl mehr errathen lassen, als es ihm so frank und frei im alltäglichen Gang des Lebens und des Gesprächs auszusprechen. Sollte man die Grazie der Weiblichkeit unter einem Sinnbild darstellen wollen, so müßte dieses ein Schleier sein: wir bedürfen seiner für unsre Liebe wie für unsre Reize und unsre Tugenden.

In dem Gefolge, das Frau von Lewof nach dem Beispiel aller russischen Damen mit sich führte, befand sich auch ein Vetter ihres Gemahls, der ihr um dieser Verwandtschaft willen, wie sie sagte, beson-

ders theuer war. Sie hatte ihm oft kleine Heimlichkeiten zu vertrauen, ſie wollte ihn nur mit ſich beſchäftigt ſehen, während er ſie ſehr nachläſſig behandelte, unaufhörlich ſchwatzte, unverſchämt log und den Willen zeigte, ſich über Jedermann luſtig zu machen und Alles beſpötteln zu wollen. Er machte eben kein Hehl daraus, daß er ſich für den liebenswürdigſten und unwiderſtehlichſten aller jungen Männer hielt. Ein einziger Mann in der Geſellſchaft, die ſich bei Frau von Walden verſammelt hatte, verblödete ihn. Dies war der Graf Faiminzin, ein kalter, ernſthafter junger Mann, der wenig ſprach, aber viel zu denken ſchien. Die beſonnenſte Klugheit ſchien ihn in Allem zu leiten, was er that, und was er ſagte. Die Frauen behandelten ihn mit vieler Auszeichnung, ob er ſie gleich oft langweilte; aber es war Mode, ihn intereſſant zu finden: die an Unart ſtreifende Kälte, mit der er ſie behandelte, reizte ihre Eitelkeit, und es iſt ja heut zu Tage auch ganz gewöhnlich, daß ein Mann durch Impertinenz und Unmanierlichkeit ſein Glück bei den Frauen macht.

Eine alte Gräfin Markow war der Popanz der ganzen Geſellſchaft. Sie beehrte Frau von Walden mit dem Titel ihrer Freundin, und aus Freundſchaft ließ ſie es ſich gefallen, den größten Theil des Sommers bei ihr auf dem Lande zuzubringen und dadurch für dieſe Zeit die Koſten eines eignen Haushalts zu

erſparen. Frau von Walden fand ſich durch dieſen Beweis ihrer Anhänglichkeit ſehr geſchmeichelt, da die Gräfin einen großen Theil ihres Lebens an einem deutſchen Hofe als Oberhofmeiſterin verlebt hatte und ſogar mit einem kleinen regierenden fürſtlichen Hauſe weitläuftig verwandt war, was ihr in den Augen der Frau von Walden Werth und Bedeutung gab. Das Lieblingsſtudium der Gräfin war die Genealogie aller fürſtlichen Häuſer Europas, und ſie ließ keine Gelegenheit entſchlüpfen, ihre Kenntniſſe in dieſem Fache auszukramen. Eben ſo genau kannte ſie die Familienverbindungen vieler adeligen Geſchlechter, und ihr Gedächtniß dafür war wirklich bewundernswürdig. Sowie in der Unterhaltung nur irgend Jemand einen ihr bekannten Namen ausſprach, ſo war es, als ob ein Uhrwerk aufgezogen würde. Der Baron Wolf, rief ſie, o den kenne ich recht gut! er iſt aus dem Leizkow'ſchen Hauſe. Sein Vater war General; ach, wie oft habe ich mit dem getanzt! Sein Onkel war Geſandter in Dresden. Die Mutter war meine vertraute Freundin; ſie war eine Gräfin — Gott, der Name ſchwebt mir auf der Zunge! — eine Ranzau, ja, ja, Emilie von Ranzau hieß ſie. Ihr Vater war ein ſchöner Mann; er hatte eine verwitwete Gräfin Holſtein zur Frau, deren Mutter gleichfalls eine Ranzau, aber aus dem breitenburger Hauſe war. Sie waren Beide Geſchwiſterkind. Der

hochſelige Prinz von Auguſtenburg ſprach oft mit mir davon. Das war auch ein charmanter Herr, dem es unbeſchreibliches Vergnügen machte, mit mir zu ſcherzen. Meine Antworten amuſirten ihn ſtets, und er lachte oft ſo, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Ich ging zum Beiſpiel in meiner Jugend nie ohne Schleier aus, um meinen Teint, der ſehr ſchön war, zu ſchonen; da pflegte denn der hochſelige Herr oft zu ſagen: die Gräfin Markow und ihr Schleier ſind ſo unzertrennlich wie Leib und Seele. Ich antwortete ihm einmal: gnädigſter Herr, ich bin nicht häßlich genug, um mich unter ihm verſtecken zu wollen, und nicht ſchön genug, um mich nicht ohne Gefahr für Andere ohne ihn zeigen zu dürfen; aber es iſt nun einmal meine Paſſion, einen Schleier zu tragen. Der Prinz wollte ſich todtlachen und ſagte: es iſt doch wahr, die Gräfin Markow iſt die amuſanteſte Frau von der Welt, es fehlt ihr nie an einer Antwort.

Anekdoten dieſer Art folgten auf jede ihrer genealogiſchen Erörterungen und brachten durch ihre öftere Wiederholung Alle, die verurtheilt waren ſie anhören zu müſſen, zur Verzweiflung, ausgenommen Frau von Walden, die Alles, was ſich auf vornehme, und vollends, was ſich auf fürſtliche Perſonen bezog, mit Ehrfurcht anhörte und ſich keinen Zweifel daran erlaubte, daß die Gräfin eine ſehr amuſante Frau ſei, da dies der

Prinz von Auguſtenburg ja ſchon vor dreißig Jahren verſichert hatte.

Ein Gegenſtück zu der Gräfin Markow war der Baron Schulenburg. Dieſer ſprach ausſchließlich nur von ſich und der Gunſt, in der er bei dieſem oder jenem mächtigen Manne oder Prinzen ſtand; hörte man ihn, ſo wurde man verſucht zu glauben, daß er mit allen Fürſten Europas in Briefwechſel ſtehe und in die Geheimniſſe aller Cabinete Europas eingeweiht ſei. Korſakow, der ſich dadurch täuſchen ließ, machte ihm förmlich den Hof, um gelegentlich etwas von dieſen vertraulichen Mittheilungen erlauſchen zu können; Schulenburg ſpielte aber ſtets den Verſchwiegenen und mußte es wol, da die Briefe, die er von bedeutenden Männern bekam, nie mehr enthielten, als die Anzeige, man habe ſeinen Brief erhalten und danke ihm für die guten Wünſche, die er darin entweder zum Geburtstage, zur Vermählung, oder bei ſonſt irgend einem Anlaß ausgeſprochen habe; er konnte daher auch bei dem beſten Willen nichts verrathen und mußte ſich damit begnügen, anzudeuten, daß er viel entdecken könne. Seine Eitelkeit war übrigens ſo groß, daß ſie ſeinen Umgang unangenehm machte; er hatte den übertriebenſten Begriff von ſeiner eignen Wichtigkeit, da er alle Salons in Europa beſucht, alle die Geſichter geſehen, die man darin erblickt, und es manchem bedeu-

tenden Mann abgesehen hatte, „wie er sich räusperte und wie er spuckt"; dabei war er, wie Alle seines Gleichen, gegen Geringere ebenso übermüthig als gegen Vornehmere kriechend. Sprach man von einer hübschen Frau — nun ja, sagte er, sie ist ganz erträglich, aber seine Frau müßte man sehen, um zu wissen, was dazu gehöre, schön zu sein. Er liebte sie übrigens nicht, doch seine Eitelkeit verschönerte sie, weil sie *sein* war. *Seine* Kinder waren die schönsten und klügsten Kinder in der ganzen Welt, *sein* Haus das geschmackvollste, *seine* Equipage, *seine* Pferde, Alles war ganz unvergleichlich; kurz, er war der Mann, der Alles besser wußte, alle Andere übersah, und wirklich und in der That war er doch nichts als ein armer Tropf und der langweiligste Gesellschafter, den es geben kann.

Seine Schwester, die Baronesse Schulenburg, war ebenso närrisch als er, nur in einer andern Art. Ihr Götze war die Mode, aber ihre Modesucht grenzte an Verrücktheit. Vom Morgen bis zum Abend sah man sie auf das sorgfältigste geputzt und immer in einer Stellung, als solle sie einem Maler sitzen. Sie dachte, träumte, sah nichts, redete von nichts als von ihrem Anzug; nie veränderte sich der Ausdruck ihrer Züge; nur dann überflog diese eine Wolke des Erstaunens oder der Geringschätzung, wenn sie eine reiche oder vornehme

Frau ſchlecht oder ſehr einfach angezogen ſah, und ſie ſelbſt ſetzte auf ein Lob ihres Anzugs mehr Werth als auf eine Schmeichelei, die ihrer Geſtalt und ihren Reizen galt. Glaubte ſie ſich aber in dem Gebiet der Mode und der Eleganz übertroffen, ſah ſie eine andere Frau ſchöner, reicher, modiſcher gekleidet als ſie ſelbſt, ſo war es um ihre gute Laune geſchehen, und ſie konnte Thränen des Unmuths und der Bosheit weinen. Dabei war ſie nicht coquett; die Eroberung eines Mannes hatte keinen Werth für ſie; ihr Herz empfand nicht das Bedürfniß, ſich geliebt zu fühlen, und ein neuer Shawl war in ihren Augen von höherm Werth und ſein Beſitz wünſchenswürdiger als die Liebe irgend eines Mannes.

Am mehrſten beluſtigte aber doch Frau von Frieſen unſre beiden Freundinnen durch ihre Lächerlichkeit. Sie war ſchon lange nicht mehr im Beſitz friſcher Jugendblüte; da ſie aber 20 Jahre jünger war als ihr 60 jähriger Mann, ſo hielt ſie ſich noch für jung genug, um gefallen zu können und es ſich zum Verdienſt anzurechnen, daß ſie keinen Anbeter fand. Gezwungen, auf die Huldigung, die die Männer der Jugend und der Schönheit darbringen, Verzicht leiſten zu müſſen, hatte ſie ſich ſelbſt überredet, daß die Würde und die außerordentliche Klugheit ihres Betragens die Männer von ihr entfernt halte. Ihr Lieblingsgeſpräch drehte ſich um die Sorgfalt, mit

der eine Frau darnach ſtreben müſſe, ihren Ruf unverſehrt zu erhalten, und dies vorzüglich dann, wenn ſie das Unglück habe, die Gattin eines alten Mannes zu ſein. Vollends dann, ſetzte ſie ſeufzend hinzu, wenn dieſer eiferſüchtig iſt!

Ihr hauptſächlichſtes Beſtreben war darauf gerichtet, ihrem Mann den Schein der Eiferſucht zu geben; dies war aber eine ſchwere Aufgabe, da er der kaltblütigſte und trägſte Mann war, den man nur ſehen konnte. Eine gute Mahlzeit, ein bequemes Sopha zum Ausruhen und des Abends ſeine Spielpartie, war Alles, was er zu ſeiner Glückſeligkeit bedurfte. Er ſprach nicht viel und dachte noch weniger; man ſah ihm aber an, daß er das Leben viel angenehmer finden würde, wenn ſeine liebe Frau aufhören wolle, ihn in ſeiner Behaglichkeit zu ſtören, was ſie in Geſellſchaft ſtets auf eine höchſt lächerliche Weiſe that. Wenn er ſich z. B. nach Tiſche irgend ein Winkelchen ſuchte, um ſein Mittagsſchläfchen zu machen, ſetzte ſie ſich unter dem Vorwand, ihm die Fliegen abwehren zu wollen, neben ihn, und indem ſie dieſe verjagte, gab ſie ihm gelegentlich einen kleinen Klapps, der ihn aus dem Schlafe aufſchreckte. — Guter Gott! rief ſie dann ſehr laut, biſt Du nun ſchon wieder argwöhniſch! Schlafe doch ruhig, ich bin ja bei Dir, Du haſt nichts zu beſorgen, ich werde mit Niemand reden! — Ihr Mann riß dann Mund und Augen

auf, brummte einige unverſtändliche Worte und ſchlief wieder ein. Er ging nie ſpazieren, weil er dies zu mühſelig fand, und zog es vor, am offenen Fenſter ſitzend, der friſchen Luft zu genießen; allein obgleich er, da ſein ganzes Leben ein Seelenſchlaf war, nicht das Bedürfniß der Geſellſchaft empfand und es vorgezogen haben würde, allein zu bleiben, war doch ſeine Frau durch nichts zu bewegen, die Geſellſchaft auf ihren Spaziergange zu begleiten. Ich darf meinen Mann nicht verlaſſen, antwortete ſie ſtets mit einer Miene, die es ausdrückte, welch ein Opfer ſie ihm dadurch bringe, und wie ſie überzeugt ſei, daß Jedes es fühlen und erkennen müſſe, daß ſie das Muſter einer vortrefflichen Frau ſei, und wie ſehr die Bereitwilligkeit, mit der ſie ſich in die eiferſüchtigen Grillen ihres Mannes füge, bewundert zu werden verdiene.

Vergeblich verſicherte er ihr oft ſo einſylbig als möglich, daß es ihm lieber ſei allein zu bleiben. Sehen Sie, rief ſie dann, nun iſt er böſe, und Sie können mir doch Alle bezeugen, daß ich nicht daran gedacht habe, ihn verlaſſen zu wollen. — Kam ihr Bedienter oder ihre Jungfer, ihr einen Befehl abzufodern, oder einen Auftrag auszurichten, ſo gebot ſie ihnen, ſich ihrem Gemahl zu nähern und laut zu reden, weil ſie keine Geheimniſſe für den gnädigen Herrn habe. „Du würdeſt ja ſonſt wieder glauben, ſagte ſie, daß es etwas Verfängliches ſei, was ſie

mir zu ſagen haben; dein argwöhniſches Weſen bringt mich zur Verzweifelung; nie gab eine Frau ihrem Manne weniger Anlaß zu Eiferſucht als ich, und doch quälſt Du Dich und mich Tag und Nacht mit Deinen eiferſüchtigen Grillen!" Alle dieſe Thorheiten ertrug ihr Mann mit Sokratiſcher Geduld; nur eine war ihm durchaus unerträglich, und dies war die Zumuthung, jeden Brief und jedes Billet zu leſen, die ſie bekam oder ſchrieb; ſie zwang ihn ſogar, das Siegel jedes an ſie gerichteten Briefes zu erbrechen. Eine tugendhafte Frau darf für ihren Mann kein Geheimniß haben, ſagte ſie ihm ſehr feierlich, ſo oft ſie ihn zwang, dies läſtige Geſchäft zu verrichten. Trotz dieſer Vorſicht hätte ſie aber deren doch ſehr viele haben können, denn nie gewann ihr Mann es über ſich, mehr als die erſte Zeile eines Briefes zuſammenzubuchſtabiren; bei der zweiten ſchloſſen ſich ſeine Augen, das ſchwere Haupt ſenkte ſich und das Blatt entfiel ſeinen Händen.

Es gibt gewiſſe große Empfindungen, gewiſſe edle und erhabene Handlungen, wozu uns nicht ſowol die Stärke unſers Geiſtes, als die Güte unſers Herzens verhilft.

Abt.

Drei Wochen waren Klara in ungetrübter Heiterkeit, ſchnell in Lindenthal entflohen, als ſie eines Morgens nach dem Frühſtück in Thereſens Zimmer war, um dieſer bei der Arbeit vorzuleſen. Sie ſaß mit dem Rücken gegen die Thüre, Thereſe ihr gegenüber; plötzlich ſchrie dieſe auf und flog auf die Thüre zu, Klara wandte ſich um und ſah ihre Freundin in Guſtav's Armen.

Sein Name flog bebend über ihre Lippen; bei dem erſten Laut dieſer ihm unvergeßlichen Stimme fuhr er auf und blieb bei Klara's Anblick wie verſteinert ſtehen. Er ahnte nicht, daß er ſie in Lindenthal finden werde und wurde ſo erſchüttert, als er ſie erkannte, daß Thereſe davor erbebte, da ſie ihn in ſchnellem Wechſel erröthen und erblaſſen ſah.

Guſtav! rief Klara noch einmal und trat auf ihn zu, dem Freund ihrer Kindheit die ſchöne Hand zum Willkommen zu bieten, die er, keines Wortes mächtig, ſtumm an Herz und Lippe drückte.

In dieſem Augenblick hörte man Frau von Walden's Stimme, die, von der Ankunft ihres Sohnes benachrichtigt, herbeieilte, ihn zu bewillkommen.

Ihr Eintritt löſete die peinlich ſüße Verlegenheit dieſes unerwarteten Wiederſehens; ſie führte Guſtav in ihr Zimmer, Thereſe begleitete ſie und Klara gewann Zeit, ſich zu ſammeln, da auch ſie ſich durch Guſtav's Anblick tief und wunderbar bewegt fühlte. Sie konnte den Geſpielen, den Freund ihrer Kindheit nicht mehr unbefangen ſehen, ſeitdem ſie wußte, daß er ſie liebte. Ihr Wiſſen um dies Geheimniß ſeines Herzens machte ihre Theilnahme an ſeinem Schickſal um vieles inniger und belebte die reine, zarte, geſchwiſterliche Neigung, mit der ſie ihm ſeit dem erſten Erwachen ihrer Gefühle ergeben geweſen war, mit einem namenloſen Reiz.

Sie ſahen ſich erſt im Eßſaal wieder. Auf dem Lande iſt die Ankunft eines neuen Gaſtes ſtets eine alle Anweſende intereſſirende Begebenheit, und Guſtav war nun vorzüglich für die Damen eine anziehende Erſcheinung, da er, im unzerſplitterten Beſitz aller Kraft und Kühnheit der Jugend und der Fülle an Lebensfriſche, ſich auch durch Adel der Geſtalt und durch die anmuthige, fein ſittige Liebenswürdigkeit ſeines Betragens auszeichnete. Frau von Lewof vergaß es bei ſeinem Anblick ganz, daß ſie willens geweſen war, die Rolle einer Tiefbetrübten zu ſpielen, da ſie von ihrem Feodor die Nachricht erhalten hatte, daß er leicht und unbedeutend verwundet worden war. Ihre Kammerjungfer hatte dieſe Nachricht

ſchon der Jungfer der Frau von Walden mitgetheilt; dieſe wieder mehren Perſonen aus der Geſellſchaft, die nun alle im Voraus beklagten, wie troſtlos und betrübt die intereſſante Frau ſein werde.

Doch zum allgemeinen Erſtaunen trat Frau von Lewoſ mit ganz heiterer Miene in das Zimmer und war, ohne der erhaltenen Trauerbotſchaft zu gedenken, bei Tiſche, wo ſie neben Guſtav ſaß, ſehr liebenswürdig und unterhaltend. Sie lachte und ſcherzte ſehr anmuthig und war die Erſte, die am Abend den Wunſch äußerte, daß getanzt werden ſolle, weil ſie erfahren hatte, Guſtav tanze ſehr gern, und überzeugt war, durch die Schönheit ihres Tanzes ſeine Bewunderung auf ſich zu ziehen. Allein er war gegen ihr Beſtreben, ihm gefallen zu wollen, ſo unerkenntlich, daß er es nicht einmal bemerkte, und obgleich ihm der Muth fehlte, ſich in der Geſellſchaft Klara zu nähern, da er fühlte, daß ein Blick, ein Wort hinreichen werde, ſein Geheimniß zu verrathen, ſo war er doch nur mit ihr beſchäftigt. Auch ſie war zu ernſt, zu wehmüthig geſtimmt, um tanzen und ſcherzen zu mögen; unter dem Vorwand eines leichten Kopfſchmerzes ſchlug ſie die Auffoderung zum Tanz aus und eilte, als die Paare ſich geordnet hatten, in den Garten hinab, um ſich ſelbſt in der Einſamkeit über ihre Gefühle zu befragen und ſich zur Rechenſchaft zu ziehen. Es war ein köſtlicher Abend;

ein warmer Regen hatte die ganze Natur erfrischt, Laub und Blumen dufteten; — sie trat in ein kleines Akaziengebüsch, das sie vorzüglich liebte, und das jetzt nur von einzelnen Mondenstralen durchleuchtet wurde. Die Wehmuth, die sich ihres Herzens seit Gustavs Anblick bemächtigt hatte, durchdrang ihr ganzes Wesen, sie versank in stilles gedankenloses Träumen und wußte es selbst nicht, daß einzelne Thränen langsam über ihre Wangen rollten.

Es rauschte hinter ihr in dem Gebüsch, sie sah sich um und erblickte Gustav. Unwillkürlich stand sie auf. Klara, rief er, warum fliehen Sie Ihren unglücklichen Freund?

Der Mond trat in diesem Augenblick in vollem Glanze aus einer Wolke hervor; sie sah Gustav's Auge voll Thränen, und dieser Anblick überwältigte sie so, daß sie sich wieder setzen mußte. Gustav nahm neben ihr Platz, und ihre Hand an sein Herz drückend, blickte er sie schweigend mit trauernder Zärtlichkeit an.

O Klara, sagte er endlich, warum mußte ich Sie gerade in dem Augenblicke verlieren, wo ich hoffen durfte, Sie mein nennen zu können!

Er erlag vor diesem Gedanken und barg sein Gesicht auf ihre Schulter, um ihr die Gewalt des Schmerzes zu verbergen, von dem er sich überwältigt fühlte.

Mit der liebkosenden Herzlichkeit früherer Jahre nahm Klara ihr Tuch, um die Thränen des Freundes von seiner Wange zu trocknen. Unwillkürlich fortgerissen, drückte er sie an sein Herz und seine Lippen auf die ihrigen.

Gustav! rief sie, sich bebend aus seinen Armen loswindend; Sie vergessen, daß ich Nordeck's Gattin bin!

Ein kalter Schauder ergoß sich durch Gustav's Herz. Vergeben Sie, sagte er, indem er von ihrer Seite aufsprang, einem Unglücklichen, dem in Ihrer Nähe die reinste, heiligste Empfindung seines Herzens zu Gift wird.

Er verließ sie hier. Klara weinte noch lange sanft und still; ihr war, als umschwebe sie Nordeck's Geist, und ihre Empfindungen und Gedanken wurden zu einem Gebet, das, ohne Worte von ihrem Schutzgeist vernommen, zu Gott emporstieg.

Am andern Morgen kam Therese früh zu ihr, und da durch Gustav's, Allen unerwartete Ankunft das Versprechen gelöst war, welches sie und Klara sich gegenseitig gegeben hatten, nicht von ihm reden zu wollen, trug sie auch kein Bedenken, ihr folgendes Billet zu übergeben:

Ich darf es mir nicht vergönnen, Sie, theure Klara, wiederzusehen, und wenn Sie diese Zeilen lesen, habe ich Lindenthal schon verlassen.

Die Worte, durch die Sie, reine Engelſeele, mich geſtern aus einem ebenſo ſtrafbaren als verführeriſchen Taumel weckten, haben ſich meinem Herzen unvergänglich eingegraben; ich ſehe Sie nicht wieder, als bis es mir möglich iſt, in der Gemahlin eines edeln, allgemein verehrten Mannes nur meine Freundin zu begrüßen. Zur Vergeltung dieſes ſchmerzlichen Opfers, das ich mir im ſchwerſten Kampfe abringe, bitte ich Sie, meiner nicht zu vergeſſen. Bleiben Sie ſich ſelbſt treu; noch ahnen Sie die Gefahren nicht, von denen Sie bedroht ſind; aber Sie ſind zu ſchön, zu jung, zu gefeiert, um ganz unempfindlich gegen die Huldigungen bleiben zu können, die Ihnen nur zu häufig dargebracht werden. Verſprechen Sie mir, den Ring, den ich dieſen Zeilen beifüge, ſtets zu tragen; er bleibe Ihnen eine Erinnerung an mich, an mein Opfer und an den Segenswunſch, mit dem ich ſcheide: Bleiben Sie ſich ſelbſt treu!

Klara's Thränen floſſen bei Leſung dieſer Zeilen, ſie hätte Guſtav ſo gern noch einmal geſehen und ihm mündlich Lebewohl geſagt. Das Gefühl, daß ihre Gegenwart es war, die ihn aus dem Kreiſe ſeiner Familie, aus ſeinem eigenen Hauſe verbannte, drückte ſie wie ein Unrecht, und die Frauen glauben nur ein Mittel in ihrer Gewalt zu haben, gegen ihre

Liebhaber und Freunde begangenes Unrecht wieder gut zu machen, nämlich das, ihnen mit erhöhter Zärtlichkeit zu begegnen. Doch gestand sie sich auch, daß er das Würdigste ergriffen habe, und in jedem Verhältniß findet ein reines weibliches Herz für empfundenes und ihm zugefügtes Weh Trost in dem Bewußtsein, den Freund, um den es trauert, in seiner Achtung und Verehrung erhöht zu fühlen. Unbegreiflich war es ihr aber, wie Gustav fürchten konnte, die Huldigungen andrer Männer könnten ihr je Gefahr bringen. War sie nicht Nordeck's glückliche Gattin? war nicht Gustav's Andenken selbst für sie ein zweiter Schutzengel? Nicht als Warnungszeichen, nur zum Gedächtniß des Freundes, steckte sie den Ring — es war ein schöner rosenrother, brasilianischer Solitair — an ihren Finger und gelobte, sich nie von ihm zu trennen.

Gustav's schnelle Abreise befremdete die ganze Gesellschaft. Frau von Lewof allein schien seine Abwesenheit nicht zu bemerken; sie spielte heut die gestern schon angekündigte Rolle einer schmerzlich bekümmerten Gattin. Erst am Nachmittag wandte sie sich an Thereſe mit der Frage, wie es zugehe, daß Gustav nicht bei Tische erschienen sei, und als diese ihr antwortete, er sei schon früh am Morgen wieder abgereist, stellte sie sich überrascht und bat um Verzeihung, es nicht beachtet zu haben, daß dieser Abreise

ſchon erwähnt worden ſei. Ich bin heut, ſagte ſie klagend, durchaus nur eines Gedankens fähig; doch thut es mir leid Ihren Bruder nicht mehr hier zu ſehen. Er kennt meinen Feodor ſo gut, ich habe geſtern ſoviel mit ihm von meinem Mann reden können und das macht mich immer ſo glücklich! Sie können es ſich nicht denken, welche Wohlthat es für mich iſt, mich einſam und ganz ungeſtört von außen in meine Träume zu verſenken und nur in dem Andenken an ihn zu leben. Vorigen Sommer wurde es mir ſo wohl, einige Monate auf dem Lande in tiefer Einſamkeit zubringen zu können; todt für die ganze übrige Welt, waren ſeine Briefe meine einzige Freude, ſein Gemälde mein einziger Troſt. Drei Monate verſchwanden mir in dieſer Abgeſchiedenheit wie Augenblicke; ſie waren nur ein einziger langer Traum von ihm.

Einige Stunden ſpäter ſprach man von einem ſehr liebenswürdigen und gefeierten Mann, deſſen Waffenthaten ihn damals zum Helden des Tages machten.

Ich kenne ihn, rief Frau von Lewof; als ich vorigen Sommer auf dem Lande lebte, ſah ich ihn täglich. Er gab allerliebſte Feſte, fuhr ſie mit einer Miene fort, in der man las, *wem* zu Ehren dieſe Feſte gegeben worden waren; ich durfte bei keinem derſelben fehlen. Sein Talent, die geſellſchaftlichen

Vergnügen zu vervielfältigen und ihnen durch Abwechselung den Reiz der Neuheit und der Ueberraschung zu geben, ist einzig. Kein Tag glich dem andern, und trotz der Artigkeit, mit der er bei Anordnung jedes Festes meinen Geschmack und meine Neigung zu Rathe zog, war doch das ganze Verdienst davon sein.

Therese war so muthwillig, sie zu fragen, ob das in jener Zeit gewesen sei, wo sie sich, wie sie ihr erzählt habe, in der tiefsten Einsamkeit ihres Landgutes so glücklich gefühlt habe?

Frau von Lewof that, als höre sie diese Frage nicht, und gab dem Gespräch schnell eine andre Wendung, indem sie den Thee als ganz vorzüglich wohlschmeckend pries: eine Aeußerung, von der sie wußte, daß sie Frau von Walden stets zu einer Abhandlung über die beste Art und Weise seiner Bereitung verleitete.

Wenige Tage darauf kam Nordeck, seine Klara abzuholen. Die Trennung von Theresen wurde ihr dadurch erleichtert, daß sie mit Gewißheit darauf rechnen konnte, sie im Herbst wiederzusehen, und durch das gegenseitige Versprechen, sehr oft schreiben zu wollen.

Klara verlebte die erſten Wochen nach ihrer Rückkehr in die Stadt ſehr einſam und empfand zum erſten Mal, daß ſie einſam ſei. In Lindenthal hatte ſie ſüßer denn je die Mädchenfreude das Zuſammenlebens mit einer vertrauten Herzensfreundin empfunden. Auch an der Seite des geliebteſten Mannes bleibt eine Lücke im Leben einer Frau, wenn ſie den Umgang eines gleichgeſtimmten weiblichen Weſens entbehren muß, und nun war gerade in dieſer Zeit Nordeck durch ernſte Geſchäfte ſehr ernſt geſtimmt und zeigte ſich in den Stunden ihres Zuſammenſeins zerſtreut, weniger mittheilend und um Vieles ſchweigſamer, als Klara ihn bis jetzt gekannt hatte. Welcher edle Mann vermag ſich, in das Getriebe der politiſchen Ränke verflochten, in ſtiller Klarheit und Freudigkeit das Glück eines ſchönen Familienlebens zu erhalten? Nordeck liebte Klara ſo treu denn je; aber ſie war ihm jetzt ſchon ein feſter Beſitz, ein unverlierbares Gut, für deſſen Erwartung und Bewahrung er nicht mehr zu ſorgen brauchte, und das er, wenn ſeine Lage und ſeine Beſchäftigungen ihm vergönnten, ſich deſſen ungeſtört erfreuen zu können, ſicher war im Heiligthum ſeines Hauſes und ſeines Herzens in ungetrübter Schönheit vorzufinden; Klara war aber in einer Stimmung, die es gefährlich für ſie machte, ſich jetzt ſelbſt überlaſſen zu bleiben. Nordeck's Ruhe erſchien ihr, mit Guſtav's Liebe für ſie verglichen, als Gleichgül-

tigkeit, und sie fühlte sich durch sie verletzt, ohne daß sie ihr Muth und Anlaß zur Klage gab. Alle ihre Beschäftigungen verloren für sie den Reiz, den ihnen früher ihre Beziehung auf Nordeck's Beifall, auf seine Freude an ihren Fortschritten gegeben hatte. Setzte sie sich an ihr Piano, so ging Nordeck mit großen Schritten ernst und in sich versunken im Zimmer umher, ohne auf die Lieblingslieder zu hören, die ihn vor wenig Monaten entzückt hatten, wenn sie ihm sang. Bat sie ihn, ihr vorzulesen, so willigte er mit Vergnügen ein; aber mitten in der interessantesten Stelle kam sein Secretair, ihn abzurufen, oder er hörte auch von selbst auf, weil ihn irgend ein Gedanke ergriff, der sich auf seine Geschäfte bezog. Klara misverstand ihn, weil es ihr an einer klaren, verständigen Ansicht seines Berufes und seiner Geschäftsthätigkeit fehlte; sie begann zu glauben, daß sie ihm zu seinem Glück entbehrlich sei, und kein Wahn ist für die Dauer des ehelichen Glückes gefährlicher als gerade dieser.

Früher hatte sie nie Langeweile gekannt; jetzt konnte sie sich aber nicht verhehlen, daß ihr mitunter die Zeit lang wurde, und daß sie sich dann verstimmt fühlte. Es war ihr zuweilen lieb, aber auch zuweilen recht drückend, daß Nordeck diese Verstimmung, diese leisen Anwandlungen von übler Laune nie zu bemerken schien; ihr Zusammensein wurde ein-

sylbig, ihre Gespräche schleppend, ohne daß er es beachtete. Sie trug Gustav's Ring und war entschlossen gewesen, ihrem Gemahl Alles zu entdecken, was zwischen ihr und dem Freunde ihrer Kindheit vorgefallen war, sie hatte ja auch das heilige Recht, unbedingt wahr sein zu können, durch nichts verscherzt; aber eine gewisse Blödigkeit machte es ihr schwer, ihrem Gatten ganz ohne Veranlassung zu erzählen, daß ein anderer Mann sie liebe. Sie glaubte, er würde den Ring bemerken und fragen, woher sie ihn habe, und dann sollte er Alles erfahren; doch Nordeck beachtete ihn nicht, ja, als er eines Tages, neben ihr auf dem Sopha sitzend, mit ihrer Hand und mit ihren Ringen spielte und ihr maschinenmäßig Gustav's Ring bald vom Finger zog, bald wieder ansteckte, galt ihr die Nichtbeachtung dieses ihr so theuern Kleinodes als ein so überzeugender Beweis seines Kaltsinns, daß es ihr heimlich Thränen kostete, die ihr den Ring und das Andenken an Gustav noch um Vieles theurer machten.

In dieser Zeit lernte Klara eine junge Frau kennen, deren Unterhaltung sie so entzückte, daß sie ihr freundliches Entgegenkommen dankbar annahm und sich lebhaft zu ihr hingezogen fühlte. Frau von Isakof, so hieß sie, besaß Herzensgüte, sie war offen, zutraulich, jeder gemeinen Gesinnung des Hasses, der Bosheit und des Neides unzugänglich; aber sie besaß

alle Fehler, die eine vornehme Erziehung, Mangel an gesunder Vernunft und Leichtsinn erzeugen können: immer müßig, nur bestrebt sich amusiren zu wollen, suchte sie ihr Glück in Entwürfen zu Festen und Vergnügungen, die es ihr doch nicht gewährten. Ihre Begierde, sich allenthalben zu zeigen, war unersättlich, und mit diesen Verkehrtheiten verband sie tausend lächerliche Ansprüche: unwissend und talentlos, gab sie sich die Miene, Musik und Malerei leidenschaftlich zu lieben; sie nahm nie ein Buch in die Hand, aber sie behauptete, sich ganze Nächte durch mit Lesen zu beschäftigen; sie besuchte alle Ateliers, alle Ausstellungen, alle Vorlesungen, lernte nichts, wußte nichts, sprach aber über Alles ab, und das desto entscheidender, je weniger sie davon verstand. Es gelang ihr zuweilen, alltäglichen Menschen zu imponiren; vernünftige, wahrhaft gebildete Menschen konnten ihre Anmaßungen nur lächerlich finden. Sie war aber jung und schön, reich und vornehm; diese Eigenschaften reichen nicht hin, sich Achtung zu erwerben, aber wol um in der Gesellschaft eine Rolle spielen zu können, und mehr wollte Frau von Isakof nicht; sie besaß nicht Adel, nicht Verstand und Zartgefühl genug, um höhere Ansprüche zu machen. Klara würde sie nie aufgesucht haben, allein sie ließ sich in ihrer gegenwärtigen Stimmung gern von ihr finden. Klara's Standpunkt in der Gesellschaft, das

Lob, das man allgemein ihrer Schönheit und ihrem Betragen zollte, die hohe Achtung, in der ihr Gemahl ſtand, flößten Frau von Iſakof den Wunſch ein, näher mit ihr bekannt und ihre Freundin zu werden. Klara täuſchte ſich über den Grund ihrer Annäherung, den ſie in einer perſönlichen Zuneigung zu entdecken glaubte; ſie täuſchte ſich auch über den Eindruck, den Frau von Iſakof auf ſie machte: ſie fand ſie amuſant und glaubte ſie intereſſant zu finden. Das Gefallen, das beide Frauen an einander fanden, führte ſie ſchnell über alle Förmlichkeiten einer neuen Bekanntſchaft hinweg, und Klara gab ſich mit der Jugendinnigkeit eines liebebedürftigen Herzens der neuen Freundin hin, der es nur zu ſchnell gelang, ſich ihres Vertrauens zu bemächtigen.

Petersburg war noch ſo einſam, daß Klara und Melanie (ſo hieß ihre neue Freundin) in geſelliger Hinſicht noch faſt ganz ungetheilt für einander leben konnten. Jetzt aber ſtrömte Alles vom Lande in die Stadt zurück; der Kreislauf rauſchender Zerſtreuungen begann, und Klara zog durch ihre reicher und voller erblühte Schönheit mehr denn je alle Augen auf ſich.

Klara's Stimme hatte ſich ſehr ſchön ausgebildet und ſie entzückte in kleinern Kreiſen oft alle Anweſende durch den friſchen reinen Klang derſelben und den ſeelenvollen Ausdruck, mit dem ſie vorzugsweiſe vaterländiſche Lieder vortrug. In einer dieſer muſi-

kalischen Abendunterhaltungen wurde ihr der Genuß zu Theil, Field spielen zu hören, mit all der ihm eignen Genialität, aber auch in der burschikosen Manier, die er nicht ablegen konnte und wollte. Klara hatte bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, ausgezeichnete Künstler zu hören, und bei ihrer noch nicht durch die Wirklichkeit erkalteten dichterischen Einbildungskraft hatte sie sich bisher berühmte Künstler auch in ihrer äußern Erscheinung idealisirt. Field's Spiel zeichnet sich vorzüglich durch einen Ausdruck der Leidenschaft aus, der mit den gewaltigsten Blitzen gleichsam spielt. Klara hörte ihn mit Entzücken zu; sie saß ihm gegenüber, und er las in ihren Zügen die Freude und die Bewunderung, mit der sie ihm zuhörte. Als er geendigt hatte, fragte er den Herrn vom Hause nach ihrem Namen und trug ihm auf, der hübschen Frau zu sagen, er wolle, ihr zu Ehren, noch etwas spielen. Diese Bereitwilligk war bei ihm etwas sehr Ungewöhnliches. Er übertraf sich selbst in der freien Phantasie, die er nun vortrug; aber wie fiel Klara aus dem Himmel, zu dem diese Töne sie emporgetragen hätten, als er ihr, wie sie ihm mit glänzenden Augen und mit der zarten Verehrung, mit der man sich in der Jugend jedem berühmten Mann als einem höhern Wesen naht, einige Worte über das Glück sagte, ein solcher Künstler zu sein, ganz phlegmatisch antwortete: „Ei nun, es freut

mich, daß Ihnen das Spaß gemacht hat; ich selbst mache mir nicht viel aus der Musik; eine Pfeife Taback und ein gut Glas Bier ist mir lieber als all das Gedudel!" Nordeck und Rehbinder, die beide in der Nähe standen, konnten sich des Lächelns über das an Schrecken grenzende Erstaunen, mit dem Klara diese Worte hörte, nicht enthalten. Man erzählte ihr, als der Künstler sich entfernte, Manches von seiner Lebensweise und seiner Eigenthümlichkeit. Er nahm für jede Stunde, die er gab, 1 auch 2 Ducaten, ließ sich aber nie bewegen, mehr Stunden an einem Tage zu geben, als er zur Bestreitung seiner täglichen Ausgaben bedurfte. Er wartete die Ankunft der vornehmsten Damen, die alle zu ihm kommen mußten, wenn sie seines Unterrichts theilhaftig werden wollten, stets im Bette ab, und sobald er die für diesen Tag erfoderliche Summe verdient hatte, konnte nichts in der Welt ihn bewegen, eine Stunde mehr zu geben. Er legte sich dann wieder zu Bette und brachte den Tag mit Rauchen und Trinken hin.

Und diesem Mann, fragte Klara erstaunt, erschließen sich als Tonkünstler alle Geheimnisse des Menschenherzens, und die erhabensten Ahnungen der Geisterwelt ziehen wie Schwäne auf der stolzen Flut seiner Töne in die Seele des Hörers ein?

Der Engel im Menschen, antwortete ihr Nordeck, ist oft unter der schweren irdischen Decke, die ihn

einhüllt, tief verborgen, und es ist sehr schön, daß der armen, vom Erdenstaub gedrückten Psyche die Möglichkeit gelassen ist, in den Klängen der Musik aufzuseufzen aus ihrer Kerkerhaft.

Gewiß, sagte Rehbinder, gibt uns die Musik keine Empfindungen, sondern sie ist nur die reinste Form für den Ausdruck derselben. Sie ist gleichsam der zarte, leichtgewebte Schleier, unter dem sie sich entfalten.

Es wird mir aber, wie ich glaube, erwiderte Klara, stets unmöglich bleiben, die Kunst von dem Künstler zu trennen, der, in ihr lebend, sie durch sein Leben ehren soll, und nichts ist mir widriger, ja abscheulicher als jene Genialität, die in dem Künstlerberuf einen Freibrief für zügelloses Treiben und für das Verletzen alles Sittlichen, bürgerlich Achtungswürdigen zu besitzen glaubt. Mir ist vorzüglich die Musik immer als eine Himmelsgabe erschienen, die ihre Geweihten gewissermaßen von Tisch und Bett der Erde geschieden halten muß.

Wo die Welt, erwiderte Rehbinder, in der seine Bildungen heimisch sind, nicht wahrhaftig die Neigungen des Künstlers fesselt, wird er nie Bürgerrecht in ihr erlangen. Wir dürfen aber auch nicht ungerecht gegen den Künstler werden, der die Würde seines Priesterthums im Gebiet der Kunst, nicht im Gewühl des Lebens zu bewahren vermag. Die Welt

iſt nur ſein, ſo lange er ſie nicht in der Wirklichkeit betritt. Vielleicht iſt kein Leben ſo erfüllt mit widerlich kleinen Zufälligkeiten und Erbärmlichkeiten als das eines Tonkünſtlers. Selbſt das reichſte Talent bedarf günſtiger Zufälle, um Bedeutendes zu leiſten und in der Welt etwas zu gelten, und mancher Künſtler und Dichter gäbe wol ſeinen Ruhm mit Freuden für Das hin, was er ihn gekoſtet hat und was täglich ſchwerer auf ihm laſtet und ihn dem Genuß des Familienglückes entfremdet. Der Künſtler muß gewöhnlich, um leben zu können, nach dem Beifall der Welt ſtreben; dieſen erhält er nur, wenn er Effect macht; ſobald er ſich aber dieſes Ziels bewußt wird, hat er ſeine Prieſterwürde verloren; er übt dann die Kunſt nicht mehr blos um ihrer ſelbſt willen, in ihrer göttlich unſchuldigen Bewußtloſigkeit, ſein Wirken geht nun von Außen nach Innen, ſtatt daß es bei einem echten Künſtler, ſeiner wahren Natur nach, von Innen nach Außen gehen ſoll. Auf dieſem Wege kann er wol etwas zur Ergötzung und zur Parade hinſtellen, nicht aber Werke ſchaffen, die Geiſt und Gemüth zu erheben und bei ſeiner Schöpfung in treuer Liebe feſtzuhalten vermögen.

Ich will den Reiz der Empfindung, den romantiſchen Zauber nicht verſchmähen, ſagte Nordeck, der in den Werken der Tonkünſtler unſerer Zeit mit ſeiner Friſche und der reichen Abwechſelung ſeiner Ge-

ſtaltungen zu unſerm Herzen ſpricht; aber die höchſte Aufgabe jeder Kunſt bleibt doch, das Unendliche im Endlichen darzuſtellen, und ihre Löſung führt uns aus dem Reich des Begriffes unfehlbar in die Welt des Gemüths ein. Dem Verſtande iſt die Kunſt fremd und wird es ihm immer mehr, je näher er ſie ſich zu bringen ſucht; daher jetzt ſo viele Kritiker in dieſem Gebiet, die in der herrlichſten Compoſition nichts zu finden wiſſen als das Facit eines verſtändig durchgeführten Exempels. Der große Gewinn, den wir für Geiſt, Seele, Herz daraus ziehen können, ſo oft wir etwas Treffliches in irgend einer Kunſt geleiſtet ſehen, wird jetzt nur noch von den Wenigſten erkannt. Wie ſelten finden wir noch Jemand, der ſich rein und ohne kritiſirende Beurtheilung an einem Kunſtwerk zu erfreuen vermag!

Iſt die Muſik jetzt vielleicht zu weltlich geworden, fragte Klara, und hat ſie dadurch ihre Macht über die Gemüther eingebüßt?

Andacht, antwortete Nordeck, iſt die höchſte Blüte der Muſik, in ihrem Dienſt hat die Tonkunſt ihre ſchönſten Schätze erbeutet und iſt bis in das Heiligthum aller Kunſt gelangt. Wer möchte aber die komiſchen kleinen Ergötzungen, die unſchuldigen heitern Spiele dieſer Kunſt tadeln? ſie ſind ihr, was die Kindheit für das Menſchenleben iſt — liebliche Vorübungen zu dem erhabenen Ernſt, mit dem die

reine, heilige Muſik unſre Seele füllt — wehe aber Dem, der ſein ganzes Daſein kindiſch vertändelt!

Der Zeitpunkt von Thereſens Rückkehr nach Petersburg näherte ſich jetzt, und Klara zählte ſchon die Stunden und Tage, die noch zwiſchen ihr und dieſem Wiederſehen lagen, als ſie folgenden Brief von ihrer Freundin erhielt:

„Meine Mutter und meine Schweſter kommen ohne mich nach Petersburg zurück, und ſo ſehr es mich auch betrübt, Dich, meine theuerſte Klara, erſt im nächſten Frühling wiederſehen zu ſollen, bin ich doch überzeugt, daß Du meinen Entſchluß billigen wirſt, wenn ich Dich mit den Gründen, die mich dazu bewegen, bekannt mache.

Die Gräfin Dorn iſt hier, und ſie iſt es, bei der ich den Winter zubringen werde, ſtatt mit den Meinigen nach Petersburg zurückzukehren. Du wirſt Dir dies nicht zu erklären vermögen, und mich ſelbſt dünkt ihre Erſcheinung noch oft ein Traum zu ſein.

Du weißt aus meinem letzten Briefe, daß wir uns mit den Anſtalten zu unſrer Rückreiſe beſchäftigten, und daß der Tag ſchon feſtgeſetzt war, an dem wir Lindenthal verlaſſen wollten. Vorge-

ſtern Morgen nun, als ich meiner Schweſter bei dem Einpacken ihrer Putzſachen half, fuhr eine ſehr elegante Equipage an das Gitterthor des innern Hofes; wir ſahen aus dem Fenſter, daß eine Dame, die darin ſaß, ihrem Bedienten mündliche Befehle und auch eine Karte gab, konnten aber nicht errathen, wer ſie ſei, da Equipage und Livree uns gleich unbekannt waren. Meine Mutter verſicherte, keinen Beſuch mehr annehmen zu können, weil der Koch nicht mehr auf die Bewirthung von Gäſten eingerichtet ſei; Charlotte aber, die vor den Spiegel getreten war, um ihre Locken zu ordnen, verſicherte noch eifriger, daß man den Beſuch nicht abſagen laſſen könne.

Unſer Diener brachte jetzt die Karte, die mit zierlicher Frauenhandſchrift die Frage enthielt, ob Frau von Walden und ihre liebenswürdigen Töchter einer alten Bekannten vergönnen wollten, ſie begrüßen zu dürfen?

Eine alte Bekannte! ſagte meine Mutter unwillig. Was ſoll die Narrheit bedeuten, ſich nicht zu nennen? Ich werde ſagen laſſen, daß wir ſchon abgereiſt ſind.

Charlotte beſtand aber darauf, die Dame habe uns ſchon am Fenſter erblickt, und es ſei daher unvermeidlich, ſie anzunehmen. Man müſſe

ja doch auch erfahren, wie ſie heiße und was ſie zu ihrem Beſuch veranlaſſe.

Du weißt, daß meine Schweſter bei allen Streitigkeiten mit der Mutter ſtets ihren Willen durchſetzt; es geſchah auch diesmal und wir ſahen bald eine junge, uns allen unbekannte Dame zu uns eintreten. Mit reizender Anmuth ging ſie auf meine Mutter zu, drückte ihre beiden Hände an ihre Bruſt und fragte mit ſüßem Lächeln: Wollen Sie, theuerſte Frau von Walden, denn Ihre kleine Marie nicht wiedererkennen, gegen die Sie immer ſo gütig waren? und auch Sie nicht, liebſte Charlotte? fuhr ſie, ſich zu dieſer wendend, fort; bin ich denn ſo ganz vergeſſen?

Marie Roſen! rief meine Mutter erſtaunt. Marie Roſen! wiederholte Charlotte, während ſie beide umarmte.

Meine Mutter wollte mich ihr vorſtellen. O, ich weiß, ſagte ſie erröthend, das iſt Fräulein Thereſe, und mit unverkennbarer Herzlichkeit reichte ſie mir die Hand und ſah mich mit ſoviel Freundlichkeit und Liebe an, daß mir war, als hätten wir uns ſeit Jahren gekannt. Meine Mutter und Charlotte konnten ihr Erſtaunen, ſie bei uns zu ſehen, nicht verbergen. Marie bemerkte es. Bin ich denn, fragte ſie lächelnd, ſo verändert,

daß Sie mich gar nicht wiedererkannt haben würden?

Meine Mutter erinnerte sie daran, daß sie sie seit ihrem siebenten Jahre nicht gesehen habe. Und doch, unterbrach Marie sie lebhaft, habe ich auf den ersten Blick — sie hielt hier erröthend ein und fuhr dann zögernd fort — meine ehemalige Gespielin, Charlotte, wiedererkannt; ihre Züge haben sich nur verschönert, nicht verändert. Mich haben freilich die Blattern entstellt — aber, setzte sie mit einem allerliebsten Ausdruck von Sorglosigkeit hinzu, ich mache mir nichts mehr daraus, seitdem ich ganz vergessen habe, wie ich ehemals aussah.

Ihr Wagen und in diesem ihre Kammerjungfer hielten noch immer vor der Thüre. Meine Mutter und Charlotte sagten nichts, und ich durfte es nicht wagen, sie zu längerem Verweilen einzuladen. Zum Glück kam Korsakow hinzu; er war an diesem Morgen besonders gut gelaunt und trug also gleich darauf an, daß Mariens Wagen ausgespannt werden sollte, worauf dann meine Mutter das Wort nahm, und Marie versicherte, wie sie hoffe, daß ihr nicht blos ein augenblicklicher Besuch zugedacht sei. Nein, gnädige Frau, antwortete sie; ich weiß im Gegentheil nicht, wie ich meine Dreistigkeit werde entschul-

digen können, da es meine Absicht ist, Sie um ein Nachtlager zu bitten.

Sie erzählte uns nun, daß ihr Mann in Riga geblieben sei, um dort einige Geschäfte zu besorgen, und erst nach acht Tagen auf dem Gut ihres Vaters mit ihr zusammentreffen werde. Dieser aber, den sie durch ihren Besuch habe überraschen wollen, sei abwesend, und da sie unsre Anwesenheit in Lindenthal erfahren, habe sie dem Wunsch nicht widerstehen können, eine Bekanntschaft zu erneuern, an die sich die glücklichsten und theuersten Erinnerungen ihrer Kinderjahre knüpften.

Meine Mutter und Charlotte fühlten sich durch diese Aeußerung sehr geschmeichelt, und der Erstern gefiel es vorzüglich, daß Marie sich nach Tische das ganze Haus von ihr zeigen ließ und sich bei vielen Gegenständen irgend einen Vorfall aus ihren Kinderjahren zurückrief. Sie zeigte hierin ein bewundernswürdiges Gedächtniß, das meiner Mutter und Charlotten um so mehr auffiel, da beide nicht wissen, wie treu das Herz seine Erinnerungen bewahrt.

Ich allein bemerkte, daß sie, als sie in dem blauen Zimmer Gustav's Bild erblickte, die Farbe wechselte, und es, ohne darin zu weilen, schnell verließ. Gegen Abend foderte sie mich zu einem

Spaziergang in den Garten auf. Charlotte fand es zu kühl, um uns zu begleiten; wir gingen also allein, und nie bin ich mit Jemand so schnell vertraut geworden, nie fand ich so feine Weltsitte mit so ganz unwiderstehlicher und natürlicher Herzensgüte vereint als bei Marie. Auch im Garten zeigte sie mir ihre ehemaligen Spielplätze, ihre Lieblingssitze, und erst als wir uns unter den großen Ahorn gesetzt hatten, fragte sie mich, nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, ob ich kürzlich von meinem Bruder Nachricht gehabt habe.

Seit beinah einem Vierteljahre, antwortete ich, habe ich keinen Brief von ihm und bin durch sein Verstummen nicht wenig bekümmert.

Wie? sagte sie erstaunt, Ihr Bruder hat Ihnen also nicht geschrieben, ehe er Töplitz verließ! Er hatte mir es doch so fest versprochen.

Ich sah sie überrascht an.

Sie bemerkte es und fuhr mit sanfter Wehmuth in Blick und Ton fort: Ich habe in Töplitz Gelegenheit gehabt, ihn wochenlang täglich zu sehen, und möchte dies ein Unglück nennen, da es wahrlich kein Mittel gewesen ist, mich mit meinem Schicksal und mit meinen gegenwärtigen Verhältnissen zu versöhnen. Gustav hat Ihnen aber gewiß geschrieben, und der Brief muß verloren gegangen sein, liebste Therese. Erlauben

Sie mir immer dieſe trauliche Benennung, ſetzte ſie hinzu, indem ſie mich umarmte. Guſtav's Schweſter würde meinem Herzen immer theuer ſein, wenn auch nicht Ihre Liebenswürdigkeit und Ihr Seelenwerth Ihnen meine Liebe im erſten Augenblick unſers Zuſammenſeins gewonnen hätten. — Durch einen ſonderbaren Zufall brachte man mir gerade in dieſem Augenblick Guſtav's Brief, der einige Poſttage unterwegs liegen geblieben war. Marie ſtand raſch auf, ſobald ich die Hand erkannte und ihr ſagte, von wem der Brief ſei. Leſen Sie ihn mit ungeſtörter Aufmerkſamkeit, bat ſie, ich will indeſſen meine Lieblingsplätze hier im Garten noch einmal beſuchen. Er enthält, wie ich weiß, eine Bitte, deren Gewährung mir, ſeit ich Sie perſönlich kennen gelernt habe, unausſprechlich am Herzen liegt.

Und jetzt, meine Klara, bitte ich auch Dich, die Einlage zu öffnen und ſie zu leſen.

Mit einem wunderbar gemiſchten Gefühl ſchlug Klara das Blatt auseinander; es war Guſtav's Brief an Thereſe.

Wie würde man meiner ſpotten, ſchrieb er, wenn ich mich unglücklich nennen wollte! Wie preiſt man oft die Fülle des irdiſchen Beſitzes, die mir zu Theil geworden iſt, und doch vermö-

gen ſie mir keinen heitern Seelenfrieden zu gewähren. Ich bin bedauernswerther denn je, da auf meinem Herzen das Bewußtſein laſtet, das edelſte, liebenswürdigſte Weib auf Erden hoffnungslos unglücklich gemacht zu haben.

Ich will Dich nicht mit der Erzählung der Umſtände langweilen, die mich nach Töplitz geführt haben. Klara's Anblick hatte alle Wunden meines Herzens wieder aufgeriſſen; ſie bluteten ſtärker denn je, und kaum blieb mir die Kraft, dem Gebot der Ehre zu folgen und die Geliebte zu fliehen, die, die Gattin eines Andern, mir heilig ſein mußte. — In den erſten acht Tagen meines hieſigen Aufenthalts lernte ich nur einige ganz alltägliche Menſchen kennen, deren Umgang mir Zwang auflegte, ohne mich zu erheitern. Da erblickte ich eines Abends beim Eintritt in den Saal eine junge Dame, die mir, ohne ſchön zu ſein, durch den Adel ihres Anſtandes auffiel; ſie war eben erſt angekommen, und da ich zufällig neben ihr ſtand, hatte ich Gelegenheit, ſie genauer zu betrachten, indem ſie ſich mit einem jungen Mann von meiner Bekanntſchaft unterhielt. Ich weiß den Ausdruck ihrer Züge, der mich ſo wunderbar anzog, mit keinem andern Wort zu bezeichnen, als wenn ich ihn Holdſeligkeit nenne; alle andere anweſende Frauen ſahen ge-

putzter aus, als ſie in ihrem einfachen weißen Kleide und dem weißen, nur mit einem Veilchenſtrauß verzierten Baſthute; aber keine war reizender, keine geſchmackvoller gekleidet. Der junge Mann, mit dem ſie redete, ſchien verlegen ihr über etwas, wonach ſie gefragt hatte, Auskunft zu geben; er ſah ſich um, erblickte mich, und mich bei der Hand ergreifend, ſtellte er mich ihr vor und verſicherte, ich werde ihr die gewünſchte Auskunft gewiß geben können, da ich ſchon länger hier ſei als er. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als ich ſie bei dem erſten Blick auf mich die Farbe wechſeln ſah, und ſie ſich dann, ohne meine Verbeugung zu erwidern, ſtolz umwandte und uns ſchweigend verließ.

Meine Neugierde, die Urſache dieſes Betragens zu erforſchen, war um ſo lebhafter, da ich mich nicht erinnerte dieſe Dame je geſehen zu haben, und ich fragte angelegentlich nach ihrem Namen.

Es iſt eine Landsmännin von Ihnen, antwortete der junge Mann, eine Gräfin Dorn. Ich kenne ſie wenig, aber ſie iſt mir ſtets ſo liebenswürdig und ſo fein gebildet erſchienen, daß ich mir dieſe auffallende Unart ihres Benehmens nicht zu erklären vermag.

Ach, ihr Name hatte den peinlichen Eindruck,

den ich auf sie gemacht hatte, nur zu sehr bei mir gerechtfertigt! Mir war von diesem Augenblick an, als wisse ich mich eines unverzeihlichen Unrechts gegen sie schuldig, und ich hätte freudig Alles, was ich besitze, hingegeben, um sie mit mir zu versöhnen. Ich kann Dir, beste Therese, den stürmischen Wechsel der Empfindungen in meiner Brust nicht beschreiben; die Nacht verstrich mir schlaflos, ich stand früh auf, und da es ein schöner Morgen war, beschloß ich auf der Schlackenburg zu frühstücken. Als ich eben kam, fand ich die Plattform ganz menschenleer bis auf eine Dame, die, wie es schien, mit Zeichnen beschäftigt war und in der ich die Gräfin zu erkennen glaubte.

Sie hörte mich nicht kommen und sah erst auf, als ich schon ganz nahe bei ihr stand. Erschrocken griff sie nach ihrer Mappe und nach ihren Zeichnungen, um sich zu entfernen; es gelang ihr aber nicht, Alles so schnell zusammenzuraffen, als sie wünschte; ein einzelnes Blatt flog, ich hob es auf, sie nahm es aus meiner Hand, ohne mich anzusehen, und Alles verrieth, wie ängstlich sie sich beeilte, sich aus meiner Nähe zu entfernen.

Ich habe mich also nicht getäuscht, sagte ich ihr mit einer Rührung, die ich nicht zu beherr-

schen vermochte, ich bin für die Tochter meines zweiten Vaters, für die Gespielin meiner Kindheit, ein Gegenstand des Hasses und des Abscheues geworden, und mein unglückliches Schicksal hat mir das Recht geraubt, mich darüber beklagen zu dürfen. Sein Sie aber versichert, daß ich Sie nach dieser schmerzlichen Entdeckung nie wieder durch meine Gegenwart belästigen werde. Noch heute verlasse ich Töplitz, um Ihnen den hiesigen Aufenthalt nicht zu verleiden. Nur das erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihr Glück bis zum letzten Hauch meiner Brust der innigste Wunsch meines Herzens bleiben wird.

Meine Stimme verrieth ihr wahrscheinlich, wie tief bewegt, wie schmerzlich erschüttert ich war; sie sah mich mit einem unaussprechlich rührenden Blick an, plötzlich füllten sich ihre Augen mit Thränen. Gewiß, sagte sie, konnte ich nicht wünschen Sie wiederzusehen, und ich halte es für eine Ungerechtigkeit des Zufalls, daß er uns hier in einem fremden Lande zusammenführt.

Nein, sagte ich, ich will diesen Zufall als eine Gunst des Himmels ewig segnen, wenn ich hoffen darf, daß Sie mir vergönnen werden, mich bei Ihnen zu rechtfertigen.

Sie sah mich überrascht an. Ich bin unfähig zu jeder Verstellung, sagte sie endlich, indem

sie sich wieder setzte und mir mit der Hand winkte, Platz zu nehmen; Ihre Züge tragen gleichfalls unverkennbar das Gepräge der Wahrheit und der Offenheit, und so gesteh ich Ihnen aufrichtig, mich dünkt, Sie hätten mich vermeiden und mir diese Unterhaltung ersparen müssen. Ich hasse Sie nicht; aber es ist mir unmöglich, nicht zu wissen, nicht zu fühlen, daß Sie der Urheber meines Unglücks sind. Wir waren für einander bestimmt. Sie haben mich verschmäht, und Sie vermögen nichts zu sagen, was diesem Dorn seine verwundende Spitze zu nehmen vermöchte.

Nichts, als daß ich Sie nicht kannte. Müßte ich aber glauben, Einfluß auf Ihr Schicksal gehabt zu haben, müßte ich fürchten, daß —

Lassen Sie uns nicht mehr von meinem Schicksal reden, es ist nun einmal unwiderruflich entschieden, sagte sie sanft, indem einzelne Thränen über ihre Wangen rollten; auch möchte ich Sie nicht betrüben, ob ich Sie gleich hassen sollte. Sie haben auf jeden Fall meine Eitelkeit beleidigt, und die Männer behaupten ja, daß wir Frauen einen solchen Frevel nie vergeben.

Sie lächelte hier unter ihren Thränen, und ich würde es vergebens versuchen, Dir den Zauber beschreiben zu wollen, der in ihrem Blick, ihrem

Ton, ihrem ganzen Weſen ruht. Es iſt mir unbegreiflich, wie ſie, in der großen Welt, für die große Welt erzogen, dieſe Natur, dieſe reizende Einfalt der lauterſten Wahrheit zu bewahren vermocht hat, die ſie vor allen andern Frauen auszeichnet.

Unſer Geſpräch wurde allmälig zuſammenhängender und zwangloſer. Ich erzählte ihr den ganzen Gang meiner Empfindungen in Bezug auf unſer früheres Verhältniß, ich nannte ihr Klara's Namen, vertraute ihr meine getäuſchten Hoffnungen, meine Liebe, meinen Schmerz —

Armer Guſtav! ſagte ſie, wie unheilbringend für uns Beide ſind unſere Schickſale mit einander verflochten! Ich bin die Urſache Ihres Unglücks wie Sie des meinigen, und wir tragen Beide ſchuldlos gleiche Schuld, denn ohne das Verhältniß, in dem Sie zu mir und meinem Vater ſtanden, würden Sie jetzt mit Klara verbunden ſein.

Sie ſeufzte hier tief und erzählte mir dann mit ſanfter, wahrhaft bezaubernder Wehmuth, wie ſehr, als ich nach Deutſchland geſandt worden ſei, ihre ganze Umgebung ſich bemüht habe, mein Andenken bei ihr lebendig zu erhalten. Ihr Vater erwähnte meiner in jedem ſeiner Briefe, und das mit der Güte und Liebe, die er nie

aufgehört hat, mir zu beweisen. Er sandte ihr eine Copie des Gemäldes, das ich in Deutschland für die Mutter malen ließ, und dies war auch Ursache, daß sie mich am vorigen Abend gleich beim ersten Blick erkannt hatte. Alle ihre Verwandten wußten um den Plan zu unserer Verbindung und sprachen von mir nur als von ihrem Verlobten. Sie wurde es also seit ihrer Kindheit gewohnt, sich zu mir in diesem Verhältniß zu denken; doch fiel ihr, als sie heranwuchs, mein allmäliges Verstummen auf; sie klagte es ihrem Vater, der aber Gründe fand, mich zu entschuldigen und ihre Zweifel auf eine für mich günstige Weise zu lösen. Kaum erwachsen, meldeten sich mehre Bewerber um ihre Hand; ich beachtete keinen derselben, fuhr sie fort, allein meine Großmutter fand, Gustav Walden müsse entweder sehr eitel, oder sehr gleichgültig sein, weil ihm der Gedanke, er werde Nebenbuhler erhalten, ganz fremd zu bleiben scheine. In der Zeit, wo man Ihre Rückkehr aus Deutschland erwartete, lernte mich der Graf Dorn kennen und verstand es, sich die Zuneigung meiner Großmutter zu gewinnen und diese gegen Sie einzunehmen. Von ihm erfuhr sie, daß Sie eine Andere liebten und nichts sehnlicher wünschten, als das Band, welches Sie an mich knüpfte,

gelöst zu sehen. Ich fühlte mich durch diese Entdeckung gekränkt, gedemüthigt, tief verletzt; in jedem Falle würde dadurch der Wunsch in mir erweckt worden sein, Ihnen lieber das Beispiel der Wortbrüchigkeit zu geben, als es von Ihnen zu erhalten; — aber nun bekam ich noch die Blattern. Meinem Vater wurde dies verschwiegen, um ihn nicht vergeblich zu ängstigen, da sie sehr gutartig waren und nach dem Ausspruch des Arztes keine Gefahr zu besorgen war. Aber die rothen Flecken im Gesicht entstellten mich sehr; ich glaubte ganz so häßlich zu bleiben, wie ich mich damals fand, und so sollten Sie mich nicht wiedersehen. Man benutzte diese Stimmung; Alles, was mich umgab, stürmte auf mich ein: mein Vater war fern, ich hatte mich gewissermaßen selbst aufgegeben — Graf Dorn erhielt meine Hand. — Jetzt finde ich Sie, nach Dem, was Sie mir erzählt haben, lange nicht so strafbar, als ich Sie mir dachte. Ich habe Ihnen nie einen Vorwurf daraus gemacht, daß Sie eine Andere liebten; aber ich glaubte Sie schon während Ihres Aufenthalts in Deutschland mit dieser verlobt. Das konnte ich nicht billigen, da Sie sich nach meinem Gefühl nicht als frei betrachten durften; ich zürnte Ihnen, daß Sie mich nicht Ihres Vertrauens würdig gefunden hatten; ich fühlte, daß ein offenherziges

Geſtändniß von Ihrer Seite mich vor einer übereilten Wahl geſchützt haben würde. Ich würde mich dann nicht verpflichtet geglaubt haben, Sie vergeſſen zu müſſen; Sie wären mein Freund, mein Bruder geblieben. Es thut mir wohl, daß Sie mir dies ſo ſchmerzlich vermißte Vertrauen jetzt noch gezeigt haben. Das Gefühl des Zornes und des Haſſes gegen Sie hat mein Herz wie Unnatur belaſtet, und ich athme freier, da es nun verſchwunden iſt und ich Ihnen verſöhnt die Hand reichen kann.

Seit dieſem Morgen habe ich Marie nun täglich geſehen und ſie mit jedem Tag inniger verehren gelernt. Fern von jenem Fieber des Herzens, jener Schwindſucht der Seele, die man Sentimentalität nennt, und die in Seufzer, in Klagen zerſchmelzend, nichts iſt als die jammervollſte Erſchlaffung der ſittlichen und körperlichen Kraft, iſt Mariens tiefes, wahres Gefühl, ein offner und reiner Sinn für alles Schöne, Große und Edle; eine angeborne Fähigkeit, dies ſchnell und leicht wahrzunehmen, es feſtzuhalten, es ganz in ſich zu verweben und ihr eigenes Weſen dadurch zu kräftigen und zu veredeln: Wehmuth iſt der Grundton dieſer ſchönen Seele, aber nicht jene moderne Zimperei, die zu jeder ernſten Pflichterfüllung untauglich macht und an nichts Beha-

gen findet, als an einem feigen, müßigen Träumen, das zuletzt in Unzufriedenheit mit dem Schicksal, in Undankbarkeit gegen Gott und Menschen, in innre, unheilbare Krankheit ausartet. Nein, Mariens Gefühl kräftigt sie zu Entschluß und That; es ist schweigsam und still wie die wahre Liebe, unergründlich und unvergänglich wie diese.

Und dies herrliche Wesen ist nun an einen Mann gekettet, dessen Seele auch nicht der dunkelsten Ahnung ihres Werthes fähig ist! — Und ich bin der Unglückliche, der diese Ketten für sie geschmiedet hat! — Dorn ist ein elender Wicht; er liebt Pracht und Aufwand bis zur Verschwendung, da sein ganzer Ehrgeiz nur darauf gerichtet ist, durch den Aufwand in seiner Lebensweise blenden zu wollen, und ist dabei doch so geizig, daß ihm jedes Opfer, welches er seiner Glanzsucht bringt, zur Pein wird. Dieser unaufhörliche Kampf zwischen zwei sich so ganz entgegengesetzten Leidenschaften macht ihn im häuslichen Leben zum unerträglichsten aller Menschen. Ohne Religion, ohne Grundsätze, gilt er doch für einen Mann von Ehre; ohne Kenntnisse, ohne alle wahre Bildung, für einen angenehmen Gesellschafter. Seine zuvorkommende Höflichkeit, die ihn in der Gesellschaft allgemein zum Ver-

dienſt angerechnet wird, hat für mich etwas Drückendes, weil er immer die Anſprüche durchblicken läßt, die er darauf gründet; jede Gefälligkeit, jeder kleine Dienſt, den man ihm erzeigt, macht ihn argwöhniſch und erweckt ſein Mistrauen, weil er nicht daran glaubt, daß man, ohne eine eigennützige Abſicht dabei zu haben, Vergnügen daran finden kann, ſich Jemanden gefällig zu beweiſen. Dazu iſt er ein leidenſchaftlicher Spieler, und von allen Leidenſchaften trocknet keine die Seele ſo aus als dieſe, die, vom Müßigang erzeugt, vom Geiz großgezogen, von thörichten Hoffnungen ernährt, das Herz allen ungezügelten und niedrigen Regungen der Habſucht eröffnet, es allen edlern Gefühlen verſchließt und, indem ſie die Hoffnung ihres Erfolges auf fremdes Unglück gründet, zur gerechten Strafe, nach langen Verirrungen, faſt immer zur Armuth und zum Elend führt.

Er will mit Marie den Winter in Dresden zubringen; allein von hier aus gehen beide noch vorher nach Liefland zurück, um Mariens Vater zu beſuchen. In Dresden iſt Marie ganz fremd, ohne eine vertraute Seele, ohne ein mitfühlendes Herz. Meine Thereſe, meine Schweſter, meine Freundin, gewiß, ich darf meine Schuld gegen die edelſte der Frauen auf Dein Herz voll Liebe

legen. Es kann für mich keinen heiligern Beruf geben, als Marien mein ganzes Leben zu weihen und ihr ihr Schickſal tragen und erleichtern zu helfen; aber was kann, was darf ich thun? Du kannſt ihr unendlich mehr ſein als ich, und es wird für mich die größte Beruhigung ſein, ſie von Deiner Liebe, Deinem heitern und doch ſo feſten, zuverläſſigen Sinn beſchirmt zu wiſſen. Ich habe ihr viel von meinen Familienverhältniſſen und vorzüglich von Dir, als von meiner geliebteſten und vertrauteſten Freundin, erzählen müſſen; ſie wünſcht ſehnlich, Dich kennen zu lernen, und wird nach Lindenthal kommen, um Dich zu ſehen. Wirſt Du es ihr, wirſt Du es mir verſagen, ſie nach Dresden zu begleiten und durch Deinen Umgang, Deine Freundſchaft das harte Loos dieſes ſanften, frommen Engels zu erleichtern?

Wohl fühlte ich es, welch ein Opfer Du mir bringſt, indem Du für dieſen Winter dem Zuſammenleben mit Klara entſagſt; aber dieſe iſt ſo glücklich, und Marie ſo unglücklich! Klara ſelbſt würde Dich (ich kenne ja ihr Herz) zu dieſer Trennung auffodern, wenn Du ihr die Entſcheidung überließeſt.

Thereſe, Dein Bruder iſt nicht glücklich und hat der Hoffnung entſagt, es je zu werden; aber

tröſten wird es ihn, Dich mit Marie vereint zu wiſſen. —

Der Schluß von Thereſens Brief enthielt nur noch die Nachricht, daß Marie die Erlaubniß ihrer Mutter erhalten habe, ſie mit nach Dresden zu nehmen, und die Bitte, Thereſe ſo oft als möglich durch ihre Briefe für dieſe Verlängerung ihrer Trennung zu entſchädigen.

Dieſer Brief koſtete Klara Thränen, über deren Quelle ſie ſich ſelbſt zu täuſchen ſuchte, indem ſie ihren Kummer allein der getäuſchten Hoffnung zuſchrieb, Thereſe wiederzuſehen. Und doch hätte die an Unmuth grenzende Empfindung, mit der ſie Guſtav's Brief geleſen hatte, ſie aufmerkſam machen ſollen, und ihr Gewiſſen würde ihr die Warnung, deren ſie bedurfte, um über dies unwürdige Gefühl zu ſiegen, nicht vorenthalten haben. Aber ſie vermied es, ſich ſelbſt zur Rechenſchaft zu ziehen, und mit dieſer gefliſſentlichen und nicht ganz bewußtloſen Selbſttäuſchung ſchloß ſich das Paradies der Unſchuld hinter ihr. — Wir Alle tragen die Verſchuldung, unſer Bewußtſein oft mit ſolchen ſelbſtgeſponnenen Lügen zu umſtricken. Zu ſehr wird der Menſch von Jugend auf daran gewöhnt, ſich ſelbſt zu täuſchen, außer ſich zu leben und in fremden Zufälligkeiten zu ſuchen, was nur im Heiligthum der eignen Seele zu finden iſt;

darum bleibt auch so Vielen bis in das Grab nichts fremder und räthselhafter als ihr eignes Selbst, darum geben sie sich so leicht, im Innersten zerstückelt und zerrissen, dem Spiel äußerer Einwirkungen hin, wo sie sich durch Einigung aller ihrer Kräfte zur Herrschaft über diese erheben sollten. Die warnenden Ahnungen und Offenbarungen des Gewissens bleiben dann unverständlich, die Einflüsterungen der Eitelkeit und der eingebornen Lüge betäuben das Ohr; allmälig erstirbt der Sinn für die ewige Wahrheit und ihre unwandelbaren Gesetze. Klara war sich keiner lasterhaften Handlung, keines strafbaren Wunsches, keiner verbotenen Neigung bewußt; aber sie empfand seit Theresens Brief eine lästige Unruhe, einen geheimen Unmuth, der ihr eine Auffoderung zur strengen Selbstprüfung hätte werden sollen; statt dessen suchte sie in Zerstreuungen mancherlei Art eine Beschwichtigung ihrer aufgeregten Gefühle. Sie eilte zu Melanie, um sich bei dieser auszuweinen, und diese war nicht Menschenkennerin genug, um zu entdecken, daß Klara sich eigentlich doch nur durch den Gedanken verletzt und gekränkt fühlte, daß der tiefe Eindruck, den sie auf Gustav gemacht hatte, zu verlöschen begann und Marie jetzt mit ihr den Besitz eines Herzens theilte, das früher nur für sie allein geschlagen hatte. Melanie gab sich wenigstens die Miene, als setze sie Klara's Kummer ganz auf Rech-

nung von Thereſens Außenbleiben, und gelobte ihr, durch Verdoppelung ihrer Liebe, Erſatz dafür gewähren zu wollen.

Der Vorwand, Klara Zerſtreuung verſchaffen zu wollen, bot Melanie Gelegenheit, ſie mehr und mehr in die Wirbel ihres eignen zerſtreuten und vergnügungsſüchtigen Lebens zu ziehen. Nordeck liebte ſeine reizende Gemahlin gewiß nicht weniger als in den erſten Monaten ihrer Verbindung; aber er ſagte es ihr nicht mehr, daß ſie das Kleinod ſeiner Seele, ſein höchſtes, ſüßeſtes Lebensglück ſei, und Klara nahm das für einen Beweis, daß ſie aufgehört habe, ihm dafür zu gelten. Seine Geſchäfte wurden immer ernſter, ſeine Lage ſchwieriger, und er bekam Grund zu der Beſorgniß, daß man die üble Wendung der Angelegenheit, zu deren Betreibung er nach Petersburg geſandt war, in ſeinem Vaterlande dazu zu benutzen ſuche, ihm die Gnade und das Vertrauen ſeines Monarchen zu rauben. Er war entſchloſſen, ſich nach dem Verlauf einiger Jahre aus der Sphäre des öffentlichen Lebens auf ſeine Güter zurückzuziehen; aber dieſer Schritt ſollte als ein Entſchluß ſeines freien Willens, nicht als ein Gebot der Nothwendigkeit in den Augen der Welt erſcheinen, und bis zu ſeiner Ausführung hatte er noch eine glänzende, ruhmgekrönte Laufbahn zu durchwandeln gehofft. Es gehört eine ſehr großartige Faſſung, ein

wahrhaft frommer Sinn dazu, um ſich, wenn man ſich durch Cabale und Ungerechtigkeit aus einem glänzenden Wirkungskreiſe in die Dunkelheit zurückgedrängt fühlt, den Frieden des Gemüths unangefochten und ſich für die ſchimmerloſen Freuden des häuslichen Glückes empfänglich zu erhalten. Nordeck war ein edler Mann, aber ohne Kampf, ohne innern Zwieſpalt ließ ihn dieſer Zeitpunkt ſeiner politiſchen Laufbahn nicht. In dieſer Stimmung ſah er ſich gezwungen, zum Behuf diplomatiſcher Verhandlungen eine Reiſe nach Stockholm zu machen. Eine Winterreiſe von Petersburg nach Stockholm iſt mit ſo viel Schwierigkeiten verbunden, daß er nicht daran denken konnte, ſich von Klara begleiten zu laſſen, und er ſah ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, ſie allein und unbeſchützt in Petersburg zurücklaſſen zu müſſen. Zum erſten Male fühlte er jetzt lebhaft, welche Verantwortlichkeit für ihr Glück und ihren Werth auf ihm laſte. Aus der ſtillen Umſchirmung der Mutterliebe und Mutterſorge hatte er das ſechzehnjährige Mädchen hinweggeführt in ein fremdes Land, in Verhältniſſe, vor deren gefährlichem Einfluß ſich ſelbſt der gereifte, erfahrne Mann ſelten ganz zu bewahren vermag. Klara ſtand in dem großen Petersburg ganz allein; keine bewährte Freundin, keine Mutter war ihr zur Seite, und in dieſer Lage war er nun gezwungen, ſie auf Monate zu verlaſſen. Er mußte ſich geſtehen,

daß er Klara in der letzten Zeit mehr sich selbst überlassen hatte, als es mit seiner Pflicht, ihr Führer, Freund, Beschützer, Bildner zu sein, vereinbar war; er fühlte, daß er sein Glück als Mensch und als Gatte zu sehr der Pflicht des Gesandten, der Thätigkeit des Diplomaten untergeordnet hatte. Neben einer edeln, gebildeten Frau von vierundzwanzig bis dreißig Jahren wäre dies unverfänglich geblieben; eine solche kennt die Würde und die Sicherheit ihres Standpunktes als Gattin; sie gibt den geliebten, verehrten Mann frei, weil sie in seiner Thätigkeit, in seiner Wirksamkeit sich selbst mit gehoben fühlt; aber ein siebzehnjähriges Wesen ohne alle Erfahrung! Nordeck liebte seine Frau mit stiller, unaussprechlicher Innigkeit; er sehnte sich darnach, an ihrer Seite den Lohn seiner Thätigkeit im friedlichen Glück schöner Häuslichkeit zu ernten, sobald die gegenwärtige, gewaltsame Spannung in seinen Dienstverhältnissen gelöst und sein Geist nicht mehr durch so ernste Sorge und unerfreuliche Geschäfte umwölkt sein werde; aber er hatte sie, in Erwartung dieses Zeitpunktes, doch allmälig mehr aus den Augen gelassen, als er es selbst bemerkt hatte, und erst jetzt, bei der bevorstehenden Trennung von ihr, wurde er sich dieser Schuld gegen sie bewußt. Auch in Klara erwachte die Ahnung, daß mit ihm ihr Schutzengel sie verlasse, und sie glaubte die Trennung von ihm nicht ertra-

gen zu können; doch die Nothwendigkeit wurde hier zur despotischen Gebieterin. Mit tiefer, schmerzlicher Rührung trennte sich Nordeck von Klara, die er allen seinen Freunden auf das angelegentlichste empfahl, wie auch an Melanie, von der er nichts Böses wußte und deren Ruf in einer Hinsicht tadellos war.

Melanie glaubte sich verpflichtet, nach Nordeck's Abreise mehr denn je für Klara's Zerstreuung sorgen zu müssen, und um die junge schöne Frau sammelte sich jetzt in Abwesenheit ihres Mannes eine Schar von Anbetern, welche sie wie ein herrenloses Gut betrachteten, das durchaus Einem von ihnen zu Theil werden müsse. Klara wurde die gefeierte Schönheit des Tages, die Gesetzgeberin im Reiche der Mode und der Toilette; und welche Frau ist gegen Auszeichnungen dieser Art, wie nichtig und gehaltlos sie auch ihrem innern Werthe nach sind, unempfindlich? Wer fühlt sich nicht verpflichtet, viel für die Gesellschaft zu thun, wenn ihm diese mit der Anerkennung seiner Liebenswürdigkeit schmeichelnd entgegenkommt?

Bei der Gleichgültigkeit gegen sittlichen Unwerth, die man in den vornehmen Zirkeln ganz allgemein findet, lernte Klara allmälig, Aeußerungen und Verhältnisse, die sie bei ihrem Eintritt in die Welt empört hatten, in einem mildern Licht zu sehen. Melanie, die ihrem Gatten noch keine Ursache zum Mistrauen und zur Unzufriedenheit gegeben hatte,

ſprach doch nie tadelnd, ſondern nur lächelnd und nachſichtig über Verhältniſſe, in denen eine verheirathete Frau, ein verheiratheter Mann ſtand; ſie neckte Klara ſo allerliebſt mit den Anbetern, die ſie umſchwärmten, ſprach ſo offen über ihre eignen, daß Klara zu glauben begann, Treue und Erfüllung der Pflicht gegen den Gatten laſſe ſich mit dem Anſchein des Leichtſinns und dem herrſchenden Modeton vereinigen.

Die gefährlichſten Fallſtricke der Verführung liegen in der Gefahr, die damit verbunden iſt, ſtufenweiſe mit fremder Laſterhaftigkeit bekannt und vertraut zu werden. Nie kann man gegen die erſten Eindrücke dieſer Art zu ſehr auf ſeiner Hut ſein. Die Unterhaltung in unſern Salons gewöhnt uns faſt unausbleiblich daran, ohne Anſtoß von Sachen reden zu hören, von denen jedes reine Herz ſich mit Ekel und Grauen wegwenden ſollte; der glänzende Firniß des Laſters verblendet uns, und ſelten nur ſind auch die beſten Grundſätze, die man der Erziehung verdankt, ſo feſt in das Herz gewurzelt, daß ſie nicht durch den Anblick der in den höhern Kreiſen vorzugsweiſe herrſchenden Sittenverderbniß untergraben würden; wie leicht wird es dann dem Sturm der Leidenſchaft, ſie vollends zu entwurzeln!

Wir können, ſagte ihr Melanie oft, mit aller unſrer Tugend und Unbeſcholtenheit den Lauf der Welt nicht ändern und wenn wir nur mit makelloſen Tugendheldinnen umgehen wollten, würden unſre

Gesellschaftszimmer bald ganz verödet sein. Um in der Welt zu gelten, müssen wir hübsch, oder reich und vornehm sein; was wir noch sonst sind, haben wir mit Gott und unserm Gewissen abzumachen; die Welt kümmert sich nicht darum; ihr ist wol mit unsern Schwächen, nie mit unsern Tugenden gedient. Mir ist noch kein Beispiel vorgekommen, daß eine tugendhafte Frau durch ihre Tugend zu Ansehen gekommen ist; aber wohl, daß man sie eben darum, weil mit ihr nichts anzufangen ist, vernachlässigt und zurückgesetzt hat. Auf dem Lande, in kleinen Städten und im Mittelstande ist das anders; aber wir vornehmen Frauen werden von unsern Verhältnissen beherrscht, und es ist Pflicht für uns, uns in der Wahl unsers Umgangs von ihnen beherrschen zu lassen. Eine kluge Frau wird den Schein meiden; weiter wird aber in geselliger Beziehung durchaus keine Anfoderung an unsre Tugend gemacht, und Niemand wird von uns Rechenschaft fodern, wie wir im Geheimen denken, fühlen und handeln. Du, liebste Klara, mußt Dich durchaus bei Deinem Geist und Deiner Bildung zu einer freiern, selbstständigen Ansicht des Lebens und der geselligen Verhältnisse erheben. Mit der Katechismusmoral Deiner ehrwürdigen Großmutter reichst Du in Deinen jetzigen Verhältnissen nicht aus; sie ist nur für die Beschränkung einfacher Verborgenheit und Häuslichkeit berechnet;

die Welt, in der Du lebst, eröffnet Deinem Geist, Deinem Urtheil und Deinem Charakter einen größern und reichern Schauplatz.

Die Zeit war vorüber, wo diese Aeußerungen Klara empört haben würden: sie seufzte bei dem Gedanken, in solchen Umgebungen leben zu müssen; allein sie begann zu glauben, diese Umgebungen könnten durchaus nicht anders gestaltet sein, und schwieg jetzt, wo sie sonst unverhohlen ihren Abscheu ausgesprochen haben würde. Melaniens Spötterein über Klara's kleinstädtische Vorurtheile (so nannte sie ihre Lebensansichten) waren stets von den süßesten Schmeichelworten begleitet. Man sagt so oft, diese kosten nichts, und spricht damit aus, daß man seinen und Andrer moralischen Werth für nichts achtet, denn beide werden stets dadurch gefährdet.

Eines Abends, als Klara später als gewöhnlich bei Melanie an ihrem Gesellschaftstage erschien, fand sie einen Fremden vor, um den alle Anwesenden einen Kreis geschlossen hatten und der sie sehr angenehm durch eine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens in Stockholm unterhielt, das er eben verlassen hatte. Mit Entzücken sprach er von der herrlichen Lage dieser Hauptstadt und von der Schönheit und Lieblichkeit der Natur, die man so hoch im Norden gar nicht ahne. Fruchttragende Felder, Wiesen voll der buntesten Blumen, Auen mit einem Grün, wie man

es nur in den Alpenthälern und in Schottlands Hochgebirgen wiederfinde — und nun dieſe mächtigen Ströme, dieſe klaren, tiefen Seen, dieſe rieſelnden Quellen und Bäche, dieſe mächtigen Gebirge, dieſe dunkeln Thäler, und dann der Zauber des ſchwediſchen Sommers und ſeiner himmliſchen Nächte! Der ganze Himmel in Flammen, die Nacht ſelbſt nur ein milderer Tag, Abend- und Morgenröthe in einander verſchwimmend und der tiefblaue Himmelsdom voll roſigen Anflugs!

Der Amerikaner, Harry, der dem Fremden mit lebendigem, ſichtlichem Antheil zuhörte, nahm hier das Wort. Gewiß, ſagte er, man kann den Reiz dieſer ſchwediſchen Sommernächte nicht zu hoch preiſen. Wie oft habe ich, auf der Felſenſpitze von Kinakulla ruhend, erquickt durch die balſamiſchen Düfte der Fichtenwälder, das Sinken der Sonne betrachtet und, umgeben von allen Schönheiten dieſer nordiſchen Gegend, es mit tiefer Wehmuth empfunden, daß nichts in unſerm Herzen ſo lebhaft das Andenken an die Heimat erweckt und uns die Erinnerungen der Vergangenheit ſo ſchmerzlich zurückruft als der Untergang der Sonne in einem fremden Lande. Ich habe in Italien und Griechenland nichts gefunden, was nach meinem Gefühl den Zauber einer ſolchen nordiſchen Sommernacht übertrifft und nur die Schönheit der amerikaniſchen Wälder zur Herbſtzeit hat mein Gemüth noch tiefer und begeiſternder ergriffen. Wie

oft habe ich in feiernder Andacht die großen Wüsteneien meines Vaterlandes auf der ſtillen Fläche ſeiner azurblauen Seen durchſchifft! Mein Nachen, die Gewäſſer, die ich beſchiffte, die Bäume ihrer Ufer, Alles war der Welt unbekannt und glich einem unermeßlichen, von mir entdeckten Reiche. Die Einſamkeit um mich her war tief und friedlich wie das Grab und ſchön wie der Himmel. Die Ufer der Seen ſind bei uns mit ſo prachtvoll belaubten Bäumen eingefaßt, der Himmel ſo klar und durchſichtig, daß alle Bäume und alle Berge, die ſich im Waſſer abſpiegelten, einer andern Welt anzugehören ſchienen, und mein leichter Nachen mir ein Luftball zu ſein dünkte, der im Aether ſchwamm. Nichts in der ganzen Welt kann mit dem Anblick verglichen werden, wenn man dieſe meine vaterländiſchen Einöden eine Stunde vor der Abenddämmerung in der Jahreszeit ſieht, wo der Reif die Blätter der Bäume ſchon gewelkt und die Gipfel der Gebirge weiß überzogen hat. Mögen Andere den ſchönen Himmel Italiens, die roſig ſchimmernden Nächte des Nordens, oder den dunkelblauen, goldblitzenden Azur einer ſüdamerikaniſchen Nacht feiern; ich muß den Preis der erhabenſten, der andachtsvollſten Schönheit meinem Vaterlande zuerkennen. Ich habe unter jedem Himmelsſtrich unter der unermeßlichen Wölbung des Himmels geruht und habe vor ihrer Glorie anbetend mein Knie gebeugt;

aber jeder andere Himmel erſcheint ſchwer und irdiſch nebelhaft, wenn man ihn mit der reinen Klarheit des nordamerikaniſchen Himmels kurz vor Sonnenuntergang vergleicht.

Wenn ich, ſagte der Fremde, indem ein Zug leichten Spottes über ſeine Züge flog, eine ſo begeiſterte Lobpreiſung der Naturſchönheiten höre, muß ich immer von Neuem über die Gewalt des Zuges erſtaunen, die den Lobredner derſelben aus der Natur hinweg, in unſre Salons, zur Bewunderung der Opern, der Cavatinen unſers Lebens führt und ihn unter uns feſthält.

Sollte, fragte Klara ſchüchtern, der Zug der Sehnſucht weniger tief und unvergänglich ſein, die uns aus all' den glanzvollen Freuden unſerer ſtädtiſchen Lebensweiſe hinweg in irgend eine ſtille Einſamkeit lockt? Erwacht nicht in uns Allen zuweilen die Ahnung des ſeligen Friedens, der uns in der Abgeſchiedenheit von der Welt erblühen würde, wenn wir uns mit der Natur inniger zu befreunden ſtrebten?

Der Fremde, der Klara bis zu dieſem Augenblick nicht bemerkt hatte, ſah jetzt auf und ſchien von ihrem Anblick ſo überraſcht zu werden, daß er ihr die Antwort auf ihre Frage ſchuldig blieb. Das Geſpräch wurde nun allgemeiner und Melanie ſtellte ihn Klara als den Freiherrn von Leiſt vor, deſſen ſie früher ſchon oft gegen ſie als ihres nahen Verwand-

ten und als eines durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichneten Mannes erwähnt hatte.

Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft, allein der Freiherr, dessen glänzende, lebendige Darstellungsgabe vor wenig Augenblicken noch alle Anwesende entzückt hatte, redete jetzt nur wenig; seine Befangenheit war so sichtlich, seine Schweigsamkeit so auffallend, daß Klara, die das Auge nicht aufzuschlagen vermochte, ohne seinem Blicke zu begegnen, sich den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, nicht verbergen konnte.

Leist war seit frühester Jugend in französischen Kriegsdiensten gewesen. Böse Beispiele, gefährliche Verbindungen und die Entartung, welche die Unnatur, gegen sein Vaterland die Waffen zu führen, unfehlbar in der Seele jedes Mannes erzeugen muß, hatten ihn in ein Wüstlingsleben gestürzt, das alle edlere Empfindungen in ihm abgestumpft und ihn durch und durch entwürdigt hatte. Schön wie ein Göttersohn, aller Künste des Scheins, aller Nichtigkeiten des Weltlebens mächtig wie Wenige, war er der Abgott der Frauen und ihr gefährlichster Verderber. Er verachtete die Frauen; Charakterlosigkeit und Eitelkeit hielt er für die Grundzüge jeder weiblichen Individualität, die nur durch Erziehung, Sitte und Gewohnheit verschieden nuancirt würde; doch für einen klugen Mann sei jedes Weib nur ein Spiel-

zeug, bei dem es in ſeiner Macht ſtehe, ihm die beliebige Form geben zu können.

Klara's Schönheit hatte ihn überraſcht; er hatte ſchon, ehe er ſie bei Melanie ſah, von ihr reden hören und erfahren, daß ſie ihre Lebensſchule noch erſt durchzumachen habe, und glaubte in Petersburg nicht glänzender debutiren zu können als durch ihre Eroberung.

Klara ſah ihn am folgenden Tage mit jenem Intereſſe, jener geheimen Befangenheit wieder, die die Gewißheit, eine Eroberung gemacht zu haben, unausbleiblich jeder Frau einflößt. Wie unangenehm fühlte ſie ſich aber überraſcht, als er, weit entfernt, ſie auszuzeichnen und ihr ſeine Huldigungen darzubringen, ſie gar nicht zu bemerken ſchien. Seine Blicke ſuchten den ihrigen ſo wenig zu begegnen, als ſie ſie vermeiden zu wollen ſchienen. Er zeigte ſich durchaus gleichgültig, und dabei war er ſo hinreißend liebenswürdig, verdunkelte ſo ſichtlich alle andern anweſenden Männer, fand bei den Frauen ſo zuvorkommende Anerkennung ſeiner Liebenswürdigkeit, daß Klara ſich verletzt fühlte, von ihm ſo ganz überſehen zu werden. Sie ſprach viel und lebhafter als gewöhnlich, beſtrebte ſich, ſehr heiter zu ſcheinen, und war doch innerlich verſtimmt und unmuthig. Auf alle Männer, die ſie kannte, hatte ihre Schönheit und jugendliche Anmuth bis jetzt noch immer einen für

ſie günſtigen Eindruck gemacht; mehr denn je war ſie in den letzten Monaten daran gewöhnt worden, ſich auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe ausgezeichnet zu ſehen, und Leiſt's kaltſinniger Gleichmuth erſchien ihr wie eine Beleidigung, für die ſie ſich rächen zu können wünſchte.

Leiſt war ein zu geübter Weiberkenner, als daß ihm ihre Verſtimmung hätte entgehen können. Er wurde in kurzer Zeit der Abgott des Kreiſes, in dem Klara lebte. Sein Beifall, ſein Tadel entſchied über Schönheit, Talent und Liebenswürdigkeit; aber je glänzender ſein Standpunkt in der Geſellſchaft wurde, deſto unmuthiger empfand Klara ſein Betragen gegen ſie, das ſich im Verlauf mehrer Wochen völlig gleich blieb. Er hatte nur eine Karte bei ihr abgegeben, und obgleich er ſie faſt täglich, theils in den größern Geſellſchaftskreiſen, theils im kleinern Zirkel bei Melanie ſah, ſuchte er doch nie eine Gelegenheit zur Unterhaltung mit ihr auf und begnügte ſich gemeinhin, ſie aus der Ferne zu begrüßen und ſich gegen ſie in der Geſellſchaft auf die Formen der feinſten und eleganteſten, aber auch der kälteſten Höflichkeit zu beſchränken.

Wenn in den kleinen Concerten, die oft bei Melanie ſtattfanden, Klara's Geſang Alle entzückte, ſchien er allein während deſſelben mit ſeinen Gedanken abweſend zu ſein, ſpielte mit Melaniens Affen, oder

trieb ſonſt Poſſen. Melanie gebot ihm dann Stille und ſchalt ihn wegen ſeiner Unachtſamkeit. Singt die Gräfin nicht wie ein Engel? fragte ſie ihn. Er antwortete bejahend und verbindlich, aber mit ſo kalt höflichem Ton, daß darin das Geſtändniß lag, ihr Geſang intereſſire ihn nicht. Gewöhnlich lobte er dann noch ſehr warm die muſikaliſche Leiſtung einer der andern anweſenden Frauen.

Zu ſeinem Ergötzen machte Klara die ganze kleine Schule durch, die er ſie machen laſſen wollte. Bald gab ſie ſich Mühe, ihn ganz zu überſehen; bald ſuchte ſie ihn mit ſtolzer Gleichgültigkeit zu behandeln; aber immer drang ihr geheimer Unmuth, ihre Empfindlichkeit, ihre verletzte Eitelkeit durch. Es kam ſo weit, daß ſie ſich faſt nur mit ihm beſchäftigte, und daß es ihr den glänzendſten Ball und ihr Lieblingsvergnügen, den Tanz, verleidete, wenn er, der in den pariſer Salons als einer der eleganteſten Tänzer geglänzt hatte und der nur mit den gefeiertſten und ſchönſten Frauen tanzte, ſie allein nie auffoderte.

Ich begreife nicht, ſagte ſie eines Tages zu Melanie, als dieſe die Liebenswürdigkeit des Freiherrn enthuſiaſtiſch rühmte, wie ein ſo feingebildeter Mann als er ſich erlauben kann, eine Frau ſo unhöflich zu behandeln, wie er mich behandelt.

Klara's Empfindlichkeit klang ſo vernehmlich aus dem Ton, mit dem ſie dieſe Worte ſprach, daß Me-

lanie dadurch überraſcht wurde. Du misverſtehſt ſein Betragen, wie ich glaube, antwortete ſie ihr; ich habe nie in ſeinem Betragen gegen Dich etwas bemerkt, das Dich beleidigen könnte; daß er ſich aber in ehrfurchtsvoller Höflichkeit fern von Dir hält, iſt eine Wirkung Deiner ſtrengen und, mit Deiner Erlaubniß, zugleich etwas altväteriſchen Anſichten von den Verhältniſſen und den Pflichten einer verheiratheten Frau. Du weißt, ich liebe meinen Mann und habe mir gewiß nichts gegen ihn vorzuwerfen; allein ich ſehe darin kein Hinderniß, mir von andern liebenswürdigen Männern den Hof machen zu laſſen. Ohne den Reiz dieſer Courmacherei würde ich unſer geſelliges Leben ſehr fade und langweilig finden.

Man kann aber doch, ohne einer Frau gerade die Cour zu machen, höflich und artig gegen ſie ſein, wandte Klara ein.

Dazu biſt Du zu ſchön und Leiſt zu ſtolz. Er wird nie eine Frau auszeichnen, von der er nicht gewiß iſt, wieder ausgezeichnet zu werden. Ich habe übrigens noch ganz beſondre Gründe zu der Vermuthung, daß er nur darum ſich ſo fern von Dir hält, weil er Dich zu gefährlich für ſeine Ruhe findet.

Klara lachte, aber es war ihr unmöglich, dieſe Aeußerung Melaniens zu vergeſſen. Sie geſtand es ſich nicht, daß ihre Foderungen an Leiſt ſich nicht mehr auf gewöhnliche Höflichkeit beſchränkten, ſondern

daß sie sich gern von ihm ausgezeichnet gesehen hätte. Auch kannte sie sich selbst und das weibliche Herz im Allgemeinen zu wenig, um sich Rechenschaft von den wechselnden, beunruhigenden Gefühlen geben zu können, welche ihre Seele seit einiger Zeit bewegten. Die Gesellschaft, in der sie lebte, hatte durch die gefährliche, fast unwiderstehliche Gewalt des allgemeinen Beispiels die in ihr schlummernden Keime der Eitelkeit und der Gefallsucht erweckt, die sich in einfachern Lebensverhältnissen vielleicht nie in ihrer Brust entfaltet haben würden. Bis jetzt hatte sie noch die Reinheit ihrer Grundsätze und ihres Wandels bewahrt, aber sie hatte schon jene köstliche Unwissenheit der Unschuld verloren, die es unmöglich macht, an das Böse zu glauben und mit dem Gedanken daran vertraut zu werden. Oft, wenn ihr Blick auf Gustav's Ring fiel, füllten sich ihre Augen mit Thränen, und sie fühlte sich beklommen, als laste irgend eine Schuld, irgend ein begangenes Unrecht auf ihrer Seele, und doch fehlte ihr die Kraft, ihre Lage klar zu übersehen und sich ihren Gemüthszustand zu deuten. Das Andenken an Gustav begann ihr lästig zu werden; ihre Briefe an Nordeck und Therese und an ihre Großmutter wurden kürzer und inhaltsleerer; die Letztre ließ es in ihren Antworten nicht an Lehren und Ermahnungen fehlen; doch diese weckten oft in Klara den Gedanken, daß sie für den jetzigen Stand

der gesellschaftlichen Verhältnisse und für die Lebensweise der vornehmen Welt nicht mehr paßten; und aus Klara's eignen Briefen an ihre Lieben verschwand allmälig jener Herzenserguß, jenes Ueberwallen der Empfindungen und Gedanken, das, durchaus rücksichtslos, kein Bedenken, kein Verhehlen kennt, sondern sich in jedem Augenblicke ganz so gibt, wie man wahrhaft denkt und empfindet.

Leist begann jetzt ihr, wie unwillkürlich fortgerissen, in einzelnen Augenblicken zu verrathen, daß sich unter seiner Gleichgültigkeit ein tieferes, warmes Gefühl für sie verberge. Sie hätte diesen Nuancen seines Betragens keine Worte zu geben vermocht; aber sie fand zuweilen sein Auge mit wunderbar ergreifendem Ausdruck auf sie geheftet. Als er es einmal nicht vermeiden konnte, ihr die Hand zu reichen, um ihr in den Wagen zu helfen, bebte seine Hand, und der Ton seiner Stimme klang zuweilen, wenn er mit ihr von den gleichgültigsten Sachen sprach, so bewegt.

An einem der nächsten Tage wohnte Klara einem glänzenden Feste bei, das der englische Gesandte gab. Unter den eingeladenen Fremden zog vorzüglich die Gräfin von P. die Blicke auf sich, die ihren Mann und zwei Kinder verlassen hatte, um den französischen Herzog von M. nach Petersburg zu begleiten. Mit großem Erstaunen sah Klara, wie sich die ange-

ſehenſten Frauen zu dieſem leichtſinnigen, verächtlichen Weibe drängten, um ihren Schmuck, ihren geſchmackvollen Anzug und ihren graziöſen Tanz zu bewundern. Man ſprach nur von ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit. Und wie wußte man ihr empörendes Betragen umzugeſtalten und zu entſchuldigen! Wie kam man ſtillſchweigend überein, von ihrem Verhältniß zu dem Herzog keine Notiz zu nehmen und in ihr nur die vornehme, fremde Reiſende zu ſehen! Sie ſei noch ſehr jung geweſen, erzählte man, als ſie den Grafen v. P. heirathete, den ſie in jugendlicher Unerfahrenheit zu lieben glaubte. Auch waren die erſten Jahre ihrer Ehe ſehr glücklich; die Zeitereigniſſe raubten aber ihrem Gemahl einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens und ſtimmten den früher ſo heitern und lebensluſtigen Mann ſo ernſt und trübe, daß die Gräfin ganz den gewohnten liebenswürdigen Geſellſchafter in ihm vermißte. In dieſem Zeitpunkt lernte ſie den Herzog von M. kennen, und das Gefühl, das er ihr einflößte, bewies ihr, wie ſehr ſie ſich früher getäuſcht hatte, als ſie den Grafen zu lieben glaubte. Was ſie für dieſen empfunden hatte, war nur kaltes Wohlgefallen gegen die Glut ihrer Leidenſchaft für den Herzog. Zu wahr, zu großſinnig, um ihren Mann zu täuſchen, geſtand ſie ihm offen, daß ſie ihn achte und ſeinem Werth Gerechtigkeit widerfahren laſſe, daß ihr Herz aber dem

Herzog angehöre, und sie entschlossen sei, das Glück ihres künftigen Lebens dieser Liebe anzuvertrauen und dem Geliebten jedes Opfer zu bringen. Diese edle Freimüthigkeit hatte aber auf den Grafen nur einen schmerzlichen und ihn empörenden Eindruck gemacht; er bot Alles auf, seinen Kindern in ihr die Mutter und sich selbst eine geliebte Gattin zu erhalten; doch sie besaß Muth und Charakterstärke genug, der Liebe Alles aufzuopfern und dem Tadel der Welt Trotz zu bieten. Ihre Religion machte die Scheidung unmöglich, und so trennte sie sich freiwillig von Mann und Kindern, um dem Herzog nach Petersburg zu folgen. Wäre sie arm und niedern Standes gewesen, so hätte man sie seine Maitresse genannt; nun aber war sie reich und vornehm, sie wohnte nicht mit ihm in einem Hause, sie trat als die Gräfin von P. auf, die als Reisende in Petersburg einige Monate zuzubringen wünschte, und ihre Aufnahme in den geselligen Kreisen der Hauptstadt fand keine Schwierigkeit, obgleich ihre Geschichte und ihre Verhältnisse für Niemand ein Geheimniß waren. Was unter andern Verhältnissen nur das Interesse des Skandals gehabt hätte, verwandelte sich bei einer Frau, deren Lebensweise fürstliche Pracht zeigte und der ihre Connexionen so bedeutende Protection sicherten, in das Interesse der Leidenschaft. Es ist ja keine Niederträchtigkeit, ja, keine Infamie denkbar,

wogegen die vornehme Welt ſich nicht nachſichtig beweiſt, wenn der Götzendienſt des Goldes und der Gunſt es von ihr erheiſcht. Hätte die Gräfin einen nichtswürdigen Mann verlaſſen, um einem armen Mann zu folgen und mit ihm in glanzloſer Verborgenheit zu leben, ſo würde jede unbeſcholtene Frau, jede vorſichtige Mutter ihr den Zutritt zu ihrem Hauſe verweigert haben; jetzt fand ſich keine, welche die Entſchloſſenheit und den Muth der Tugend gehabt hätte, die Misbilligung ihres Vergehens in Wort und That auszuſprechen.

Dieſe verderbliche Nachſicht, dieſes Beiſpiel, dieſe Fügſamkeit und Biegſamkeit des Urtheils und der Meinung begannen auf Klara den giftigſten Einfluß zu äußern; ſie ſtand ſo hoch, wenn ſie ſich mit faſt allen Frauen ihres Kreiſes verglich, daß ſie ſich ſehr viel erlauben durfte, ohne ihren Anſpruch auf dieſe Ueberlegenheit einzubüßen. Um ſich zu dem Ton der Menſchen zu ſtimmen, mit denen ſie lebte, ſuchte ſie ſich ſelbſt über Das zu täuſchen, was Andere Lebensgenuß und Reiz des geſellſchaftlichen Umgangs nannten. Die Eitelkeit, die als der Keim zu ihrem ſittlichen Verderben, in ihrer Seele lag, ſchoß üppig in die Höhe und trieb die giftigen Blüten der Gefallſucht. Sie gewöhnte ſich unmerklich daran, Nordeck in ihren Briefen an ihn Manches zu verhehlen, was ihm, wie Melanie verſicherte, von ihrem

Thun und Treiben zu erfahren nicht Noth war. Von solchem Verhehlen bis zur Unwahrheit und von dieser bis zur Lüge ist nur ein Schritt; und wo ist, wenn dieser gethan ist, dann noch eine Grenze für das sündliche Verderben des Menschen?

Am nächsten Abend fiel in einem kleinen, bei Melanie versammelten Zirkel das Gespräch auf die Gräfin von P., und Leist vertheidigte sie höchst beredsam gegen den Tadel, den sich hier hinter ihrem Rücken einige der Anwesenden erlaubten. Er sprach mit allem Anschein wahrer Begeisterung von dem Glück zu lieben und geliebt zu werden — von der wonnevollen Qual und der qualvollen Wonne des Erblühens dieser Leidenschaft in unserm Herzen; wie gegen die Macht der wahren Liebe gar kein Widerstand möglich sei; wie sie das höchste, vom Himmel stammende Recht, das erhabenste Gesetz in sich fasse, und daß zwei Wesen, die sich in glühender Leidenschaft zueinanderfinden, sich auch von Rechtswegen einander gehören, welches irdische Verhältniß auch störend zwischen ihnen stehen möge. Die Liebe gebe ein göttliches Recht auf den Besitz der Geliebten, vor dem jede menschliche Satzung, wie z. B. die Ehe und alle bürgerlichen Verhältnisse, schwinden müssen.

Keiner der Anwesenden bestritt diese vorgebliche Rechtmäßigkeit der Wahlverwandtschaften, und Klara

verſank in düſteres Schweigen. Was war ihre Liebe für Nordeck gegen die Glut ſolcher Leidenſchaft! Gab es denn wirklich ein ſo unausſprechliches, die Seele in namenloſem Entzücken berauſchendes Glück, von dem ſie bisher keine Ahnung gehabt hatte? Wurde ſie ſo geliebt, von dem Manne ſo glühend geliebt, dem ſie ſo ganz gleichgültig zu ſein geglaubt hatte? Denn ſie mußte es ſich geſtehen, mit Beben und doch mit ſüßem Triumph es ſich geſtehen, er hatte ſich im Laufe dieſes Geſpräches verrathen; ſeine Augen hatten ihr das Geheimniß ſeines Herzens ausgeſprochen — er liebte ſie.

Sie kam unruhig, bewegt, geſpannt nach Hauſe. Ohne ein Wort mit einander gewechſelt zu haben, hatte ſie dieſer Abend über ſo Vieles mit einander verſtändigt. Unwillkürlich hatte ihm ihr Erröthen, das Senken ihrer Augen vor ſeinem Blick verrathen, daß ſie den Ausdruck deſſelben verſtanden hatte; ſie fühlte das, und wie ſollte ſie ihn nun wiederſehen, wie ihm begegnen?

Als er am folgenden Tage in die Loge trat, in der ſie mit Melanie der Vorſtellung eines neuen Trauerſpiels beiwohnte, erröthete ſie ſo lebhaft und ihre Befangenheit war ſo ſichtlich, daß es ſeinem Scharfblick nicht entgehen konnte. Aber wie fühlte ſie ſich gedemüthigt, gekränkt, verletzt, als ſie ſich von ihm kaum beachtet ſah! Er war heiterer, glän-

zender, witziger denn je, liebenswürdig gegen Alle, nur sie allein vernachlässigend.

Er blieb auch noch im Lauf der nächsten Wochen dem Plan getreu, den er gleich Anfangs im Bezug auf sie entworfen hatte. Bald suchte er sie, wie unwillkürlich fortgerissen, auf; dann ließ er sie wieder tagelang unbeachtet, machte sichtlich dieser und jener Frau den Hof und doch widersprach dann hin und wieder ein dunkelglühender Blick flammender Leidenschaft, ein nur von ihr vernommener Seufzer, ein hingeworfenes Wort diesem scheinbaren Kaltsinne und verrieth ihr das Gefühl, das er verdecken sollte. Er erhielt sie dadurch in einer immerwährenden Spannung und um so mehr mit ihm beschäftigt, da er in hohem Grade die Kunst verstand, sich in der Gesellschaft geltend zu machen und seinem Beifall als dem Maßstab für die Würdigung jedes Vorzugs, der in ihr gefeiert wurde, Anerkennung zu verschaffen.

Klara lernte in diesem Zeitpunkt noch eine Sorge kennen, von der sie bisher nie eine Ahnung gehabt hatte. Sie hatte nämlich im Verlauf einiger Monate bedeutende Schulden gemacht, ohne recht zu wissen, wie. Nach dem Beispiel fast aller Frauen ihrer Bekanntschaft hielt sie es für Erforderniß des guten Tons, Alles, was sie kaufte, auf Rechnung zu nehmen, und dies ist für den Wohlstand jeder Familie wie jedes Einzelnen eine gefährliche Klippe.

Sie erſchrak unbeſchreiblich, als ſie jetzt beim Beginn des neuen Jahres von allen Seiten Rechnungen zugeſandt bekam, zu deren Bezahlung der mehrjährige Betrag ihres Nadelgeldes nicht zugereicht haben würde. Verhehlen konnte ſie es ſich nicht, daß ſie noch dazu die meiſten dieſer Sachen nur gekauft hatte, weil ſie ſie zufällig ſah, ohne daß ſie ihr nothwendig und nützlich geweſen wären; ſie hatte hundert Spielereien, hundert Kleinigkeiten gekauft, die in ihren eignen Augen keinen Werth hatten, die ſie aber mit dem unüberlegenden Leichtſinn erſtanden hatte, der Einem ſo leicht anfliegt, wenn man in dem Wirbel großſtädtiſcher Zerſtreuungen lebt, und bei deren Ankauf ſie, weil ſie ſie nicht augenblicklich zu bezahlen brauchte, nicht bedachte, daß der Kaufmann ungeheuere Zinſen des Credits, den ſie foderte, mit auf den Preis ſchlug, den er ihr dafür in Rechnung brachte.

So lange ſie bei ihrer Großmutter lebte, hatte ihr Taſchengeld, ſo unbedeutend es auch war, doch hingereicht, ihren Hang zum Wohlthun befriedigen zu können: ſie kleidete und ernährte einige Arme, ließ ihre Kinder in die Schule gehen u. ſ. w.; jetzt aber hatte ſie ſo vielfache Bedürfniſſe, und der Ueberfluß war ihr ſchon in manchen Dingen ſo zur einfachen Nothwendigkeit geworden, daß ihr zu Gaben der Milde faſt nichts übrigblieb.

Sie war in höchſt peinlicher Verlegenheit, da ſie kein Mittel zur Bezahlung dieſer Schulden aufzufinden vermochte. Nordeck hatte ihr bei ſeiner Abreiſe nach Stockholm eine bedeutende Summe gegeben, und ihr Nadelgeld war ſo anſehnlich, daß ſie es als die tiefſte Demüthigung empfand, ihm ihren Mangel an Ordnung und ihre leichtſinnige Verſchwendung geſtehen zu müſſen. Niedergeſchlagen und verſtört fuhr ſie zu Melanie, dieſe um Rath zu befragen. Du kommſt wie gerufen, rief ihr dieſe entgegen; ſieh einmal dieſen velour d' Ispahan an! Haſt Du je etwas Schöneres geſehen? Das Stück reicht gerade zu zwei Kleidern, und wir wollen es uns theilen.

Nein, ſagte Klara ſeufzend, ich brauche kein neues Kleid.

Melanie lachte hell auf. Haſt Du mal wieder einen Anfall von Spleen? fragte ſie ſpöttelnd; oder willſt Du mit dem Ankauf warten, bis dieſer Stoff und dieſe Farbe ſo alltäglich geworden iſt, daß ihn unſre Jungfern zum Sonntagsſtaat tragen?

Du würdeſt nicht ſo unbarmherzig ſpotten, antwortete Klara mit niedergeſchlagenen Augen, wenn Du wüßteſt, was mich bekümmert; ich weiß mir durchaus nicht zu helfen und bin in der tödtlichſten Angſt.

Sie erzählte nun Melanie die Urſache ihrer Verlegenheit. Nichts als das! rief Melanie; wie kannſt

Du nur so kindisch sein, Dir aus einer solchen Lumperei etwas zu machen! Unsre Kaufleute rechnen gar nicht darauf, ihre Rechnungen auf einmal bezahlt zu bekommen; Du zahlst jedem etwas auf Abschlag und nimmst dafür auf neue Rechnung etwas, um ihnen zu beweisen, daß Du ihnen Deine Kundschaft erhalten willst. Das geht dann so von einem Jahr ins andre; darüber brauchst Du dir keine graue Haare wachsen zu lassen; wir machen es alle so.

Klara war verständig genug einzusehen, wohin ein solches Verfahren führen müsse, und sie fühlte sich von der Noth des Augenblickes so gedrängt, daß ihr war, als müsse sie kein Opfer scheuen, um sich davon befreit zu sehen. Der Gedanke, vor Nordeck erröthen, sich ihres Leichtsinnes schämen zu müssen, war ihr unerträglich, und sie lieh daher Melanien willig ihr Ohr, als diese ihr vorschlug, irgend ein Stück ihres Schmuckes zu verkaufen oder zu versetzen und mit dem Preis dafür ihre Schulden zu bezahlen. Nordeck hatte sie mit einem sehr schön gefaßten Diamantenschmuck beschenkt; dieser war aber ein Familieneigenthum, das in seinem Geschlecht schon seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn vererbt worden war, und Klara fühlte sich nicht berechtigt, ein Stück desselben zu verkaufen. Aber Gustav's Ring war ihr Eigenthum; darüber konnte sie frei verfügen, und sie fand eine Art von Buße darin, das Liebste, das

Theuerſte, was ſie beſaß, in dieſem Fall aufzuopfern. Die Schönheit des roſenrothen Solitairs hatte oft die Blicke der Kenner auf ſich gezogen; doch ſeine Koſtbarkeit ward ihr erſt kund, als ſie ihn jetzt unter Melaniens Vermittelung heimlich verkaufte und die dafür erhaltene Summe wirklich zur Bezahlung des größten Theils ihrer Schulden hinreichte.

Um dieſe Zeit kam der deutſche Portraitmaler Lüderitz nach Petersburg, und Melanie beſtand darauf, Klara ſollte ſich für ſie malen laſſen. Dieſe willigte ein, dem Künſtler zu ſitzen, der mit ſichtlichem Vergnügen alle Hülfsmittel ſeiner Kunſt aufzubieten ſchien, um den Charakter ihrer Schönheit treu aufzufaſſen und ihn wahr wiederzugeben.

Alle Perſonen, ſagte er ihr während der letzten Sitzung, die auch nur einmal der Ehre theilhaftig geworden ſind, die Frau Gräfin zu ſehen, haben dies Bild ähnlich gefunden und mir Glück dazu gewünſcht, daß es mir beſchieden wurde, die ſchönſte Frau in Petersburg malen zu dürfen. Nur ein Herr war andrer Meinung und ſprach ſeine Unzufriedenheit mit meiner Arbeit auf eine für mich ſehr kränkende Weiſe aus.

Melanie fragte neugierig nach dem Namen dieſes Herrn, und Klara erröthete, als der Maler den Freiherrn von Leiſt nannte.

Einige Tage ſpäter war ihr Bild vollendet, und ſie fuhr des Vormittags zu Melanie, um es ihr zu

bringen. Dieſe hatte ſich in ihrem Cabinet verſchloſſen, um einen Brief zu ſchreiben, und Klara fand Leiſt in ihrem Zimmer. Sie zeigte ihm das wirklich ſehr ähnliche und höchſt ſauber gemalte Bild und fragte ihn um ſein Urtheil. Er betrachtete es prüfend mit Kennerblick und gab es ihr dann gleichmüthig zurück. Es iſt recht brav gemalt, ſagte er, und wird auch von Vielen ähnlich gefunden werden; doch ſo, wie es iſt, würde der Beſitz deſſelben nicht den geringſten Werth für mich haben.

Klara fühlte ſich beleidigt, und in der erſten Aufwallung ihrer Empfindlichkeit riß ſie ihm das Portrait raſch aus der Hand und trat, von ihm abgewendet, zum Fenſter.

Leiſt folgte ihr. Verzeihen Sie, gnädigſte Gräfin, ſagte er ihr mit allem Anſchein der Verlegenheit und einer tiefen Bewegung, ich habe unwillkürlich zu viel geſagt, um nicht zu meiner Rechtfertigung mehr ſagen und Ihnen geſtehen zu müſſen, daß ich im Beſitz eines Gemäldes bin, deſſen Beſitz mich gegen den Maler des Ihrigen vielleicht ungerecht macht. Urtheilen Sie ſelbſt, und vorzüglich vergeben Sie mir, ſetzte er leidenſchaftlich hinzu, indem er zu ihren Füßen ſank und ihr eine goldene Kapſel überreichte, die er auf dem Herzen trug. Keines Wortes mächtig, eröffnete Klara die Kapſel; aber wer ſpricht ihr Erſtaunen, ihre Ueberraſchung

aus, als ihr ihr eignes Bild entgegenleuchtete! Sie erſchrak ſo freudig, ſo angſtvoll, daß ſie das Bild mit einem lauten Schrei fallen ließ. Leiſt nahm es ſchnell auf und drückte es an ſeine Lippen. Außer aller Faſſung wandte Klara ſich ab, um das Zimmer zu verlaſſen; doch er hielt ſie flehend zurück. Nein, ſagte er, Sie dürfen es mir nicht weigern, mich anzuhören; Sie ſind mir dieſen Erſatz für die namenloſe Qual ſchuldig, mit der ich Ihnen mein unglückliches Geheimniß ſo lange verborgen habe.

Mochte er nun in augenblicklicher Aufwallung wirklich empfinden, was er ausdrückte, oder mochte er auch in dieſem Augenblick nur den Triumph der Kunſt feiern, mit der er jede Rolle zu ſpielen, jede Farbe anzunehmen verſtand; genug, jedes Wort, jeder Blick glühte von Leidenſchaft, als er ihr nun zu ſchildern begann, wie er ſie ſeit der erſten Minute ihres Anblickes angebetet, und wie er gekämpft und gelitten habe, um ihr ſeine Liebe zu verbergen und dieſe beherrſchen zu lernen.

Zum erſten Male hörte Klara die verführeriſche Sprache glühender Leidenſchaft; und doch war es mehr noch die Verlegenheit jugendlicher Unerfahrenheit, als irgend ein anderer Grund, der es ihr nicht vergönnte ihn zu unterbrechen. Viel zu ſpät für die Würde, die ſie in dieſem verfänglichen Augenblicke ihm gegenüber hätte behaupten müſſen, entzog ſie ihm ihre

Hand und flog, ehe er es verhindern konnte, aus dem Zimmer. Keines Wortes mächtig stürzte sie in Melaniens Cabinet, dessen Thüre sie hinter sich verriegelte, und von namenlosen streitenden Gefühlen erschüttert, warf sie sich in die Arme ihrer Freundin und brach in heiße Thränen aus.

Melanie erschrak und forschte ängstlich nach der Ursache des Zustandes, in dem sie Klara sah. Als ihr aber diese erzählt hatte, was zwischen ihr und Leist vorgefallen war, konnte sie sich des Lächelns über ihr nach ihrer Ansicht kindisches Betragen nicht enthalten. Hast Du also doch endlich das große Geheimniß erfahren, sagte sie, das für mich schon lange keins mehr gewesen ist. Man mußte so unerfahren sein als Du, um die Anstrengung nicht zu bemerken, die es ihn kostete, seine Leidenschaft für Dich unter dem Schein kalter Gleichgültigkeit zu verbergen.

Wie ist er aber nur zum Besitz meines Bildes gekommen? fragte Klara kaum hörbar.

Er hat es selbst gemalt, und ich muß gestehen, die Liebe hat seinen Pinsel meisterhaft geführt. Der Farbenton des Künstlers war ihm zu kalt für Deine Reize, für den von ihm so tief empfundenen Zauber Deiner Schönheit. Hast Du nicht selbst den Unterschied zwischen beiden Bildern bemerkt? Mich hat er, als Leist mir vor einigen Tagen sein Gemälde zeigte, tief ergriffen. Der Künstler hat uns das ähnliche,

gut getroffene Bild einer schönen Frau gegeben; Leist allein hat das Geheimniß gefunden, Deine Seele in Deinen Zügen auszudrücken.

Du warst also seine Vertraute und konntest mir dies alles verschweigen? fragte Klara in ernst misbilligendem Ton.

Und wie hätte ich sein Vertrauen zurückweisen sollen? Du nimmst die Sache viel zu ernst. Leist ist nicht der einzige Mann, der sich von Dir besiegt fühlen wird. Du bist ja ganz dazu geeignet, allen Männern die Köpfe zu verdrehen, und wirst es auch mit der Zeit lernen, solche Declarationen so leicht zu nehmen, als sie genommen werden müssen. Steht es denn in unsrer Gewalt, den Männern zu verbieten, daß sie sich in uns verlieben sollen? Hat nicht jede von uns ihre Anbeter? Ein solches Gefolge ist gar nicht übel; je größer es ist, je mehr Spaß hat man davon, und in ganz Petersburg gibt es vielleicht keine Frau, die Dir Leist's Eroberung nicht beneiden wird.

Melaniens unbesonnenes, leichtsinniges Geschwätz vermehrte das heimliche, thörichte Wohlgefallen Klara's an Leist's Geständniß. Melanie fand ihn keineswegs strafbar, einer verheiratheten, unbescholtenen Frau seine Liebe gestanden zu haben; nach ihrer Ansicht und Erfahrung war das etwas ganz Alltägliches, und sie fand es unbeschreiblich lächerlich, daß Klara sich dadurch beleidigt glaubte. Stolz mußte sie darauf

ſein, den ſchönſten, den liebenswürdigſten aller Männer erobert zu haben und mit dieſer Eroberung alle andre Frauen überglänzen zu können.

Ich muß aber doch, ſagte Klara, von nun an ſeine Nähe meiden und allen Umgang mit ihm aufheben.

Das wäre ſehr thöricht gehandelt, und Du könnteſt dies nicht zu thun verſuchen, ohne Aufſehen zu machen, Dich der Misdeutung der Welt auszuſetzen und ihn, der dies doch gewiß nicht um Dich verdient, zu beleidigen. Auch hätte dann die Orſin gewonnen Spiel. (Frau von Orſin war eine ſehr ſchöne Frau, aber ſo blöde und befangen, daß ihre Schönheit nie Aufſehen gemacht hatte, bis Leiſt ſie bemerkte und behauptete, er habe in Italien ein Bild der wegen ihrer Schönheit einſt von ihren Zeitgenoſſen faſt vergötterten Vittoria Colonna gefunden, dem Frau von Orſin ſprechend ähnlich ſehe; ſeitdem war es Ton geworden, ihre Schönheit zu preiſen und ſie mit Klara zu vergleichen.) Du kannſt mir glauben, fuhr Melanie fort, ſie legt es ſichtlich darauf an, Leiſt erobern zu wollen, und ohne ſeine Leidenſchaft für Dich würde er gewiß ihr gegenüber nicht wie bisher den Unempfindlichen geſpielt haben. Stößt Du ihn aber zurück, ſo wäre es ein Wunder, wenn es ihr nicht gelänge, ihn an ſich zu ziehen; und wenn es ihr auch nur gelingt, ihn flüchtig zu zerſtreuen, ſo hat ſie

damit doch ſchon gewonnen Spiel und iſt ſicher, uns alle zu verdunkeln. Es iſt ja ſo faſt nur von ihr und ihrer Schönheit die Rede. Nein, liebſte Klara, das darf nicht ſein. Sollte es Dir denn gänzlich an der erfoderlichen Gewandtheit und Geiſtesfreiheit fehlen, Dich der Huldigung eines ſo ausgezeichneten Mannes erfreuen zu können, ohne Dich von ihm verſtricken zu laſſen?

Unruhig und ſtürmiſcher denn je in ihrem Innern bewegt, verließ Klara, ihre Freundin. Gewiß war ihr Herz frei von jeder Regung eines wärmern Gefühls für Leiſt; der ganze Reiz und die Gefahr dieſes Verhältniſſes lag für ſie in ihrer Eitelkeit und in der Leere, die ein Leben ohne zweckmäßige Thätigkeit ſtets in der Seele zurückläßt. Zwiſchen ihr und Leiſt konnte ſich keine Sympathie des Herzens und der Seele offenbaren; ihre Schwächen, ihre Fehler konnte er erkennen und ſie benutzen, aber für alle edle Seiten ihres Gemüths, für alle tiefern, ſchönern Empfindungen ihres Herzens fehlte ihm durchaus die Fähigkeit, ſie zu erkennen und zu würdigen. Wie oft gelingt es aber nicht einem Mann, die Gunſt einer Frau zu erlangen, ohne ihr Herz zu beſitzen! Die Gunſtbezeigungen der Frauen werden wie die Gunſtbezeigungen der Großen, nicht den Würdigen, ſondern ja eben nur den Günſtlingen zu Theil. Der Prinz von Ligne, einer der erfahrenſten Weiberken-

ner und der gewandteſten Höflinge, pflegte oft zu ſagen: der liebenswürdigſte Mann müſſe ſich der vortrefflichſten Frau gegenüber doch immer darauf gefaßt halten, ihr entweder ſeinen Vorgänger oder ſeinen Nachfolger zu Gute zu halten; und dieſer Ausſpruch, dem bei ihm durchaus keine Bosheit, keine Geringſchätzung der Frauen zum Grunde lag, beweiſt mehr denn vieles Andre die tiefe Entwürdigung der Geſchlechtsverhältniſſe unter den vornehmen Leuten. Fehlt ja doch ſelbſt den mehrſten Liebſchaften in der großen Welt heutzutage ſogar der Reiz des Geheimniſſes? Die Galanterie hat die Liebe verdrängt; man fühlt ſich durch ſie angenehmer beſchäftigt, als dies durch ein ernſteres Verhältniß der Fall ſein würde, und das aus demſelben Grunde, aus dem die Romane den großen Haufen des Lesevolkes mehr intereſſiren, als die Geſchichte es zu thun vermag. Jedes einfache, ſtarke Gefühl wird in unſern Tagen als Ueberſpannung beſpöttelt; und doch trocknet nichts die Seele mehr aus, nichts macht den innern Menſchen ſo hohl als dieſe nur auf Sinnlichkeit und Eitelkeit gegründeten Verhältniſſe, die man nicht anknüpfen kann, ohne den kleinlichſten Regungen, den ärmlichſten Leidenſchafteleien Thür und Thor zu öffnen.

Klara fand an dieſem Tage die Einſamkeit unerträglich; ſie fuhr Viſiten und war, als ſie am Abend in eine Geſellſchaft trat, wo ſie erwarten konnte,

Leiſt wiederzuſehen, unſicher über die Art und Weiſe ihres Benehmens gegen ihn. Sie fühlte ſich ihm gegenüber unbeſchreiblich verlegen; ſie wollte ihn ſo kalt wie möglich behandeln, und doch intereſſirte es ſie lebhaft, zu ſehen, wie er ſich gegen ſie betragen werde. Frau von Orſin erſchien bald nach ihr, und nie war ſie Klara ſo entzückend ſchön erſchienen als an dieſem Abend, und als nun Leiſt eintrat, ſchien es ihr unverkennbar, daß Frau von Orſin nur für ihn Augen hatte und Alles aufbot ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Leiſt hatte aber nur für Klara Augen und zeigte ſich von dieſem Abend an als Klara's erklärter Anbeter.

Sie gab ihm keine Hoffnung, ſie begünſtigte ihn nicht, allein ſie ließ ſich von ihm den Hof machen und glaubte ſich nichts vorwerfen zu dürfen, ſo lange ſie ihm jede Gelegenheit entzog, ihr von ſeiner Liebe reden zu dürfen. Sie war aber keinen Augenblick unbefangen gegen ihn; ſie vermochte nicht wie eine welterfahrne Frau mit ihm und mit ſeiner Liebe zu ſpielen, und es war natürlich, daß er, tief verdorben, wie er war, in ihrer Schüchternheit, in der ſichtlichen Angſt, mit der ſie jedes Alleinſein mit ihm, jedes Zweigeſpräch mied, einen ſichern Bürgen ſeines Triumphes fand. Ein Mann, der es dahingebracht hat, als Anbeter anerkannt zu werden, hat damit auch ſchon immer einen gefährlichen Einfluß gewon-

nen, und Klara wandelte, ohne daß ſie es ahnte, auf einem glatt abſchüſſigen Pfad. In der Geſellſchaft hielt man ſie noch nicht für ſtrafbar, aber man fürchtete für ſie, und hielt es für unmöglich, daß ſie Leiſt entgehen könne.

Klara fühlte, daß ſie Leiſt nicht im Beſitz ihres Gemäldes laſſen dürfe, und daß ihr Schweigen über dieſen Punkt für eine Bewilligung gelten könne. Es fehlte ihr aber lange der Muth, ein ſo verfängliches Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, und Wochen vergingen, ehe ſie es über ſich gewinnen konnte, ihm die Foderung, daß er es in ihre Hand legen ſolle, auszuſprechen. Leiſt wußte aus der Unterhaltung, die dadurch herbeigeführt wurde, den höchſt möglichen Vortheil zu ziehen. Er fand dieſe Foderung unausſprechlich grauſam; es war das ſchwerſte Opfer, das ihm abgefodert werden konnte; doch gelobte er endlich, es bringen zu wollen, aber nur in ihre Hand wollte er es legen, und es gelang ihm, von Klara das Verſprechen zu erhalten, daß ſie am folgenden Abend für ihn zu Hauſe ſein wolle, damit er es ihr übergeben könne.

Klara glaubte nicht ein Rendezvous zugeſtanden zu haben; Leiſt glaubte ſich aber ſeines Sieges gewiß. Mit dem ſtolzeſten Vorgefühl des Triumphes eilte er zu ihr. Zum erſten Male hörte Klara die Sprache der glühendſten Leidenſchaft; nicht ihr Herz,

aber wol ihre Eitelkeit, ihre Verlegenheit, ihre Unerfahrenheit führten sie in dieser Stunde an den Rand des Verderbens; ihr Schutzengel bewahrte sie vor dem namenlosen Unglück, Leist's Verführungskunst zur Beute zu werden. Die ewige Barmherzigkeit kann der Reue verzeihen, aber die Allmacht selbst ihr nicht den Frieden und das Glück der Unschuld zurückgeben.

Klara riß sich mit einer Kraft der Verzweiflung und mit einer solchen Empörung des Abscheus aus Leist's Armen, daß er wol fühlte, er dürfe von dieser Stunde nichts mehr hoffen. Sie stürzte in das Nebenzimmer, das sie hinter sich verriegelte; all sein Flehen, all sein Bitten blieb von ihr unbeantwortet, und er mußte das Haus verlassen, ohne von ihr ein Lebenszeichen erhalten zu können.

Keine Todesqual gleicht der Qual der herzzerreißenden Gewissensbisse, in der Klara die Nacht zubrachte. Der Schleier der Selbsttäuschung war zerrissen; sie fühlte das ganze Gewicht ihrer Verschuldung, und das so tief, daß es den Dank für ihre Rettung und das Bewußtsein derselben in ihr unterdrückte. Alles, was sie umgab, hatte eine andre Gestalt angenommen; der Zauber des eitein Glanzes

war zerronnen, ſie ſah die Wirklichkeit in ihrer ganzen ſündhaften Hohlheit und Nichtigkeit vor ſich. Alle Grundſätze, alle gottesfürchtigen Empfindungen, die Beiſpiel und die Klügeleien verfeinerter Unwürdigkeit in ihr unterdrückt hatten, erwachten wieder, um ſie vor ihrem Gewiſſen anzuklagen. Mit einem mit Abſcheu vermiſchten Entſetzen ſah ſie jetzt in Leiſt den herzloſen Verführer, der er wirklich war. Nordeck's Bild ſtand vor ihr, ſo edel, ſo würdig, ſo wahrhaft liebend und vertrauend; wie konnte, wie ſollte ſie mit dieſem Bewußtſein, am Rande des Verbrechens geſtanden zu haben, je wieder ſeinen Anblick ertragen? Und Guſtav, und Thereſe, und ihre Großmutter — von ihnen Allen fühlte ſie ſich geſchieden. Sie konnte nicht weinen; nur ein dumpfes, ſchmerzliches Aechzen wand ſich aus der Tiefe ihrer gefolterten Seele hervor und flehete zu Gott um Erbarmen.

Sie lag nach einer furchtbar durchwachten Nacht noch im Bette, als Melanie zu ihr kam. Klara brach bei ihrem Anblick in einen Strom von Thränen aus, und eine leiſe Andeutung von den Begebenheiten des vorigen Abends reichte für Melanie hin, ſich ihre Freundin noch um Vieles ſchuldiger zu denken, als ſie es wirklich war. Eine Weltfrau glaubt nie an die Tugend einer andern Frau, und Melaniens Ueberzeugung nach konnte eine ſo gewaltige Betrüb-

niß, als Klara äußerte, nur Eine Urſache haben. Gutmüthig ſuchte ſie ſie zu beruhigen, indem ſie ihre Schuld zu verkleinern und ſie als eine leicht zu entſchuldigende Verwirrung aus Schwäche und Ueberraſchung darzuſtellen ſuchte. Beide misverſtanden ſich; Klara war wirklich noch zu unverdorben, um zu ahnen, daß ihre Freundin ſie für ſo ſchuldig halten konnte, als ſie es that, und Melanie war zu weltlich geſinnt, um nicht zu glauben, daß in Klara's Fall eine Andeutung für ein volles Geſtändniß zu nehmen ſei. Doch hatte ſie darin Recht, daß ſie es Klara zur Pflicht machte, jeden Verdacht eines ungewöhnlichen Ereigniſſes von ſich abzulenken und ſich durchaus nicht plötzlich, wie ſie es Willens war, aus ihrem bisherigen Zirkel zurückzuziehen, da man dann gewiß nicht verfehlen werde, der Veranlaſſung zu einem ſo auffallenden Betragen auf Koſten ihres Rufes nachzuſpüren.

Klara fühlte ſich durch Melaniens Gegenwart gedrückt; ſie empfand in dieſer Stunde die Gehaltloſigkeit dieſes Verhältniſſes, das ihr in keiner Prüfung eine Stütze, in keiner Schmerzensſtunde Troſt zu gewähren vermochte, und ſie athmete leichter, als ſie ſich wieder allein ſah. Nichts dünkte ſie aber ſo ſchrecklich, als die Nothwendigkeit, Leiſt wiederſehen zu ſollen. In ihrer Unerfahrenheit glaubte ſie, er könne unmöglich ſo frech ſein, ſie in ihrem eignen

Hauſe wieder aufſuchen zu wollen; aber noch vor der gewöhnlichen Beſuchszeit öffnete ſich die Thüre, und er trat ungemeldet ein.

Sie glaubte bei ſeinem Anblick ohnmächtig werden zu müſſen und vermochte ſich nicht zu erheben, um ſeinen Gruß zu erwidern. Die Unbefangenheit, mit der er ſie in dem zärtlichen Ton eines Einverſtändniſſes anredete, überraſchte ſie eben ſo ſehr, als ſie ſich dadurch empört und zugleich gedemüthigt fühlte. Es war wahr, ſie hatte geſtern an ſeinem Herzen gelegen, hatte ſeine glühenden Küſſe geduldet, vielleicht gar erwidert; war ſie aber darum unrettbar verloren? lag der Fluch auf ihr, dieſem Mann Rechte auf ſich eingeräumt zu haben? Und doch behandelte er ſie ſo; doch weidete er ſich ſichtlich an ihrer Qual, ihrer namenloſen Qual, an ihrem Zittern, ihrem Beben, ihrem Erbleichen, an der tiefen, unausſprechlichen Beſchämung, die es ihr unmöglich machte, das Auge aufzuſchlagen. Ihr Betragen misverſtehend, ergoß er ſich in leidenſchaftliche Betheuerungen, in vorwurfsvolle Klagen über die Grauſamkeit, mit der ſie ſich geſtern Abend ſeinen Armen entriſſen habe. Da brach plötzlich in Klara die Empörung des Abſcheus aus; der Zorn, der edle Zorn iſt ein tief geheimnißvolles Gefühl unſrer Seele, das wie die Begeiſterung alle ihre Kraft bis zum Wunderbaren ſtärkt: ſie, die noch eben mit der

Hülflosigkeit eines Kindes vor dem Verderber gezittert hatte, blitzte ihn jetzt mit einem Blick namenloser Verachtung nieder, indem sie rasch nach der Klingel griff. Sie schellte so stark, daß ihre Jungfer und der Bediente zugleich von verschiedenen Seiten ins Zimmer stürzten; dem Letztern befahl sie, den Kutscher vorfahren zu lassen und hielt die Erstere durch ein kleines Geschäft im Zimmer fest. Leist stand am Ofen, und leise vor sich hin ein Liedchen summend, wartete er ungeduldig darauf, sich wieder mit Klara allein zu sehen; doch diese nahm ihren Pelz um und verließ das Zimmer, ohne auch nur einen Blick auf ihn zu werfen.

Allein im Wagen sitzend, fragte sie sich angstvoll, ob es denn gar kein Mittel gebe, den Anblick des Mannes zu vermeiden, der ihr durchaus unerträglich geworden war. Sie hatte dem Bedienten mechanisch befohlen, zur Frau von Walden zu fahren; als der Wagen hielt und der Bediente den Schlag öffnete, stieg sie fast bewußtlos aus, ein heftiges Fieber brannte in ihrem Adern, und nur mit der gewaltigsten Anstrengung vermochte sie sich zu fassen.

Sie war kaum einige Minuten im Zimmer, als Rehbinder erschien, der einzige von Nordeck's Freunden, der Klara im Auge behalten und sie beobachtet hatte. Sievers brachte den Winter in Moskau zu; Klinger besuchte Klara regelmäßig alle vierzehn Tage, zu

einer Morgenſtunde, wo er ſicher war, ſie allein zu treffen; allein er kam in keine Geſellſchaft und ſah nichts von den Fallſtricken, die man der jungen ſchönen Frau legte. Rehbindern war die Veränderung nicht entgangen, die Beiſpiel und die Verlockungen der Eitelkeit in Klara bewirkt hatten; allein er war zu jung und zu liebenswürdig, um ſich zu ihrem Beſchützer und Führer aufwerfen zu können. Er fand Klara zu ſchön, zu reizend, um es ſich zu vergönnen, ſie in Abweſenheit des Mannes oft zu ſehen; er war ein edler Mann und eben daher hatte er ſich bei der Wärme ſeines Intereſſes für ſie fern von ihr gehalten; doch jetzt erſchrak er ſo bei ihrem Anblick, daß er angelegentlich fragte, ob ſie krank ſei. Die Theilnahme wahrer Empfindung, die aus dem Ton ſeiner Frage klang, bewegte Klara ſo, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und ſie ihm kaum zu antworten vermochte. Nichts iſt für eine ſchöne Seele, die ſich, wenn auch nur augenblicklich vom Pfad der Pflicht und der Ehre verirrt hat, peinlicher als die Hochachtung, die ihr edle Menſchen beweiſen und deren ſie ſich nicht mehr würdig fühlt. Ihr Blick ſprach ihm ihren Dank aus, doch unfähig, die Unterhaltung fortführen zu können, beendete ſie ihren Beſuch und ſchloß ſich bei der Rückkehr in ihr Cabinet ein, mit dem Befehl an ihre Diener, alle Beſuche abzuweiſen.

Rehbinder hatte Klara durch ihren eignen Werth und durch ihr Verhältniß zu Nordeck zu sehr gegen Verführung des Weltlebens und des Weltsinnes geschützt geglaubt, als daß sie sich je zu einem Fehltritt hinreißen lassen könne, der den Frieden ihrer Seele und das Glück ihres edeln Gatten auf immer zerstört haben würde. Der Zustand, in dem er sie aber bei Frau von Walden gesehen hatte, beunruhigte ihn so ernstlich, daß er noch am Abend dieses Tages zu ihr fuhr, um sich persönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Als man ihm den Bescheid brachte, die Frau Gräfin sei unwohl und nehme keine Besuche an, stieg er aus und trug ihrem Bedienten auf, ihm Nachricht zu bringen, ob er ihr einen Arzt senden solle. Für Klara war es eine Wohlthat, seine Anwesenheit zu erfahren; sie fühlte sich so dringend eines Freundes, eines Beschützers bedürftig, und er war der einzige Mann, im ganzen Kreise ihrer Bekannten, zu dem sie, als zu Nordeck's Freund, Vertrauen hatte, und dessen sittlichen Werth sie achtete. Sie ließ ihn bitten, zu ihr zu kommen, und er fand sie so blaß, so niedergeschlagen, daß es ihn in der Vermuthung bestärkte, nur ein ungewöhnliches Ereigniß, nur eine heftige Erschütterung könne die Ursache des Zustandes sein, in dem er sie erblickte.

Innig bewegt bot er Alles auf, um sie zu beruhigen und die Veranlassung desselben von ihr zu erfah-

ren. Wenn die allerwahrſte, die alleruneigennützigſte Freundſchaft ein Recht auf Ihr Vertrauen zu geben vermag, ſagte er ihr, ſo darf ich Sie bitten, es mir zu gönnen; ich glaube deſſen werth zu ſein.

O, ſagte Klara, Sie ſind werth, daß ein Engel Ihnen vertraut.

Und ſind Sie nicht ein Engel? unterbrach Rehbinder ſie; wandeln ſie nicht wie eine Erſcheinung aus einer beſſern Unſchuldswelt unter uns? —

Ein dumpfer Schmerzenslaut wand ſich hier aus Klara's zerriſſenem Herzen, und ſie barg ihr Geſicht in ihre Hände.

Eine düſtre, ſchreckliche Ahnung durchfuhr hier Rehbinder. Der ſtarke Mann erblaßte vor ihr. Keines Wortes mächtig, füllten ſich ſeine Augen mit Thränen.

Doch ſchon der nächſte Augenblick gab ihm ſein volles Vertrauen zu Klara wieder. Dieſe ſtand jetzt auf dem Wendepunkt im Leben, wo ſie noch umkehren und ſich die Würde reinen Selbſtbewußtſeins erhalten konnte. Aus dem Gefühl der Verſchuldung war ihr Selbſterkenntniß und Demuth, Sehnſucht, innigſte, flehendſte Sehnſucht nach Gott aufgegangen. Nur wer ſich in der Stunde der Gefahr von ſich ſelbſt verlaſſen gefühlt hat, kann das Ewige mit ganzer Seele faſſen und ſich mit allen Kräften ſeines

Gemüths nach der Erquickung des Glaubens und des Gebetes ſehnen. Klara war gerettet; die Erfahrung eines Tages hatte die Kraft in ihr entwickelt, das Böſe künftig fern von ſich zu halten. Ein Blick und ihr Auge reichte hin, ſie bei Rehbinder zu rechtfertigen. Wenig Worte, in denen ſie ihm ihre Furcht vor fremder Bosheit, ihr Gefühl, tief beleidigt worden zu ſein, ausſprach, gaben ihm, ohne daß ſie Jemand nannte, ohne daß ſie einen Namen ausſprach, einen Ueberblick ihrer Lage.

Was auch den Frieden Ihrer Seele geſtört haben mag, ſagte er ihr, ſo dürfen Sie, meine theure Freundin, doch nicht den Glauben an ſich und an die Wiedergewinnung deſſelben aufgeben. Betrachten Sie mich als Ihren Bruder, als einen Bruder, der bereit iſt, dem Glück ſeiner Schweſter jedes Opfer zu bringen. Früher oder ſpäter mußten Sie den Unwerth der Menſchen erkennen, die Ihnen theuer geworden waren, früher oder ſpäter einſehen, wie abſchüſſig der Pfad war, auf dem man ſie führte; doch erfodern Ihre Verhältniſſe Beſonnenheit, Klugheit und die vorſichtigſte Berückſichtigung des Urtheils der Welt. Bis zur Rückkehr Ihres Gemahls müſſen Sie durchaus Alles vermeiden, was in Ihrem Betragen auffallen und Stoff zum Gerede geben könnte. Mit ihm vereinigt werden Sie ſich dann gegen alle Pfeile und

Verſuche, die Sie jetzt fürchten müſſen, hinlänglich geſchützt fühlen.

Eben dieſe Nothwendigkeit der ſorglichſten Behutſamkeit ſprach ihr auch Melanie aus, nur freilich aus andern Bewegungsgründen. Sage mir ums Himmels willen, fing ſie, ſobald ſie Klara ſah, ſehr lebhaft an, was iſt zwiſchen Dir und Leiſt vorgefallen, als er geſtern Morgen bei Dir war? Er iſt äußerſt aufgebracht und fühlt ſich durch Dein Betragen aufs kränkendſte beleidigt.

Ich haſſe, ich verabſcheue ihn, rief Klara, und ihre blaſſen Wangen erglühten fieberhaft.

Das iſt ſchwer zu glauben, erwiderte Melanie ſpöttelnd, und würde jeden Andern, der dieſe Aeußerung von Dir hörte, auf ſeltſame Vermuthungen führen. Bedenke aber, Klara, daß Leiſt kein Mann iſt, den eine Frau ungeſtraft beleidigen kann. Du darfſt durchaus keine Rückſicht der Artigkeit und der achtungsvollen Höflichkeit gegen ihn aus den Augen ſetzen, wenn Du nicht aus ihm einen gefährlichen Feind machen willſt, deſſen erſtes Opfer Dein Ruf werden würde. Mag nun zwiſchen Euch vorgefallen ſein, was da will, ſo mußt Du doch den Schein retten und Dich nicht wie ein ungezogenes Kind gegen ihn betragen.

Klara's Herz erſtarrte vor dem Ton, in dem Melanie zu ihr ſprach und der ſo ganz von dem ver-

schieden war, den sie gewohnt war von ihr zu hören. Sie fühlte, daß sie ihre Achtung verloren hatte, und daß sie sich eine Ueberlegenheit gegen sie anmaßte, zu der sie sich früher nie berechtigt geglaubt hatte; und wie fühlte sich Klara dadurch in ihren eigenen Augen gedemüthigt und erniedrigt! Wie, sagte sie entrüstet, ich sollte nicht das Recht haben, einen Mann der mir höchst verächtlich, ja abscheulich geworden ist empfinden zu lassen, daß ich ihn hasse? Ich sollte mich zu der unwürdigsten Heuchelei bequemen und ihn dadurch zu der Vermuthung berechtigen, als könne ich ihm je verzeihen, je vergessen, wie er mich beleidigt hat?

Und was soll die Welt von Dir denken, wenn Du plötzlich mit ihm brichst und den Umgang mit ihm zu vermeiden suchst? Du kennst doch jetzt die Welt schon genug, um zu wissen, wie unbarmherzig man über Dich herfallen würde, und wie es nur eines Lächelns, eines hingeworfenen Winkes von Leist bedarf um Dich höchst lächerlich erscheinen zu lassen. Du bist nun einmal in seiner Gewalt und mußt ihm schmeicheln, wenn er diese nicht misbrauchen soll. Oder möchtest Du etwa, daß er ausplaudert, was zwischen Euch vorgefallen ist? Die Klugheit fodert durchaus, daß Du dich vor der Welt unbefangen zu scheinen bemühst. Du mußt morgen Abend wie gewöhnlich zu mir kommen und Dich darauf gefas

machen, Leiſt zu ſehen und ihn in der Geſellſchaft ſo zu behandeln, als ſei durchaus nichts Verfängliches zwiſchen Euch vorgefallen.

Es gelang Melanie, Klara von der Nothwendigkeit zu überzeugen, mit der die Weltklugheit die Befolgung dieſer Rathſchläge von ihr foderte. Sie trat am folgenden Tage in ernſter aber ruhiger Haltung bei Melanie ein und wurde innerlich noch gefaßter, als ſie Rehbinder ſchon dort vorfand. Er beobachtete ſie, ſo viel dies unbemerkt geſchehen konnte, und vorzüglich dann, als Leiſt ſich ihr mit aller Sicherheit eines begünſtigten Anbeters näherte und ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen ſuchte. Ihr inneres Erbeben bei ſeinem Anblick, der qualvolle Zwang, den es ſie koſtete, höflich gegen ihn zu ſein, entging Rehbinder nicht; er geſellte ſich zu ihnen und wich den ganzen Abend nicht aus Klara's Nähe. Dies wurde aber gerade für Leiſt zum Sporn, ſich an Klara dadurch zu rächen, daß er ihr auf das entſchiedenſte den Hof machte und ſie zwang, ihn als ihren erklärten Anbeter den ganzen Abend ausſchließlich nur mit ihr beſchäftigt zu ſehen.

Wer kann ihr nachfühlen, was ſie an dieſem Abend empfand und litt? Viel klarer ſteht gewiß vor dem Blick des Leſers die kalte Bosheit, mit der Leiſt ſich an ihrer Qual weidete. Seine Eitelkeit wurde durch ihr Betragen zu ſehr verletzt, um es

mit Gleichmuth ertragen zu können. Es war ihm unbegreiflich, wie ein so junges, unerfahrnes und für den Augenblick auch schutzloses Wesen es wagen durfte, sich ihm gegenüber selbstständig und unbescholten bewahren zu wollen, da er Klara doch in die Nothwendigkeit versetzt zu haben glaubte, ihn vor der Welt als ihren begünstigten Liebhaber anerkennen zu müssen, so bald es ihm gefiel, dafür gelten zu wollen. Er fühlte sehr wohl, daß sie ihn nicht liebte, daß ihr Betragen gegen ihn kein Erzeugniß der Furcht oder des Kampfes mit ihrer Pflicht war, sondern daß sie ihm entschieden abgeneigt war und ihn verachtete. Sie blieb höflich gegen ihn und vermied ihn in Gesellschaft auf keine auffallende Weise; allein alle seine Versuche, sie unter vier Augen zu sprechen, vereitelte sie; seine Briefe erhielt er uneröffnet zurück, und von Rehbinder unterstützt, der, ohne je mit ihr ein Wort über Leist gesprochen zu haben, ihr in jedem verfänglichen Augenblick wie ein Schutzengel zur Seite stand, gelang es ihr, Leist in einer gewissen Entfernung zu halten, von der es ihn lächerlich gemacht haben würde, wenn er ihre Grenze gewaltsam zu überschreiten gesucht hätte. Seine Wuth über dies Betragen, das alle seine Plane zu vereiteln drohte, wandte sich vorzüglich gegen Rehbinder, der ihm aber, eben so behutsam gegen ihn als ehrfurchtsvoll gegen

Klara, keine Veranlaſſung gab, ſich auf irgend eine anſtändige Art mit ihm entzweien zu können.

Klara erhielt ſehr regelmäßig Briefe von Nordeck, und jeder derſelben erneuerte und verſtärkte für ſie die Schmach des Bewußtſeins, ſich ihm gegenüber ſchuldig zu fühlen. Der Ton und der Inhalt ihrer letzten Briefe beunruhigten ihn, da ſie nicht mehr das Gepräge der ſüßen ungefärbten Herzlichkeit hatten, die ihn früher ſo beglückt hatte. Sie war gegen ihn ſchüchtern, zagend im Ausdruck ihrer Liebe wie eine Braut; aber nie war er ihr ſo theuer geweſen als jetzt. Aus ihrem Vergehen war ihr das Vollgefühl ſeines Werthes und des Glückes, ihm als Gattin anzugehören, aufgegangen; allein ſie hielt ſich für unwürdig, zu ihm wie eine geliebte Frau zu dem geliebten Gatten reden zu dürfen, und ſo innig, ſo unausſprechlich ſie ſich auch nach ihm ſehnte, ſo bangte ihr doch auch wieder unbeſchreiblich vor ſeiner Zurückkunft. Wie ſollte ſie dies Wiederſehen, wie ſeinen Blick, ſeine Freude, ſeine Liebe ertragen, ohne an ſeinem Herzen vor Scham und Reue zu verſinken?

Jetzt kam ein Brief von Nordeck, in dem er ihr ſeine baldige Zurückkunft verkündigte und zugleich, daß es allem Anſchein nach den Intriguen ſeiner Feinde gelungen ſei, ihm mit der Gunſt auch das Vertrauen ſeines Monarchen zu rauben. In frühe-

ren Jahren, ſchrieb er ihr, würde mich dies ſehr geſchmerzt haben; jetzt aber bin ich im Beſitz eines Schatzes, der mich für den Verluſt aller Weltherrlichkeit zu entſchädigen vermag. Ich habe ja Dich, meine Klara, Dich, meine einzige Liebe, Dich Freundin meiner Seele, reine, edle Gefährtin meines Lebens! Mit welchem Entzücken empfinde ich es, wie unentbehrlich Du mir zu meinem Glücke biſt und welchen Erſatz für alles Andre mir Deine Liebe gewährt. Wie beſeligt es mich, daß Du mein wurdeſt, ehe der leiſeſte Anflug von Gefallſucht und Glanzſucht den reinen Spiegel Deiner ſchönen Seele im Weltleben getrübt hatte! Ja, ich ſage es aus tiefſter Seele, ſo lange mir dieſer Zauber der Unſchuld und der lautern Wahrheit aus Deinen holden Zügen, meine Klara, entgegenſtralt, werde ich mich nie über den Verluſt von Glanz und Reichthum beklagen, deren größter Reiz für mich darin lag, Dein Leben mit ihren goldenen Gaben ſchmücken zu können.

Kein Wort vermag Klara's Empfindungen bei Leſung dieſes Briefes zu ſchildern. Wie gern, wie freudig hätte ſie ihr Leben geopfert, um Das ungeſchehen zu machen, was ihr angſtvollere Qual bereitete, als ſie ihr je der Tod zu bereiten vermochte. Mit unſäglichem Schmerz rief ſie ſich das Andenken der erſten Monate ihrer Verbindung mit Nordeck zu-

rück; welch ein ſchönes, friedliches Glück hatte ſie der nichtigen Eitelkeit, ſich in der Welt von Menſchen, die ihr doch eigentlich alle nur gleichgültig waren, bewundert zu ſehen, geopfert! Wenn ſie nur für die Pflicht gelebt hätte, ihren Gatten zu beglücken, ſo würde ſie ſich ihre Heiterkeit, dieſen jugendlich ſchönen Abglanz ungetrübten Seelenfriedens, bewahrt haben. Nordeck's Ernſt, ſein Verſenktſein in ſeine Geſchäfte würde dann nicht von ihr ſo misverſtanden, nicht ſo unmuthig empfunden worden ſein, ſie würde ſich nie erlaubt haben, an ſeiner Liebe zu zweifeln. Ach, ſie konnte nur ſich anklagen, wenn ſie ihr Glück mit ihrem Frieden entſchwunden fühlte!

Am Abend deſſelben Tages erhielt ſie einen Brief von Thereſe. Klara hatte dieſe treue, wahre Freundin in der letzten Zeit nicht vergeſſen, aber vernachläſſigt und ſchon zwei Briefe von ihr unbeantwortet gelaſſen; mit dem Erröthen der Schuld erbrach ſie daher das Blatt und las Folgendes:

Ich ſollte mit Dir, meine Klara, zürnen, mir ſo lange nicht geſchrieben zu haben; aber ich bin zu glücklich, um mit irgend Jemand ſchmälen zu können und am wenigſten mit Dir, Du innig Geliebte. Beruhigt bin ich auch inſofern über Dein Schweigen, als ich kürzlich zwei junge Männer geſprochen habe, die aus Petersburg kamen, wo ſie, wie ſie ſagten, oft das Glück

gehabt hatten, die schöne, allgefeierte Gräfin Nordeck zu sehen, von der sie mit wahrer Begeisterung redeten. Wie ist es Dir doch so eigen, meine Klara, unbewußt auf Alles, was Dich umgibt, reinigend und veredelnd einzuwirken; denn obgleich jene beiden Männer zu den jungen Modeherren unsrer Zeit gehören, die etwas darin suchen, geringschätzig von den Frauen zu denken und zu reden, so sprachen sie doch von Dir auf eine Weise, die die Wahrheit und die Reinheit ihrer Verehrung verbürgte.

Doch Du wirst wissen wollen, welches Geschick denn Deine Therese so beglückt; und wie wirst Du meine Freude theilen, wenn ich Dir sage, daß Gott unsre Gebete für Gustav's Glück erhört hat, und der geliebte Bruder ganz so glücklich ist, wie mein Herz es oft für ihn erfleht hat. Marie ist Witwe; die eisernen Bande, die dies engelgleiche Wesen an einen ihr durchaus unwürdigen Menschen fesselten, sind für immer gesprengt. Marie allein konnte Gustav Deinen Verlust ersetzen, und ich weiß, wie Dich diese unerwartete Wendung seines Geschickes erfreuen wird; sie ist wahrhaft ein Engel, und ihr Mann war dagegen ein Ausbund aller Laster. Wie oft hat es meine ganze Seele empört, wenn ich diese Frau, die Ehre unsers Geschlechts, schutzlos der

Tyrannei ihres Mannes preisgegeben sah, deren schweren Druck sie mit bewundernswürdiger Sanftmuth und Geduld ertrug. Sie liebte ihn nicht, sie hat ihn nie geliebt, und doch hatte sie Kraft zu der musterhaften Erfüllung ihrer Pflichten gegen ihn; sie vergaß nie, daß sie ihm am Altar Gehorsam gelobt hatte, und bewährte sich so heldenmüthig im Verleugnen und Entsagen, daß die Welt über das namenlose Unglück dieser Ehe stets im Zweifel blieb.

Unfähig, den Werth ihres Betragens gerecht zu würdigen und es zu erkennen, welchen Schatz er in ihr besitze, übte doch ihre reine, stille Frömmigkeit, der makellose Adel ihres Gemüths und die Würde ihres Betragens eine gewisse Gewalt über ihn; ihre Gegenwart legte ihm eine Art von Zwang auf, der ihm unangenehm war und ihn bewog, sich oft von ihr zu entfernen, um sich rücksichtlos seinem Hange zu einem wilden Wüstlingsleben überlassen zu können. Auch für mich war seine Abwesenheit jedes Mal eine Wohlthat; ich haßte ihn und jede Thräne, die Marie im Geheimen über ihn weinte, vermehrte meinen Abscheu gegen ihn.

Und was empfand nun nicht vollends Gustav, der mehre Male einige Wochen bei uns zubrachte! Dorn's Leben und Betragen empörten ihn oft

auf das äußerste; er vermochte seinen Zorn und die tiefe Verachtung, die er ihm einflößte, kaum zu verbergen, und mehr denn einmal schien der Augenblick da zu sein, wo er sie ihm unverhohlen zeigen werde. Nur Mariens himmlische Sanftmuth vermochte dies zu verhindern, doch nicht für immer.

Wir wurden zu einem großen Ball in der Nachbarschaft eingeladen; Marie war unwohl und bat Dorn, die Einladung für sich und auch für mich ausschlagen zu dürfen, da sie wußte, wie wenig ich diese großen Gesellschaften und rauschenden Vergnügungen liebe; allein er tobte wie ein Rasender und bestand darauf, sie solle die Einladung annehmen. Es bedarf nur Deines Wunsches, sagte ihm Marie, um mich dazu zu bestimmen. Gustav brannte, ich sah es ihm an, aber er bezwang sich, und Marie setzte sich an ihr Piano und bannte durch ihr Spiel und durch ihren Gesang den bösen Geist, nämlich ihren Mann, der brummend und scheltend das Zimmer verließ.

Der Balltag kam; Marie und ich saßen in vollem Putz auf dem Sopha und warteten auf Dorn's Befehl, daß der Kutscher vorfahren solle, als er im Jagdanzug in das Zimmer trat. Ganz erstaunt sah er uns an und fragte, was es zu bedeuten habe, daß er uns so geputzt sehe?

Ich hätte ihn für verrückt gehalten, wenn ich nicht schon mehre Male Zeugin ähnlicher Auftritte gewesen wäre.

Wir haben uns ja nur auf Deinen Befehl geputzt, sagte Marie sanft, wir sollen ja mit Dir zu dem Ball bei Essens fahren.

Nun so hol' der Teufel alle Weiber! schrie er, indem er mit dem Fuße stampfte; sie sind nur geschaffen um uns zu quälen! Welcher Eigensinn nun zu wollen, was Du letzthin nicht wolltest! Du thust das nur, um mir in Allem entgegen zu sein; aber Du sollst Deinen Willen nicht haben, durchaus nicht. Hast Du letzthin nicht gewollt, sollst Du nun auch zu Hause bleiben.

Wir wollen uns darüber nicht streiten, fiel ihm Marie hier in's Wort. Du wolltest letzthin, ich solle die Einladung annehmen; ich that es; jetzt willst Du, ich soll zu Hause bleiben, und ich füge mich auch darein, da ich hoffen darf, daß Fräulein Therese mir diese Wandelbarkeit meines Entschlusses verzeihen wird. Sie klingelte bei diesen Worten und befahl dem eintretenden Bedienten, der Reitknecht solle sich fertig halten, ein Billet von ihr, in dem sie unser Außenbleiben entschuldige, Hrn. v. Essen zu bringen.

Man sah es Dorn an, daß er auf diese Füg-

samkeit nicht gerechnet hatte; weit entfernt, sich dadurch befriedigt zu fühlen, fuhr er fort zu schelten und zu brummen, bis er endlich, da Keine von uns ihm antwortete, das Zimmer verließ. Marie erlaubte sich nie eine Klage, nie einen Vorwurf; ja, sie vergönnte auch mir nicht, meinem Unmuth Worte geben zu dürfen. Schweigen und Dulden, sagte sie mir oft, ist Alles, was einer Frau geziemt, wenn sie sich nicht glücklich fühlt.

Am andern Morgen saßen wir noch mit Gustav beim Frühstück, als der Graf hereinstürmte. Ich muß mich doch bei Dir bedanken, sagte er zu seiner Marie, daß Du mir gestern die Schuld Deines Nichtkommens aufgebürdet und mich dadurch zum Gespött der ganzen Nachbarschaft gemacht hast. Man hat uns natürlich bei Essens erwartet; aber die Frau Gräfin fanden nicht für gut, erscheinen zu wollen, um sich den Schein zu geben, als werde sie von ihrem Manne tyrannisirt, und dieser sei Schuld an ihrem Außenbleiben.

Wenn Du gerecht gegen mich sein willst, unterbrach ihn hier Marie, so mußt Du auch eingestehen, daß ich, wie unsre Freunde hier es mir bezeugen können, mich einzig und allein nach Deinem Willen gerichtet habe.

Ohne zu antworten, ging er mit großen

Schritten im Saale auf und ab und ſuchte ſichtlich nach einem neuen Vorwand zum Zank mit ihr. Erbittert trat er an den Theetiſch. Wahrſcheinlich, ſagte er ſpottend, hat ſchon Jedermann gefrühſtückt und es iſt für mich nichts übrig geblieben.

Du machſt uns ſo ſelten das Vergnügen, mit uns zu frühſtücken, erwiderte Marie freundlich, daß ich auch heute nicht darauf rechnen durfte; allein das Waſſer kocht noch, und es fehlt nichts. Darf ich Dir einſchenken?

Er wandte ſich ſchweigend ab und ging auf und nieder. Plötzlich blieb er, als falle ihm etwas ein, vor einem allerliebſten kleinen Eichhörnchen ſtehen, welches Marie zugehört und das ſie ſehr liebt. Das verwünſchte Thier, rief er, taugt auch zu nichts, als alle Möbel und alle Teppiche zu benagen. Er riß dem Thierchen hier ein Stück Zucker, an dem es nagte, weg, und dadurch gereizt, biß es ihn in den Finger.

In einem Nu hatte er das Fenſter aufgeriſſen und ſchleuderte das Eichhörnchen hinaus.

Marie ſchwieg, aber ſie ward todtenblaß und fuhr unwillkürlich in die Höhe. Guſtav ſprang aber zornig auf. Welch ein unwürdiges Betragen; rief er, mit einem Blick der tiefſten Verachtung auf Dorn, drohend aus.

Und was geht mein Betragen Sie an, Herr Baron, fragte Dorn, indem er keck auf ihn zutrat.

Es geht mich insofern an, antwortete Gustav, als jeder Mann von Ehre die Verpflichtung auf sich hat, eine edle Frau vor roher Mishandlung zu schützen.

Dorn schwur, daß er keine Einmischung in seine häuslichen Angelegenheiten dulden werde, und Gustav foderte ihn auf, mit ihm das Zimmer zu verlassen, als ich, mich gewaltsam zusammennehmend, so viel Besonnenheit erhielt, daß ich zur Thüre eilte und, mich davorstellend, ihnen scherzhaft zurief: Können Sie Beide sich so lächerlich machen wollen, sich um eines Eichhörnchens willen zu entzweien?

Ich sah, daß Dorn, dem es durchaus an Muth gebricht, verlegen war, wie er, ohne sich etwas zu vergeben, einer ernsten Erklärung mit Gustav ausweichen könne. Marie war tödtlich erschrocken; einer Ohnmacht nahe und keines Wortes mächtig, streckte sie die Arme flehend gegen mich aus. Dadurch ermuthigt, fuhr ich fort zu scherzen: Sein Sie vernünftig, Herr Graf, sagte ich, und gestehen Sie, daß es lächerlich war, sich an einem Eichhörnchen rächen zu wollen, das Sie selbst zum Beißen gereizt hatten.

Bitten Sie Ihre Frau um Verzeihung, sie so erschreckt zu haben, geben Sie meinem Bruder die Hand; dann will ich Ihren Finger verbinden, und wir wollen den Vorgang Alle vergessen.

Es geschah, wie ich gefodert hatte, und ich fühlte, daß Dorn es mir Dank wußte, ihn vor der Nothwendigkeit, sich mit Gustav zu schlagen, geschützt und die Sache friedlich vermittelt zu haben. Marie bedurfte aber langer Zeit, sich von dem Schrecken zu erholen, den dieser Auftritt ihr verursacht hatte, und kaum sah sie sich mit mir allein, als sie mich dringend bat, Gustav zu bewegen, daß er, um eine Wiederholung desselben zu verhüten, sich entfernen solle. Höchst ungern nur gab er meinen dringenden Vorstellungen nach; er liebte Marie unaussprechlich, ohne es ihr je mit einem Wort ausgesprochen zu haben, und ihr Unglück verwundete sein Herz eben so tief als schmerzlich. Je mehr er dies engelgleiche Wesen kennen und verehren lernte, je schwerer lastete es auf seiner Seele, sich als die Ursache ihres Unglückes ansehen zu müssen.

Marie rang heldenmüthig mit dem Weh dieser von Pflicht und Klugheit gebotenen Trennung. Sie konnte sich ihr Gefühl für Gustav nicht zum Unrecht anrechnen; sie glaubte ihn nur wie einen Bruder, einen edeln, bewährten Freund zu lieben

und behandelte ihn auch nur als solchen; allein nach seiner Entfernung fühlte sie, daß er die Sonne gewesen war, deren belebender Einfluß ihr Lebensmuth und Lebenskraft erhalten hatte. Ich ehrte das Geheimniß und den Kampf dieser schönen Seele, die nie zu Gott um irdisches Glück, stets nur um Muth zur treuen Pflichterfüllung betete, aber ich zagte für ihr Leben, da sie sichtlich von Woche zu Woche bleicher und matter wurde.

Unerwartet löste der Herr des Lebens und des Todes die Fesseln, die sie an den Unwürdigen banden; eine starke Erkältung zog Dorn eine Brustentzündung zu, die ihn in dem kurzen Zeitraume weniger Tage das Leben raubte. Furchtbar und entsetzlich war sein Todeskampf, der auf Marie einen so erschütternden Eindruck machte, daß ich für ihr Leben bangte. Ihre Thränen flossen nicht dem Verlust eines Mannes, den sie so wenig zu lieben als zu achten vermocht hatte, und sie ist unfähig, irgend ein Gefühl erheucheln zu wollen, das sie nicht wirklich empfindet, aber wol dem Schicksal, das ihn so unvorbereitet abrief. Ihr Vater eilte auf die Nachricht seines Todes herbei. Ihm hatte sie stets mit der äußersten Sorgfalt das Unglück ihrer Ehe zu verhehlen gesucht, doch war ihr dies nicht gelungen,

und die Aussicht, jetzt noch den Lieblingswunsch seines Herzens erfüllt und sie mit Gustav verbunden zu sehen, hat ihn neu verjüngt. Gustav harrt sehnlich auf Mariens Vergünstigung, hier erscheinen zu dürfen; sie getraut sich nicht, selbst zu entscheiden, was die Gesetze des Wohlstandes in diesem Fall von ihr fodern, und ihr Vater und ich haben es übernommen, dies für sie zu bestimmen. Zuweilen frage ich mich noch, ob diese Umwandlung von Gustav's Schicksal kein Traum ist. Du weißt, wie ich ihn liebe, Du selbst nimmst schwesterlichen Antheil an seinem Schicksal und erfreust Dich gewiß innig mit mir seines jetzigen Glückes. Seine Briefe an mich athmen alle Wonne, alle Begeisterung, alle selige Hoffnungen edler Liebe, und in jedem derselben gedenkt er des Augenblickes, wo er Dir seine Marie wird zuführen können. Marie und Klara sind geschaffen, sich zu lieben, wiederholt er mir in jedem seiner Briefe; und sich sehen, sich erkennen und sich lieben, wird für Beide das Werk des ersten Augenblicks sein.

Und er hat Recht, meine Klara. Du wirst diese sanfte, edle Marie und in ihr die Einzige lieben, die in Gustav's Herzen Deine Stelle zu ersetzen vermochte. Deines Glückes gleichfalls gewiß, meine Klara, bleibt mir kein Wunsch mehr

übrig als der, Dich wiederzusehen und Dir in Marie die Dritte in unserm Freundschaftsbund zuführen zu können.

Klara's Thränen flossen bei Lesung dieses Briefes. Gott, rief sie mit dem Gefühl der schmerzlichsten Demüthigung, wenn Gustav und Thereſe es ahnten, wie tief gesunken das Wesen ist, dem er früher Mariens Glück aufopferte! Wie würden Beide davor zurückbeben, dies engelreine Wesen mit mir vergleichen zu wollen? Ach, wird es mir beschieden sein, mich je wieder der Freundschaft dieser theuern Menschen ungetrübt erfreuen zu können? Kann Reue mich mit mir selbst versöhnen? Kann sie mir den Frieden der Unschuld und eines ruhigen Gewissens zurückgeben? O Nordeck, Nordeck, wie soll ich es ertragen, Dich wiederzusehen! Ich fürchte nicht seinen Zorn, wol seinen Schmerz! — Wie glücklich war ich, als er mich verließ! Wie soll, wie kann ich je büßen, je gutmachen, was ich gegen ihn gefehlt habe! Er ist so edel, er liebt mich so innig, er wird mir den Irrthum eines Augenblickes verzeihen; er wird es fühlen, er wird es in meinen Blicken lesen, daß ich ihn inniger, wärmer, treuer denn je liebe; aber klar und wahr muß Alles zwischen uns bleiben, und Gott, der mir die Kraft gibt, Nordeck's Würde und seiner Ehre durch meine Fassung und mein Betragen in den Au-

gen der Welt nichts zu vergeben, wird mir auch die Kraft zu dieſem ſchmerzlichen Geſtändniß geben.

Rehbinder fand ſie, als er kam, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, ſehr bleich, aber ruhiger und gefaßter als in der letzten Zeit. Sie reichte ihm den Brief ihres Gemahls; allein er hatte ihn kaum durchflogen, als Melanie eintrat; ſie ſtellte ſich bei ſeinem Anblick verlegen und bat um Entſchuldigung, wenn ſie vielleicht ein intereſſantes Zweigeſpräch ſtöre. Er ließ die Bosheit unbeachtet, die in dieſen Worten lag, und fing an, ſie zu necken und ihr zu verſichern, ſie müſſe, wenn ſie gekommen ſei, um der Gräfin ein Geheimniß zu entdecken, ſich entſchließen, auch ihn zum Vertrauten deſſelben anzunehmen, da er feſt entſchloſſen ſei, die Gunſt des Zufalls nicht unbenutzt zu laſſen, der ihm das Glück gewähren wolle, ſie nach Hauſe begleiten zu dürfen.

Nun, ſo wähle ich Sie denn zu unſerm Rathgeber, antwortete ſie lächelnd; ich bin hier, um mit der Gräfin zu überlegen, welche Maske wir für die Fremdenmaskerade wählen wollen*).

Klara erklärte, dieſe Maskerade nicht beſuchen zu wollen. Haben Sie es ihr etwa verboten? fragte

*) Zum Schluß des Carnevals findet dieſe ſehr glänzende Maskerade ſtatt; Fremdenmaskerade heißt ſie, weil ſie am Dienſtag vor Aſchermittwoch gegeben wird, wo die Faſten der Ruſſen ſchon begonnen haben.

Melanie ſpöttiſch? Den ganzen Winter haſt Du dich auf dieſe Maskerade gefreut und verſprachſt Dir das größte Vergnügen davon; nun iſt der Zeitpunkt da, Alles iſt mit Zurüſtungen dazu beſchäftigt, und ſiehe da! Du kommſt auf den Einfall, nicht hingehen zu wollen. Reden Sie ihr doch zu, Graf Rehbinder, ſetzte ſie perſiflirend hinzu; Sie ſollen uns auch begleiten, und die Gräfin iſt ſo gut, daß ſie auch dort gewiß mit Keinem ſpricht, der nicht das Glück hat, Ihnen zu gefallen.

Dieſe Verheißung iſt ſo verführeriſch, antwortete der Graf, daß ich ihr nicht zu widerſtehen vermögen würde, wenn die Gräfin nur geneigt wäre, mir das Amt eines Arztes oder eines Berathers zu übertragen, mit dem Sie mich ſo gütig bekleiden zu wollen ſcheinen. Als Arzt würde ich ihr verordnen, zu ihrer Zerſtreuung hinzugehen, und als Berather —

Sie vergeſſen, unterbrach ihn Klara, daß ich nach dem eben erhaltnen Briefe meinen Mann von Tag zu Tag erwarten darf.

Er kann doch erſt in acht Tagen eintreffen, erwiderte Rehbinder, und hat es ſich ja vorbehalten, Ihnen noch den Tag ſeiner Ankunft genauer zu beſtimmen.

Er winkte ihr hier bittend zu, die Einladung anzunehmen; ſie that es, und jetzt war nur noch von dem Coſtume die Rede, das beide Damen wählen wollten. Dieſe wichtige Angelegenheit kam auch

bald zu Stande, da Klara ſich in Alles fügte, was Melanie vorſchlug, und es wurde beſchloſſen, daß man bei Melanie zum Abend eſſen und ſich bei ihr anklei-den wolle, um dann zuſammen hinzufahren.

Rehbinder begleitete Melanie nach Hauſe, allein A fand noch im Verlauf des Tages Gelegenheit, ſich bei Klara zu rechtfertigen, daß er ſeine Bitten mit den ihren vereint habe, ſie zu bereden die Maskerade zu beſuchen. Es ſcheint mir durchaus nothwendig, ſagte er, daß Sie ſorgfältiger denn je Alles vermei-den, was im Publicum zu irgend einer Deutung, zu irgend einer Ahnung, als walte zwiſchen ihnen und Melanie ein Misverſtändniß, Gelegenheit geben kann. Sie ſind von dieſer bis jetzt in der Abweſenheit Ihres Gemahls ſo unzertrennlich geweſen, daß man es allgemein befremdend finden würde, ſie allein und ohne Sie auf der Maskerade zu ſehen, und gewiß gehört Melanie nicht zu den Frauen, die das Ge-ſchick haben, eine Freundin vor Misdeutung zu ſchützen; ja, ich glaube ſogar, daß Sie bei ihr nicht mehr auf den Willen dazu rechnen dürfen.

Klara konnte dieſe Gründe nur billigen, und als ſie an dem zu dieſem Feſte beſtimmten Abend mit Melanie in den Saal trat, machte die Neuheit und der Glanz des Schauſpiels einen Eindruck auf ſie, der ſie gewaltſam aus ihrem ſtillen Trübſinn riß. Ein hellſtralender Juwelenglanz war in dem Saale

verbreitet, da von der großen petersburger Welt an diesem Tage Alles aufgeboten wird, sich gegenseitig an Pracht zu überbieten. Melanie erschien als Lady Rowena, Klara als Rebekka; Beide zogen durch ihre Erscheinung Aller Blicke auf sich, und der Kreis, der sich um sie bildete, wurde immer dichter. Klara fühlte sich geblendet und betäubt; es gelang ihr nicht, irgend eine der Masken zu erkennen, die sie anredeten, und doch sah sie sich von vielen erkannt. Wunderbaren Eindruck machte auf sie die Stimme eines Judenrabbiners; er redete sie als seine Stammgenossin an, allein bald begann er ihr von seinen Wanderungen zu erzählen, und wie er in Deutschland auf dem Gute einer ehrwürdigen Edelfrau oft gewesen und dort ein junges Mädchen gekannt habe, das ihr höchst ähnlich gewesen sei. Er nannte ihr das Gut, wo ihre Großmutter lebte, und rief ihr einige Auftritte ihrer Kindheit zurück, die sie überzeugten, daß sie einen alten Bekannten vor sich sah. Doch vergeblich bemühte sie sich, zu errathen, wer unter dieser Maske verborgen sei. Leist, der, als Spanier gekleidet, nicht aus ihrer Nähe wich und Jeden mit eifersüchtigen Blicken bewachte, der sich ihr näherte, misverstand die Theilnahme, mit der sie dem Rabbiner zuhörte, und glaubte, unter dieser Maske müsse Rehbinder verborgen sein. Klara äußerte den Wunsch, auszuruhen, und fand auch einen Platz auf einer der

an den Wänden ringsumlaufenden Estraden; Melanie wollte aber noch einmal im Saale umhergehen, und Leist mußte ihrer Aufforderung, ihr den Arm zu geben, gehorchen.

Der Rabbiner war Klara zu ihrem Sitze gefolgt; sie foderte ihn auf, ihr auch den Namen des jungen Mädchens zu nennen, von dem er ihr erzählt habe, und ihr von ihrem jetzigen Schicksal Kunde zu geben.

Sie hieß Klara, antwortete er ihr, sie war, sie ist ein Engel; aber sie scheint die Freunde ihrer Kindheit ganz vergessen zu haben; sie hat selbst das Andenken, welches bestimmt war, ihr den treuesten, den wärmsten derselben zurückzurufen, von sich entfernt. Hier zog er den Handschuh ab und zeigte ihr an seinem Finger Gustav's von ihr so leichtsinnig verschleuderten Ring.

Tief ergriffen und namenlos bewegt, wandte sie das Gesicht so rasch ab, als erschrecke sie vor seinem Anblick.

Gustav — er war es, und sie hatte ihn bei den letzten Worten am Ton seiner Stimme erkannt — misverstand ihre Bewegung Grosser Gott! rief er, wodurch habe ich es denn verschuldet, daß meine Nähe Sie erschreckt und Sie vor mir wie vor einem Feinde zurückbeben?

Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Sie verkennen mich, sagte sie kaum hörbar, Sie sind mir

immer theuer; aber ich bin so überrascht, so unaussprechlich erschüttert, ich ahnete so gar nicht Ihr Hiersein.

Hier kam Melanie zurück und mit ihr ein Schwarm von Masken, der jede weitere Erklärung zwischen Klara und Gustav unmöglich machte. Er verlor sich unter der Menge, und da sie sich unfähig fühlte, ihre Fassung wiedergewinnen zu können, beklagte sie sich über eine Anwandlung von Schwindel und verlangte nach Hause zu fahren. Melanie schlug ihr vor, in ein Nebenzimmer zu gehen, um sich zu erholen. Sie zitterte, als sie aufstand, so gewaltig, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte und sich gezwungen sah, Leist's Arm anzunehmen, der sich mit Melanie zu ihr gedrängt hatte und mit allem Anschein der zärtlichsten Beflissenheit bemüht war, sie aus dem Gedränge zu führen.

Ein schwarzer Domino, der sie, von ihr unbemerkt, nicht aus den Augen verloren und ihrer angelegentlichen Unterredung mit Gustav in reger Spannung gelauscht hatte, ohne mehr als einzelne Worte derselben auffangen zu können, folgte ihr auch jetzt bis zu dem Cabinet, in das Leist Klara führte, welcher, mit einem Wink an Melanie, während diese sich gleichmüthig nach dem Saal zurückwandte, die Thüre rasch hinter sich zuzog.

Mit einer furchtbaren Geberde flammenden Zor-

nes drückte der Domino die geballte Hand auf ſein Herz, als wolle er es hindern, die empörte Bruſt zu ſprengen. Schon war er im Begriff, die Thüre des Cabinets gewaltſam zu öffnen, als ſein Blick auf das nebenſtehende Gemach fiel, das, von jenem nur durch eine dünne Wand getrennt, ihn zum unſichtbaren Zeugen der Unterredung machte, die Leiſt auf dieſem unwürdigen Wege von Klara zu erzwingen ſuchte.

So groß auch Klara's Entſetzen war, als ſie ſich mit Leiſt allein ſah, ſo ſchnell faßte ſie ſich doch in der vollen Würde des Bewußtſeins eines feſt entſchiedenen Willens. In ihrem Herzen war kein Zwieſpalt der Empfindung; das Gefühl der Demüthigung, das ihr bei jetzt Leiſt gegenüber den Anſchein langer Scheu gegeben hatte und von ihm misverſtanden worden war, wich in dieſer entſcheidenden Stunde dem edeln Ernſt einer Ehrfurcht gebietenden Haltung. Er beſchwur ſie, ihn anzuhören, und betheuerte, er könne und werde um keinen Preis dieſe Stunde unbenutzt laſſen, um von ihr ein Geſpräch zu erzwingen, das ſie nicht das Recht habe ihm zu verweigern, er aber das Recht zu fodern.

Das haben Sie nicht, unterbrach ſie ihn, aber mir ſelbſt bin ich eine Erklärung ſchuldig, von der ich hoffe, daß ſie mich auf immer von Ihren Verfolgungen befreien wird. Sie haben ſich von mir

geliebt geglaubt, Sie bauen noch auf eine geheime Vorliebe, die ich für Sie im Herzen trage; aber Sie sind im Irthum. Sie sind mir durchaus und ganz entschieden gleichgültig. Jung, unerfahren, des Schutzes meines edeln, trefflichen Mannes beraubt, hat mich Eitelkeit und böses Beispiel verleitet, mich dadurch geschmeichelt zu finden, daß Sie mir den Hof machten; ich werde es mir nie vergeben, daß ein Augenblick kam, in dem Sie sich berechtigt halten durften, mir theuer zu sein; doch nur Gott und meinem Gatten bin ich davon Rechenschaft schuldig, nicht Ihnen, und wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so werden Sie mich gewiß durch Ihr Betragen nie wieder an die augenblickliche Täuschung meiner Eitelkeit erinnern.

Leist war unedel genug, sich für diese Abweisung durch Hohn und Spott der beißendsten Persiflage rächen zu wollen; er sprach seinen entschiedenen Unglauben an die Reinheit der Bewegungsgründe ihres Kaltsinns gegen ihn auf eine wahrhaft beleidigende Weise aus; doch ehe Klara zu antworten vermochte, trat durch eine Seitenthüre der schwarze Domino ein. Sie glaubte Rehbinder zu sehen, der, von Dienstgeschäften gefesselt, sie nicht, wie er Willens gewesen war, gleich hatte begleiten können, und eilte ihm mit dem Vertrauen, dessen sich dieser wahre Freund so würdig gezeigt hatte, entgegen, indem sie

ihm die Hand reichte und ihn bat, sie hinwegzuführen. Nein, gnädigste Frau, rief Leist, alle Fassung verlierend, wüthend ihr zu, so ist es nicht gemeint; und welches auch die Rechte sein mögen, die Graf Rehbinder bei ihnen geltend machen zu können glaubt, so sind sie doch vielleicht nicht größer als die meinigen, die ich nicht gesonnen bin, mir so leicht rauben zu lassen.

Elender! rief hier der schwarze Domino mit vor Zorn bebender Stimme, und Leist mit gewaltiger Kraft beim Arme fassend, zog er ihn mit unglaublicher Schnelle mit sich fort aus dem Cabinet.

Klara schrie laut auf; sie wollte ihnen nacheilen, aber sie sank besinnungslos nieder; ihr Schrei zog mehre Masken herbei, unter ihnen auch Melanie und Rehbinder, auf den Klara's erster Blick fiel, als sie die Augen wieder aufschlug; sie sprang auf und fragte ihn bebend vor Schreck und Entsetzen, was aus Leist geworden sei.

Ich habe ihn heut Abend noch gar nicht gesehen, antwortete er befremdet, da ich eben erst komme.

Waren Sie es denn nicht, der eben aus diesem Cabinet mit ihm hinausstürmte?

Auf seine verneinende Antwort sank sie von Neuem besinnungslos zusammen; sie zuckte in heftigen Krämpfen und mußte nach ihrem Wagen getragen werden. Der ganze Vorfall war für Rehbinder ebenso dunkel als beängstigend. Melanie ver-

mochte ihm keine andere Auskunft zu geben, als daß ſie Leiſt mit einem ſchwarzen Domino, in dem auch ſie Rehbinder zu erkennen geglaubt habe, aus dem Cabinet kommen und Beide eilig durch den Saal ſchreiten ſehen, um ihn zu verlaſſen.

Ringend zwiſchen Ohnmacht und Bewußtſein, unfähig, ein Wort hervorbringen, eine Thräne vergießen zu können, war Klara in ihr Zimmer gebracht worden, wo ihre Kammerjungfer ängſtlich bemüht war, ſie wieder zur Beſinnung zu bringen. Sie ſchien keinen der ſie umgebenden Gegenſtände zu erkennen, ihr Blick war ſtarr und ausdrucklos, aber bei jedem Geräuſch ſchrak ſie convulſiviſch zuſammen. Plötzlich hörte man einen Wagen vorfahren, es wurde im Hauſe laut, Männertritte näherten ſich ihrer Thüre, dieſe wurde aufgeriſſen, und Klara ſah ſich in Nordeck's Armen.

Voll unausſprechlicher Sehnſucht, ſie wiederzuſehen, hatte er ſeine Abreiſe von Stockholm um einige Tage beſchleunigt, und um ſie deſto mehr zu überraſchen, fuhr er bei ſeiner Ankunft in Petersburg nicht vor ſeiner Wohnung vor, ſondern ſtieg in einem Hotel ab, wo er ſeinen Leuten bis auf weitern Befehl zu bleiben gebot. Wie ſchmerzte es ihn, Klara nicht zu Hauſe zu finden; aber er war wieder in ſeiner Wohnung, jeder Gegenſtand in Klara's Zimmer, ihr Sopha, ihre Harfe, ihr Arbeitstiſchchen ver-

gegenwärtigte ſie ihm ſo lebhaft, daß er ſeiner Sehnſucht nicht länger zu gebieten vermochte, ſondern ſich, da er von ihren Leuten erfuhr, wo ſie ſei, einen Domino holen ließ, um ſie aufzuſuchen.

Er fand und erkannte ſie erſt in dem Augenblick, wo ſie, von Melanie und Leiſt begleitet, nach dem Nebenzimmer ging, um ſich zu erholen. Wir haben geſehen, auf welche Weiſe er hier Zeuge von ihrer Unterredung mit Leiſt wurde, und wie er, ſeines Zornes und ſeiner Empörung nicht länger mächtig, dieſen mit ſich fortriß. Im Vorzimmer nahm er die Maske ab. Meine Reiſepiſtolen ſind noch geladen, ſagte er ihm, wir dürfen nur in dem Hotel, wo ich abgeſtiegen bin, vorfahren, um ſie zu holen, und unſern Bedienten befehlen, uns zu folgen, da es bei dieſem taghellen Mondenſchein keiner längeren Verzögerung zur Entſcheidung zwiſchen uns bedarf.

Leiſt glaubte, ſich keine Einwendungen erlauben zu dürfen; ſie verabredeten in flüchtigen Worten mit einander, was noch zu beſprechen war, und nach einer halben Stunde ſtanden ſie ſich ſchon auf dem öden, in dieſer Nachtſtunde ganz einſamen Marsfelde zur Entſcheidung über Tod und Leben gegenüber. Leiſt hatte, als Gefoderter, den erſten Schuß; ſeine Kugel ſtreifte Nordeck's Schulter, allein in der nächſten Minute ſank er, ſchwer verwundet, nieder.

Nordeck war den Dienern behülflich, die das

Blut zu ſtillen verſuchten und ihn in den Wagen trugen. Sie haben gut getroffen, Herr Graf, ſagte er matt, und vielleicht der ganzen ſchalen Komödie, die man Leben nennt, ein Ende macht. Nehmen Sie daher mein Ehrenwort, daß Sie Ihrer Frau Gemahlin nichts zu verzeihen haben, und daß ich ihr nichts vorzuwerfen habe, als eben ihre Abneigung, die Rolle eines gefallenen Engels übernehmen zu wollen.

Nordeck ſchwieg und eilte zu Klara zurück. Sie war ihm ein neu gewonnenes Glück, deſſen Werth und deſſen Bedeutung für ſein Leben er erſt jetzt ganz zu erkennen, ganz zu empfinden gelernt hatte; und ſie, aus dem bewußtloſen Schlummer kindlicher Unſchuld durch Schuld und Irrthum geweckt, hatte ihr ganzes Weſen ſich durch Schmerz und Reue geläutert; die Fähigkeit ihres Herzens, wahrhaft lieben zu können, war erſt jetzt erweckt und ſie fähig geworden, Nordeck's Werth anzuerkennen und das Glück, ſein zu ſein, nach ſeinem vollen Gehalt zu würdigen. Zum erſten Mal ſtralte ihm jetzt, als er ſie in ſeine Arme ſchloß, aus ihrem Blick Fülle der Liebe entgegen, ſie ruhte an ſeinem Herzen, beſeligt durch die Ahnung, daß auf dieſe dunkle Prüfungszeit ſchöne helle Lebenstage voll Liebe, Treue, glanzloſer Pflichterfüllung und frommer Demuth folgen würden.

Von jeher war es in ihr entſchieden geweſen, daß er Alles erfahren müſſe, was ſie erlebt habe, um

dam zu entſcheiden, ob er, war gleich ſeine Ehre als Gatte unverletzt geblieben, ſich doch nicht vielleicht von ihr getrennt und ſich unfähig fühlte, ihr künftig unbedingt zu vertrauen, und ſich zu überzeugen, daß ſie eben durch dieſe Erkenntniß ihrer Strafbarkeit und ihrer Irrthümer erſt ganz und ungetheilt ſein geworden war. Alles, was ihr Herz belaſtet, ihre Seele geängſtigt hatte, entſtrömte ihren Lippen.

Beruhige Dich, ſagte er ihr, indem er ſie an ſein Herz ſchloß, und ſetze bei mir kein Mistrauen, keine Beſorgniſſe voraus, die ſowol Deiner als meiner unwürdig ſein würden. Du hatteſt einen ſchlüpfrigen Pfad betreten, aber der größte Theil Deines Fehlers fällt auf mich zurück; ich hätte Dir zur Seite bleiben, Dich vor den Gefahren warnen, vor der Anfechtung ſchützen ſollen, denen die Unerfahrenheit Deiner Jugend und meiner Stellung in der Welt Dich preisgaben. Die Erfahrung hat Dir jetzt die Lehren gegeben, die ich Dir hätte erſparen können; doch Friede ſei mit der Vergangenheit, eine heitre Zukunft liegt vor uns. Du haſt nun erfahren, wie dieſer gifthauchende Verkehr mit der vornehmen Welt, das Eingehen und Antheilnehmen an ihren Intereſſen unſre moraliſche Kraft austrocknet und den frommen ſittlichen Ernſt, der die einzig ſichtbare Grundlage treuer Pflichterfüllung iſt, lähmt. Die Heuchelei kann den Schein mancher Tugend geben; doch

Wahrheit, Geduld, Liebe und Treue ſind nur das Eigenthum edler Menſchen und das Kleinod jedes höhern Daſeins. Bis zu dieſer Prüfung war Deine Tugend nur ein glücklicher Zufall; von nun an iſt ſie Dein ehrenvoll erworbenes und bewahrtes Eigenthum.

Die Folgezeit rechtfertigte ſein edles Vertrauen. Klara's Ehre blieb vor der Welt ungekränkt und Nordeck's Zweikampf mit Leiſt ein Geheimniß. Dieſer mußte lange und ſchmerzlich an den Folgen ſeiner Wunden leiden und ging im Frühling nach Iſchia, um das dortige Bad zu ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung zu gebrauchen. Klara hat ihn nie wieder geſehen. Ohne mit Melanie ganz zu brechen, führte Klara, von ihrem Gemahl geleitet, ihr Verhältniß allmälig in die Grenzen der Bekanntſchaft zurück. Deſto friſcher und inniger erblühete aber ihre Freundſchaft zu Thereſe. Guſtav, der nach Petersburg gekommen war, um die Brautgeſchenke für ſeine Marie einzukaufen, hatte den Ring, den er einſt an Klara zum Andenken einer ihm unvergeßlichen Stunde ſchenkte, bei einem Juwelier gefunden, erkannt und ihn wiedererſtanden; Klara geſtand ihm offen die Bewegungsgründe, die ſie veranlaßt hatten, ihn zu veräußern, und empfing ihn zum zweiten Mal aus der Hand des treuen Freundes, um ihn lebenslang als ein Warnungszeichen und als ein Denkmal der Er-

innerung an die Nichtigkeit des weltlichen Treibens und ſeiner Gefahren zu tragen. Noch im Lauf dieſes Jahres führte Guſtav Marie als ſeine Gattin nach Petersburg, und die ſchöne Ahnung, der erſte Blick werde hinreichen, dieſe mit der theuern Jugendgeſpielin zu befreunden, wurde erfüllt. Aber auch die Erfüllung von Klara's innigſtem Herzenswunſch begann aufzudämmern, als Rehbinder Thereſe nach ihrer Rückkehr genauer kennen lernte. Beide waren werth ſich einander anzugehören, und der Bund ihrer Herzen beglückte Nordeck und ſeine Gattin um ſo mehr, da Rehbinder ſeinen Entſchluß erklärte, den Grafen, der im Spätherbſt nach Deutſchland zurückberufen wurde, zu folgen und ſich in dem Vaterlande deſſelben anzukaufen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druckfehler.

Seite.			
—	55	Zeile 10 v. u. l.	die eine, wie der Aussatz, ansteckende Krankheit.
	56	— 6 v. u. l.	die Werke st. in die Werke
	141	— 10 v. o. l.	erwartete st. erwartet
	145	— 9 v. o. l.	den st. das
—	154	— 3 v. o. l.	dem Staate st. in dem Staate
	157	— 8 v. o. l.	zusammengesparten st. zusammengepaarten
	160	— 7 v. u. l.	bezeugen st. bezeigen
—	162	— 9 v. u. l.	Seele; st. Seele?
	165	— 1 v. o. l.	wetterleuchtenden st. wetterleuchtenden.
—	182	— 13 v. o. l.	und so ist es mir auch ganz st. und es ist mir ganz
—	206	— 6 v. u. l.	hatten, st. hätten
—	220	— 11 v. o. l.	oben, st. eben